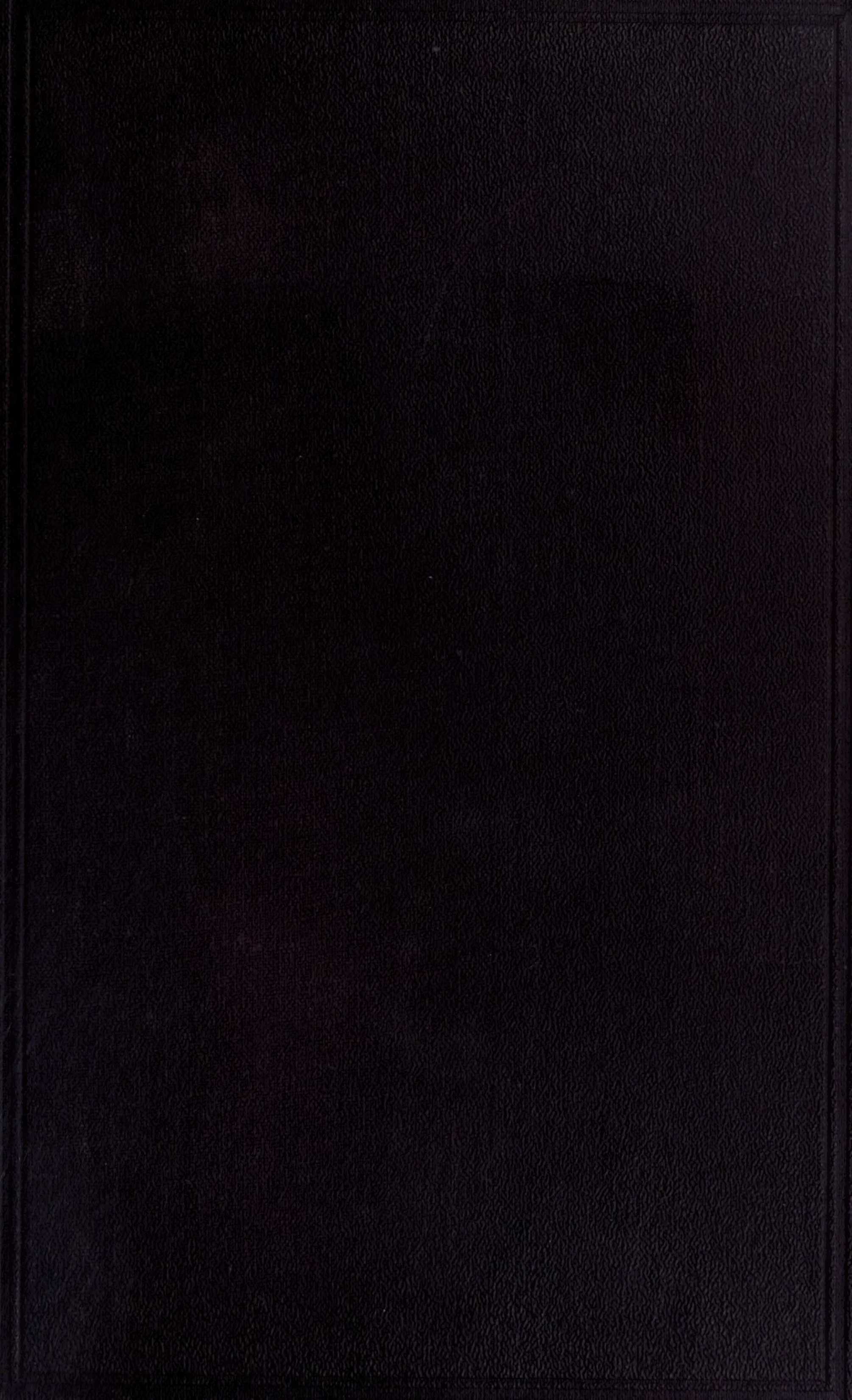
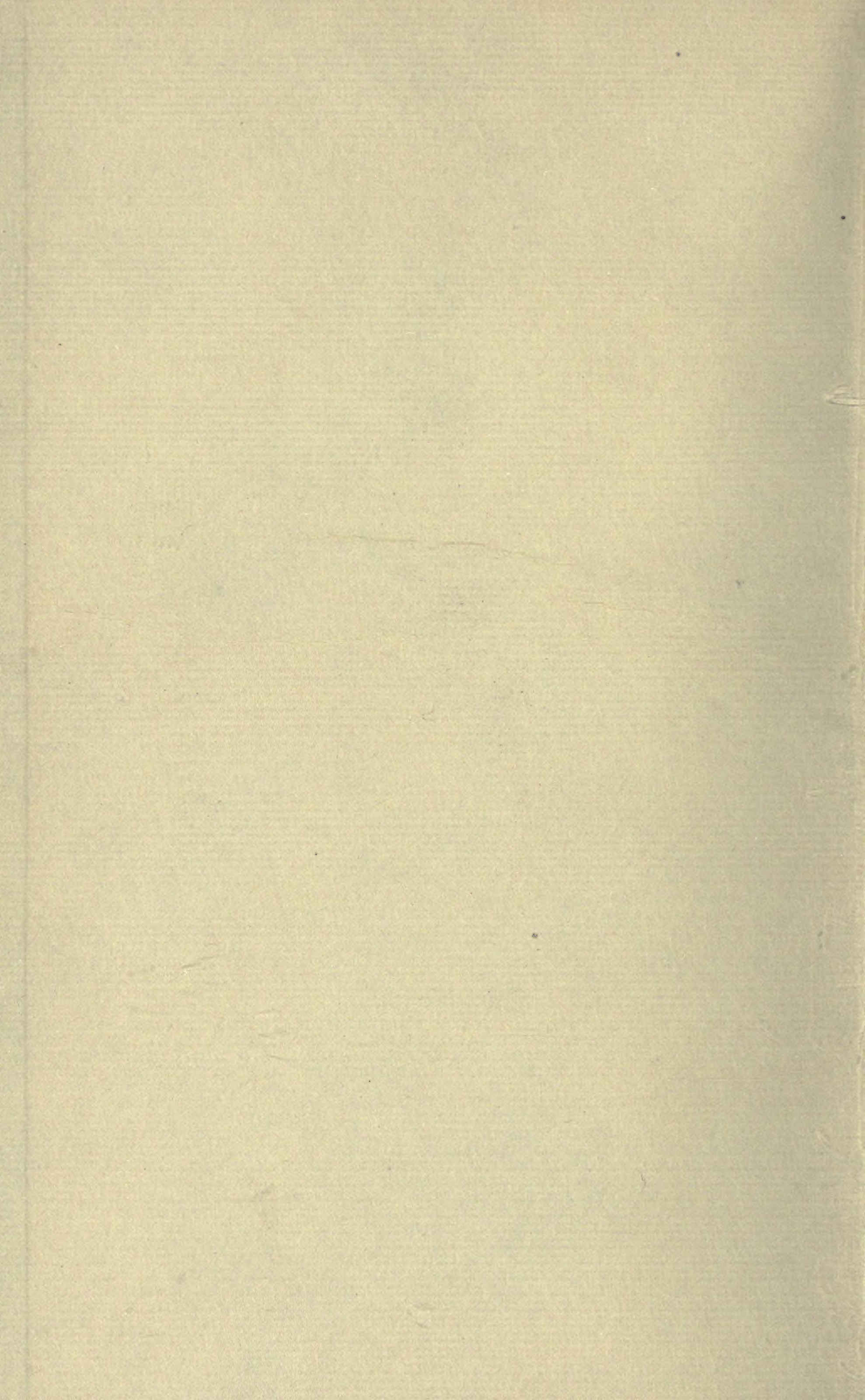
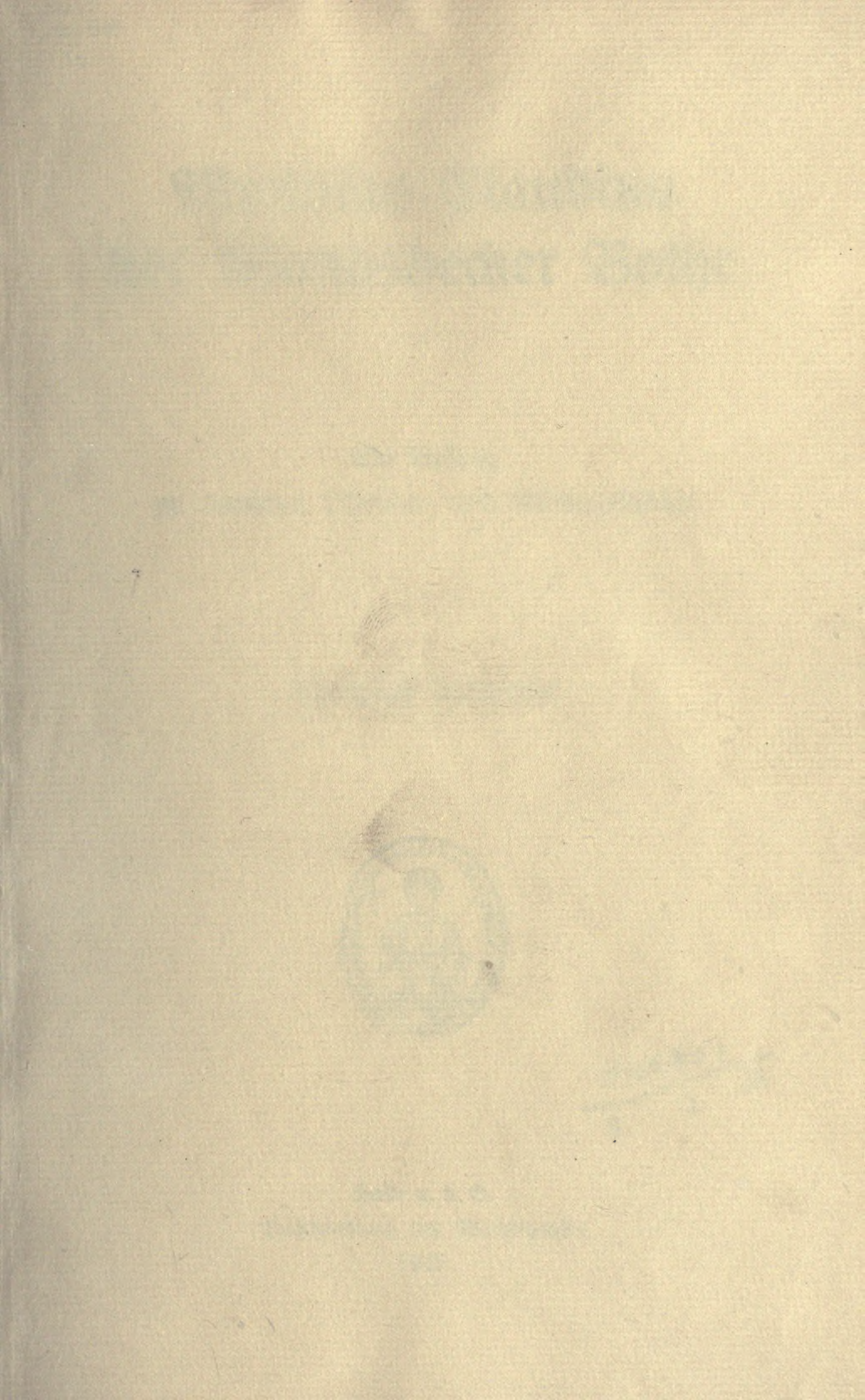
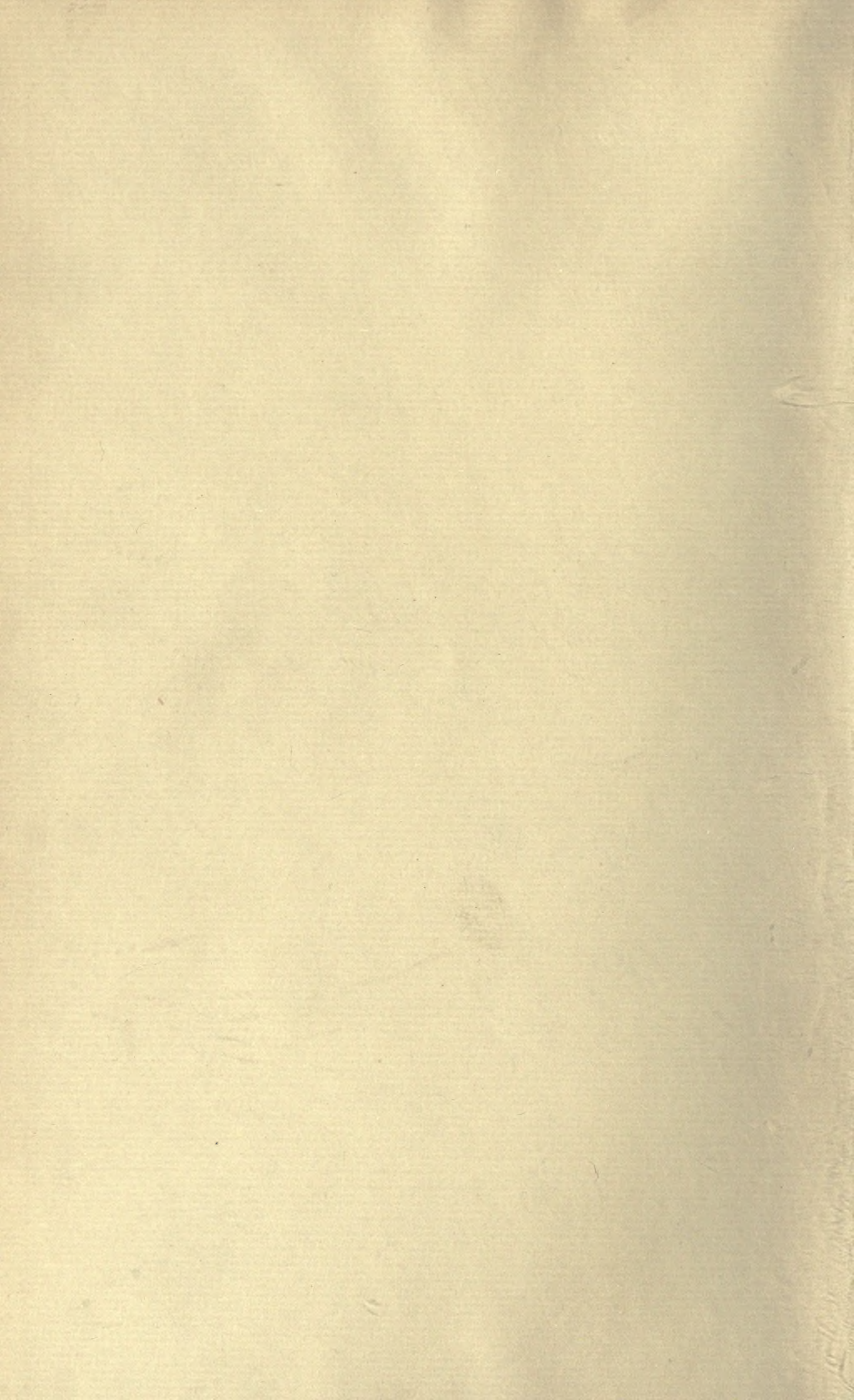








Matthias Claudius der Wandsbecker Bothe

Ein Beitrag
zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte

von

Wolfgang Stammler



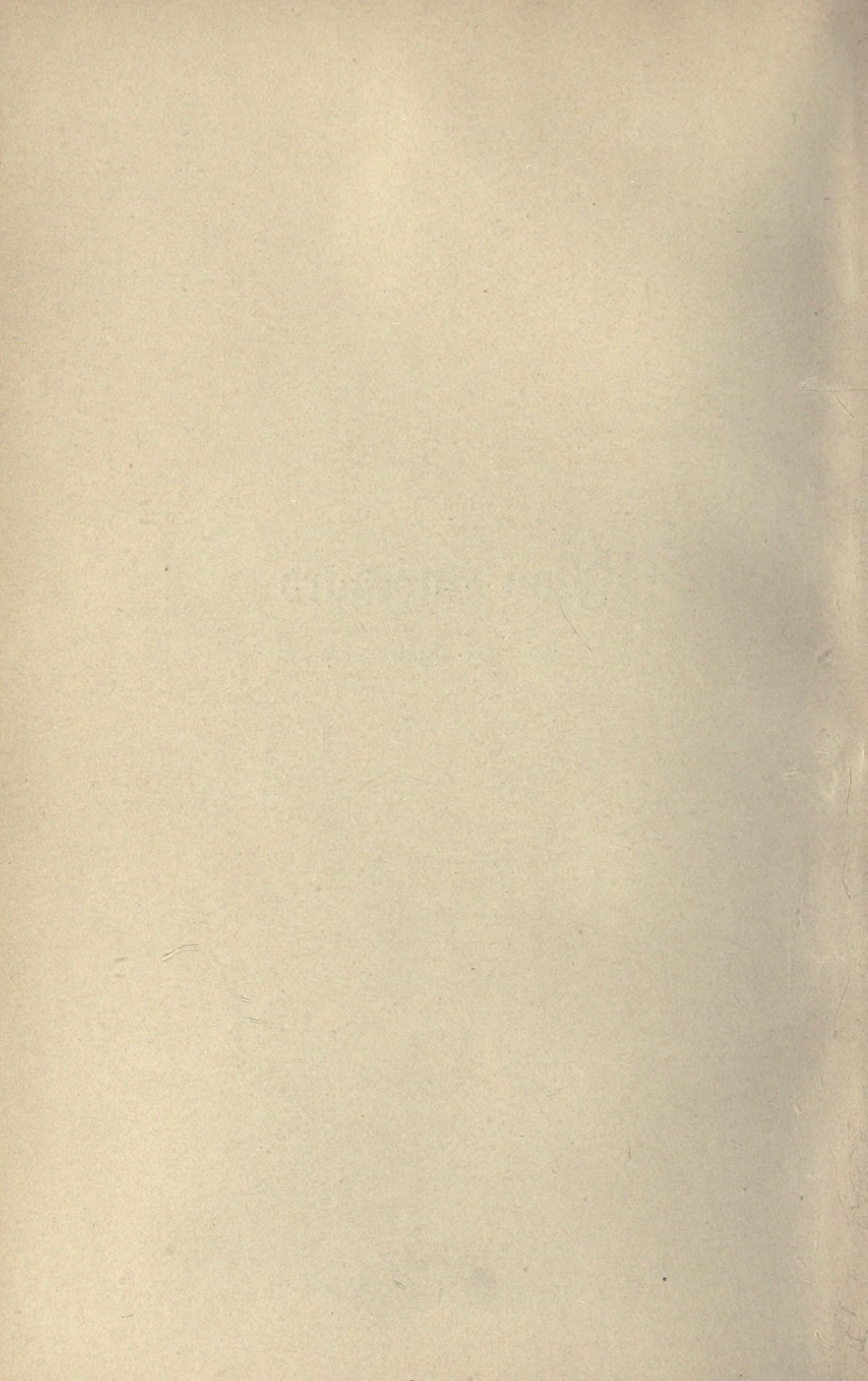
Halle a. d. S.
Buchhandlung des Waisenhauses
1915

Das Los des Gelehrten, der in Büchern arbeitet, ist mühselig. Er fährt immer am Rande der Pedanterie, eines drohenden Abgrundes, in dessen Schlund er, wenn man scherzen möchte, in Staub und vermoderte Blätter hinabstürzen würde. Er muß Honig aus Wermuth ziehen. Er muß sich stets anstrengen, zieht sich selbst, besonders in unsern neuern Zeiten, erst allmählich zu und paßt alles nach einem Ideale ab, das zu erreichen oft sein Stoff, öfter seine Geschicklichkeit versagt. **Barthold Georg Niebuhr.**



Frau Hildegard

zu eigen



Vorwort.

Nach vierjährigem Sammeln und Arbeiten übergebe ich meine Biographie des „Wandsbecker Bothen“ der Öffentlichkeit. Sie will dem Werke von Wilhelm Herbst keine Konkurrenz sein, eher eine Ergänzung. Mir flossen eine Menge unbekannter handschriftlicher Urkunden zu, auch unverwertetes gedrucktes Material fand sich vor, so daß schon dadurch die ältere Schrift in vielem richtiggestellt werden konnte. Vor allem aber kam es mir darauf an, die literarhistorische Stellung von Matthias Claudius schärfer zu betonen und kräftiger herauszuarbeiten, als es bei Herbst der Fall ist, welcher, seinem eigenen Studiengang gemäß, den Theologen mehr unterstrich. Doch auch letztere Seite hoffe ich nicht vernachlässigt zu haben, so sehr ich mir bewußt bin, hier einen für mich als Laien gefährlichen Boden betreten zu haben.

Mir ist während der langen Beschäftigung der alte Bothe immer mehr ans Herz gewachsen; sollte meine Biographie anregen, sich in die Schriften von Claudius zu vertiefen und manches zu finden, was dort keiner suchte, so wäre es der schönste Lohn für den Verfasser.

Vielfacher Unterstützung hatte ich mich bei meiner Arbeit zu erfreuen. Für Darreichung handschriftlichen Materials danke ich der Kgl. Bibliothek zu Berlin, dem Großherzogl. Haus- und Staatsarchiv zu Darmstadt, der Großherzogl. Bibliothek zu Eutin, dem Gleim-Haus zu Halberstadt, der Stadtbibliothek und dem Staatsarchiv zu Hamburg, dem Kestner-Museum zu Hannover, den Universitätsbibliotheken zu Jena und Leipzig, der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, der K. K. Hofbibliothek zu Wien, der Stadtbibliothek zu Zürich; ferner Herrn Pastor Schröder in Altona-Othmarschen, Frau Obristlieutenant Jähns, Herrn Stadtschulrat a. D. Dr. Fritz Jonas, Herrn Rittergutsbesitzer Gotthold Lessing und Herrn Professor Dr. Richard M. Meyer (†) in Berlin, Herrn Meyerdiercks in Hamburg, Herrn Verlagsbuchhändler Max Brockhaus in Leipzig und Herrn Amtsgerichtsrat a. D. Bernhard Sprickmann-Kerkerink in Warendorf. Erich Schmidt sandte mir kurz vor seinem Hinscheiden noch einen Brief von Claudius an Sprickmann aus seiner Sammlung.

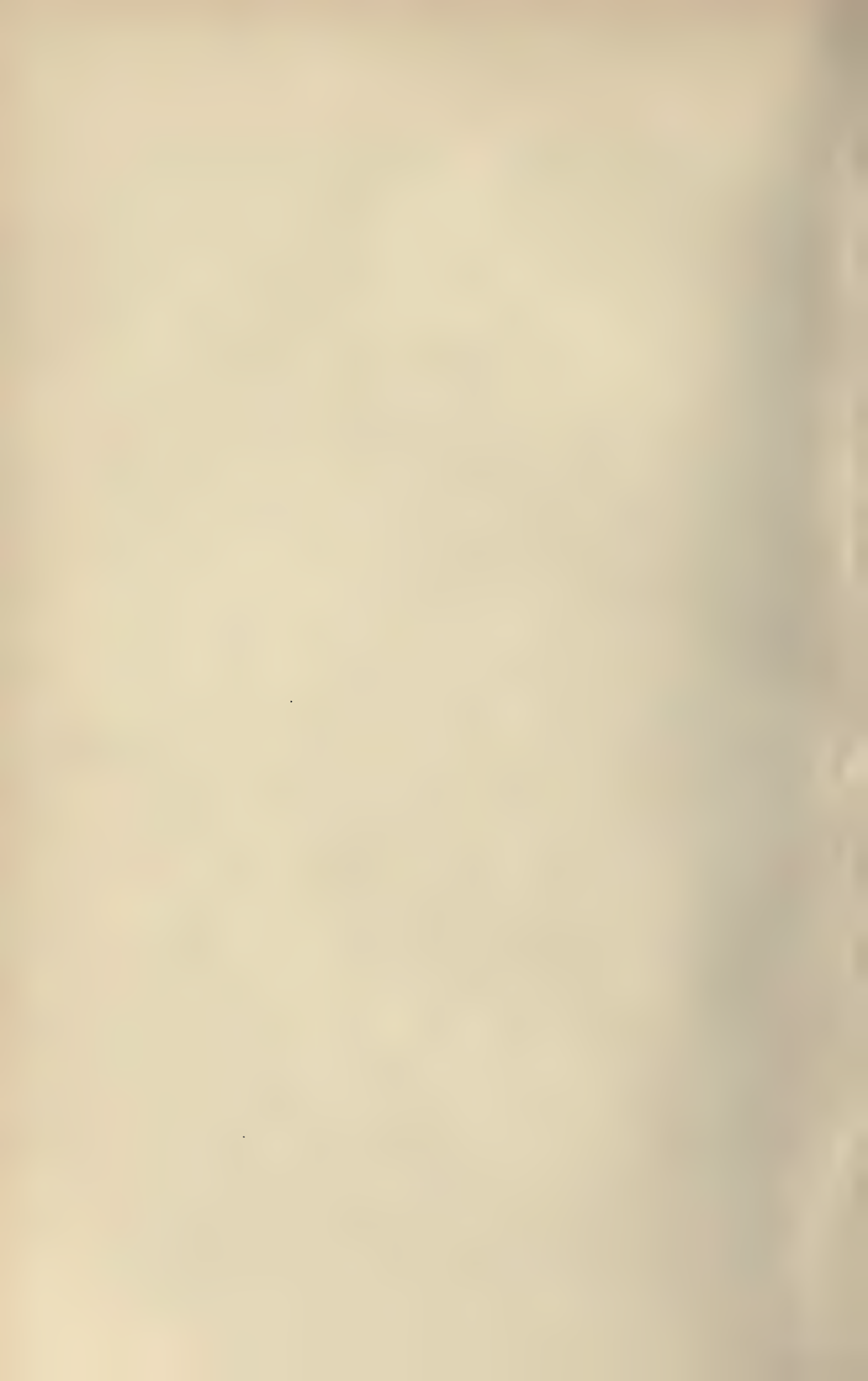
Durch Mitteilungen, Hinweise und Winke haben mich zu Dank verpflichtet die Herren Dr. Karl Freye, Dr. Max Morris, Dr. Albert Malte Wagner und Kand. d. höh. Lehramts Wolter in Berlin, Oberlehrer Dr. Karl Menne in Cöln, Professor Wilhelm Claudius in Dresden, Professor Georg Eilers in Eutin, Direktor des Histor. Museums Professor Dr. Bernard Müller in Frankfurt a. M., Landgerichtsdirektor Hans Schmeckenbecher in Gießen, Geheimrat Professor Dr. Berthold Seuffert in Graz, Sanitätsrat Dr. Max Gräfe, Verlagsbuchhändler H. Niemeyer und Geheimrat Professor D. Dr. Friedrich Loofs in Halle a. d. S., Dr. Erich Gräfe, Professor Dr. Karl Jacoby und Rektor Kneisner in Hamburg, Bibliothekssekretär W. Linke, Vikar Adolf Nutzhorn und Oberlehrer Dr. Helmuth Steinmetz in Hannover, Bibliotheksdirektor Dr. Karl Brandis in Jena, Stadtbibliothekar Professor Dr. Karl Curtius in Lübeck, Bibliothekar Dr. Wolfram Suchier in Marburg a. L., Dr. Eduard Berend, Geheimrat Professor Dr. Franz Muncker, Bibliothekar Dr. Erich Petzet und Professor Dr. Rudolf Unger in München, Gymnasialdirektor Dr. Hans Petersen in Plön, Pastor Wolter in Reinfeld, Pastor Clausen in Süder-Lügum, Küster Theodor Flörcke in Wandsbek, Professor Dr. Karl Schüddekopf in Weimar, Buchhändler Paul Schulze und Archivrat D. Dr. Eduard Jacobs in Wernigerode, Professor Dr. Remigius Stölzle in Würzburg; ferner Fräulein Ottilie Claudius in Hamburg und Frau Pastor Knuth in Nübel bei Schleswig.

Ein Register anzufertigen, war mir infolge meiner Teilnahme am Kriege nicht mehr möglich.

Im Felde, September 1914.

Dr. Wolfgang Stammler,
Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur
an der Technischen Hochschule zu Hannover.

Inhalt.



Kapitel I.

Vorfahren und Jugendzeit.

„Das Genie, das bis so weit eine bloße Gabe der Natur ist, erhält nur eine verschiedene Richtung, nachdem der ganze individuelle Zustand, in dem der Mensch sich befindet und befunden hat, verschieden ist. Da tun Wiege und Amme und Fibel und Wohnung und Sprache und Schlafmütze und Religion und Gelehrsamkeit etc. das ihrige, es zu erdrücken oder in Gang zu helfen." Mit diesen Worten weist schon Matthias Claudis in seinem prächtigen Aufsatz ‚Über das Genie'[1]) auf die Pflicht des Biographen hin, Abstammung und Jugend seines Helden genau zu erforschen und zu bestimmen, und wir wollen uns diesem officium nicht entziehen.

Die Wiege des „Wandsbecker Bothen" stand im meerumschlungenen Holstein, aus dem Norden Schleswigs waren die Stammväter in langer Reihe allmählich nach Süden gezogen.

Bis in die Reformationszeit zurück läßt sich das Geschlecht des Dichters verfolgen. Allerdings bleiben Name und Gestalt des ersten bekannten Vorfahren noch in sagenhaftem Dunkel; Paul Claussen soll er geheißen haben, Beruf und Schicksale sind unbekannt, allem Anschein nach hat er sich jedoch bald der neuen Lehre angeschlossen. Bereits sein Sohn, Claus Paulsen nach friesischer Sitte genannt[2]), tritt in das Licht der Geschichte hinaus. Geboren 1571 zu Ripen (jetzt Ribe) in Nordschleswig, unweit der Grenze nach Dänemark zu, widmete er sich dem Studium der evangelischen Theologie und änderte als humanistisch gebildeter Mann nach damaliger Gelehrtensitte seinen Namen in Claudius Pauli um. Am 9. April 1598 ward er als Pastor zu Emmerlev im Stift Ripen ordiniert, heiratete die Tochter seines verstorbenen Amtsvorgängers Ingeborg Andersen und starb im Amte zu Emmerlev 1639[3]). Seine fünf Söhne, die den Namen Claudius allein beibehielten, wurden wie der Vater Geistliche. Den dritten, mit Namen Johannes, geboren am 13. November 1601, finden wir schon im jugendlichen Alter von 22 Jahren als Pfarrer in Süder-Lügum bei Tondern (am 18. Dezember 1623 ordiniert)[4]). Wie sein ältester Bruder Klaus und dessen Nachkommen in Emmerlev bis um die Mitte

des 18. Jahrhunderts (1746) als Prediger wirkten, blieb auch die Pfarre von Süder-Lügum zwei Generationen lang bei dem anderen Zweig der Familie Claudius. Diese fast erbliche Sukzession der Pfarrstellen war damals in Schleswig-Holstein nicht ungewöhnlich; der Hauptgrund dafür lag in den äußeren Verhältnissen. „Außer in den Marschen waren die Predigerstellen meist auf den Betrieb einer Landstelle fundiert. Die Gebäude waren in der Regel Eigentum des Predigers, die Einlösung derselben, die Anschaffung des Inventars in jenen geldarmen Zeiten nicht jedermanns Sache. So war es kaum anders zu machen, als daß der Sohn beim Dienst blieb; war kein Sohn da oder keiner, der studiert hatte, so suchte man die Witwe oder eine Tochter beim Dienste zu erhalten. Die Gemeinden sahen es aus Anhänglichkeit an die Prediger und ihre Familien gern, daß es so geschah.“ [5]) Dadurch wurde zugleich ein festes Band geknüpft zwischen den Gemeindemitgliedern und dem Prediger, und besonders in den unruhigen Zeiten vergangener Jahrhunderte haben beide sich wechselweise aufs treuste in Not und Gefahr beigestanden.

Der Sohn des Johannes Claudius und seiner Frau Gylla, Petrus Claudius, hielt am 9. September 1649 mit Anna, Carsten Jensens Kämmerers in Tondern Tochter, Hochzeit, muß also damals bereits seines Vaters Stelle übernommen haben. Von mehreren Kindern aus dieser Ehe wurde Nicolaus Claudius (geboren 8. Mai 1656) 1682 des Vaters Nachfolger in Süder-Lügum und waltete treulich des Seelsorgeramtes, bis ihn 1720 der Tod abrief. Er ward gewöhnlich „Herr Claus“ genannt und muß ein origineller und munterer Mann, mit launigen Einfällen und witzigen Gedanken, gewesen sein; verschiedene Schnurren werden in der Familientradition von ihm erzählt, und manche Züge seines Wesens scheinen sich auf seinen Enkel Matthias vererbt zu haben. Aus seinen beiden Ehen hatte er sechs Töchter, die er auf sonderliche Art an den Mann zu bringen wußte, und zwei Söhne, Christian Detlev (1696—1756) und Matthias. Bereits Christian Detlev war weiter nach dem Süden gezogen, hatte seit 1723 als Prediger in Flensburg gewirkt und war dort gestorben. Seinem Beispiele folgte der jüngere Bruder, der Vater des Dichters, und blieb auch nicht in Süder-Lügum.

Er ward, wie er selbst später in die Familienbibel eintrug, am 3. September 1703 „des Morgens um 3 Uhr, als die Sonne im Zeichen der Jungfrau war“, geboren und am 13. des Monats getauft. Nach den akademischen Jahren ist er als Diakonus (seit 1726) zu Norburg auf der Insel Alsen angestellt; dort scheint er sich durch Eifer und Begabung hervorgetan zu haben; denn nach drei Jahren, am 9. November 1729, wurde er von Herzog Friedrich Karl, welchem das Herzogtum Plön zugefallen war [6]), in die Pfarrstelle nach Reinfeld bei Lübeck berufen und hier am Sonntag Exaudi 1730 eingeführt [7]).

In demselben Jahre noch heiratete er Lucia Magdalena Hoë, die Tochter des Flensburger Bürgermeisters, welche er nach sieben Jahren, in denen sie ihm zwei Söhne geboren hatte, am 27. November 1737 verlor[8]). Schon im nächsten Jahre, am 9. Oktober 1738, führte er eine zweite Gattin in das leerstehende Haus, Maria, die Tochter des Ratsherrn Jes Lorenzen Lorck in Flensburg. Mit ihr lebte er in glücklicher und harmonischer Ehe, der acht Kinder entsprossen sind[9]).

Als zweites Kind wurde den Eltern am 15. August 1740[10]) ein Sohn geboren, der in der Taufe am 17. August den Namen M a t t h i a s erhielt. Neben den keineswegs höheren Kreisen angehörenden Gevattern[11]) schrieb der Vater in das Reinfelder Taufregister: „Der Herr gäbe Gnade zu dessen Erziehung, damit er kraft solches Gnadenbundes dereinsten eingehen möge zu seines Herrn Freude um Christi Willen. amen." Und in die Familienbibel trug er ein: „Vater, der Du ihn aus Gnaden durch die heilige Taufe erlöset hast und errettet von der Obrigkeit der Finsterniß und gesetzet in das Reich Deines Sohnes, regiere denselben ferner mit dem heiligen Geist, daß er Dich sein Lebelang dienen möge in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, so vor Dir gefällig ist, damit er sich der Vortheile Deiner Gnade in Zeit und Ewigkeit zu erfreuen haben möge, Alles um die tröstende und vollgüthige Fürbitte seines Erlösers J e s u. Amen."[12])

Aus diesen beiden Eintragungen erhellt der Geist des Hauses, in dem Matthias aufwuchs. Der V a t e r war ein milder, warmherziger Mann[13]), der seine Kinder mit Güte und Liebe erzog. Den Unterricht erteilte er den Söhnen anfangs selbst; besonders im Religionsunterricht wirkte er sehr anregend auf die Knaben und pflanzte ihnen schon früh eine versöhnliche Auffassung des Christentums ein; entgegen der starren Orthodoxie, welche in jenen Jahrzehnten die Katheder der Universitäten und die Kanzeln der Kirchen beherrschte, und welche sein Sohn späterhin zu bekämpfen nicht müde wurde, scheint er einer mehr pietistischen Richtung gehuldigt zu haben, die sich ebenfalls auf seinen Sohn vererbte. Echte Frömmigkeit und lutherische Bibelgläubigkeit waren der Grundzug seiner seelsorgerischen Tätigkeit. Zu dieser Toleranz und religiösen Wärme mag wohl beigetragen haben, daß in dem nur eine Meile entfernten Städtchen Oldesloe schon seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sich eine bedeutende Mennoniten-Niederlassung befand[14]). Jedenfalls war der persönliche Einfluß, den der Pastor auf die Söhne ausübte, recht groß; Matthias hing mit schwärmerischer Verehrung an dem Vater und setzte ihm das schönste Denkmal in dem bekannten, tiefergreifenden Gedicht auf seinen Tod mit dem klagenden Schluß:

„Ach sie haben
Einen guten Mann begraben
Und mir war er mehr."[15])

Auch die Pfarrkinder empfanden sein Wirken sehr segensreich und betrauerten aufrichtig seinen Tod, der am 4. Dezember 1773 erfolgte. „Geliebt und allgemein beklagt von seiner Gemeinde, nachdem er hier 43½ Jahre Lehrer gewesen", wie es das Kirchenbuch verzeichnet, wurde er am 14. Dezember vor dem Altar bestattet.

Auf das innige Zusammenleben der Eltern läßt eine spätere Bemerkung des Sohnes schließen, die wir wohl nicht mit Unrecht darauf deuten: „Sieh' deine Mutter an; sie ist nicht mehr schön, und doch liebt sie dein Vater herzlich und trägt sie in seinen Augen" [16]). Die Mutter muß eine vortreffliche Frau gewesen sein; von zarter Gesundheit, verwaltete sie musterhaft das große Hauswesen; einfach und schlicht, wie sie selbst aufgewachsen war, erzog sie ihre Kinder in Gottesfurcht und Frömmigkeit. Bibel nnd Gesangbuch, an denen wohl Matthias seine ersten Leseübungen veranstaltete, spielten eine große Rolle in der Erziehung, und festes Gottvertrauen in schweren Zeiten, die dem Pfarrhause nicht gefehlt haben (binnen weniger Wochen starben den Eltern drei Kinder), flößte sie ihren Kindern ein [17]). Des Abends nach Dunkelwerden versammelte sie die kleine Schar um sich, erzählte Geschichten aus dem Volksmunde und wußte durch volkläufige Redensarten und Sprichwörter wie auch durch eigene erbauliche Reden [18]) in die jungen Seelen den Keim zu allem Guten und Edlen zu legen. Mit dem Gemüt wurde die Religion gegeben, mit dem Gemüt wurde sie aufgenommen. Der zweite Sohn Matthias scheint ihr besonders lieb gewesen zu sein [19]); als er im Alter von neun Jahren eine Cansteinsche Bibel geschenkt erhielt, schrieb sie ihm auf das Schlußblatt:

„J. N. J.

Mein Sohn! gedenke an Deinen Schöpfer in Deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und fürchte Gott, denn das ist der Weisheit Anfang. Und solche Weisheit machet reich und bringt geistliche und leibliche Gaben mit sich. Vor allem danke allezeit Gott in allen Deinen Schicksalen, die Dir widerfahren werden, und bitte, daß Er Dich regiere und Du in allen Deinem Vornehmen seinem Worte folgest. Laß das Wort Gottes Dein edelster Schatz sein, denn dies wird Dich unterweisen zur Seligkeit, und was Du thust, bedenke das Ende, so wirst Du nimmer übles thun. Dies ist meine mütterliche Erinnerung und Vermahnung; wirst Du solchen nachkommen, so wirst Du gewiß des Glaubens Ende, der Seelen Seeligkeit davon tragen. Solches verleihe der Herr aus Gnade. Amen." [20])

Worte, die am besten den reinen Sinn und die schlichte gottergebene Demut der Schreiberin widerspiegeln und ihren Eindruck auf den Knaben nicht verfehlen konnten.

In seiner herzlichen und originellen Art hat Claudius die Mutter verewigt in der ergreifenden Schilderung[21]) ihres Hinscheidens, das fast sieben Jahre nach dem Tode des Gatten erfolgte, und in die Familienbibel trug er ein: „Unsre Mutter schlief, nachdem sie seit dem Tode des Vaters fast immer mehr oder weniger gekränkelt, und viel gelitten, und vielfältig nach Ruhe verlangt hatte, endlich den 21 September 1780 zwischen Mitternacht und Morgen ziemlich sanft ein, und ward den 28sten desselben Monats begraben. Gott erfreue die Seelen unserer lieben Eltern!“

Bei einem solch harmonischen Zusammenklingen der Eltern konnte die Wirkung auf die Kinder nicht ausbleiben.

Ein idyllisches Leben führten sie in dem einfachen Pfarrhause. „Die Umgebung Reinfelds hat durchaus nichts Großartiges, gehört aber zu den schöneren von Süd-Holstein und bot den Knabenspielen wie dem kindlichen Sinnen mancherlei Nahrung. Der Ort mit seinen roten Ziegeldächern breitet sich malerisch auf und zwischen niedrigen Hügeln aus, um das hochgelegene weiße Kirchlein gelagert; stattliche Buchen und Eichenholzungen in der Nähe und Ferne, drei Seen, ein größerer und zwei kleinere, deren Spiegel zwischen den Häusern durchschimmern, sind einladend genug und noch heutzutage im Sommer das Ziel häufiger Wanderungen für die Nachbarorte. Kaum eine halbe Stunde von dem Ort fließt die Trave durch frische Wiesen, dort noch ein unscheinbares Flüßchen, zwei Meilen abwärts schon mit Seeschiffen bedeckt —“ so schildert ein liebevoller Besucher[22]) vor einem halben Jahrhundert die Heimat des Dichters.

Das alte Pfarrhaus selbst, das vierzig Jahre nach Matthias' Geburt einem Neubau weichen mußte, lag mitten im Garten, hinter Obstbäumen versteckt; dicht an den Garten stieß der größte der drei Seen, der „Herrenteich“, auf welchem Matthias die ersten Bootfahrten nach einer selbstentworfenen phantastischen Seekarte unternahm[23]), in welchem er aber auch einmal beinahe ertrunken wäre, hätte ihm nicht sein jüngerer Bruder Christian Detlev zur rechten Zeit noch den rettenden Arm geboten[24]).

Durch die Fluren, Wiesen und Wälder des dörflichen Fleckens streifte der muntere Knabe gern umher und beobachtete mit hellen Augen Wachsen, Gedeihen und Vergehen im Freien; das Wehen der Sonnenstrahlen durch das Laub, das Rauschen der hohen Fichten, das Singen der Vögel in den Zweigen, die Blüten an Baum und Strauch erfreuten ihn im Sommer; nicht minder im Winter der Schnee auf den weiten Feldern und der Rauhreif in den Forsten. Sein tiefes Naturgefühl bildete sich damals aus, welches ihn später z. B. zu einem so wunderschönen Erguß veranlaßte, daß er neben Klopstock und Goethe mit Ehren bestehen kann:

„Im Junius.

Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön; wenn der Dornstrauch blüht und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So'n heller Decembertag ist auch wohl schön und dankenswerth, wenn Berg und Thal in Schnee gekleidet sind, und uns Bothen in der Morgenstunde der Bart bereift; aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel singt, und die Saat schießt Aehren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauscht herab —

Wach auf mein Herz und singe
Dem Schöpfer aller Dinge etc.

's ist, als ob Er vorüber wandle, und die Natur habe Sein Kommen von Ferne gefühlt und stehe bescheiden am Weg' in ihrem Feyerkleid, und frolocke!" [25])

Aus der Liebe zur Natur entspringt ihm auch später der tiefe Hang zum Landleben. Mit den Bauernjungen tummeln sich die Pfarrerssöhne, lernen deren Mundart sprechen und nehmen eine Menge volkstümlicher Ausdrücke und Gebräuche auf, die hernach vielfach ihren Widerklang in den Schriften des Asmus gefunden haben[26]). Ebenso wird Claudius später nicht müde, das Lob des Bauern und seiner harten Arbeit, aber auch seiner Zufriedenheit und Genügsamkeit zu singen, Lieder, die in unserer industrieseligen Zeit kaum mehr auf volles Verständnis hoffen dürfen. Das Landleben erschien ihm Zeit seines Lebens als das Ideal, und trotz der sozial und pekuniär weit besseren Stellung, die er in Darmstadt späterhin bekleidete, war diese Neigung mit ein Hauptgrund, sich von dort loszusagen; er taugte nicht zum Städter und hielt es in der hessischen Residenz nicht aus. Den innigsten Kosenamen, den er seiner über alles geliebten Rebekka zu geben weiß, ist: „Mein Bauermädchen;" darin lag für ihn Kraft und Zartheit, Frömmigkeit und praktischer Sinn wie in einem Kern zusammen.

Ein besonderer Freund des Knaben wird schon der Mond gewesen sein, dem er sein Leben lang befreundet gewesen ist, dem er Kummer und Freude mitteilt, und mit dem er vertraute Zwiesprache hält. Kam dann der junge Matthias abends nach Haus, so nahm ihn der eifrige Pfarrer in das Studierzimmer, wo der Lehnstuhl am Ofen stand; der Knabe wurde auf den Stuhl gestellt und mußte dem Vater eine Predigt halten[27]), wohl oft über das, was er am Tage erlebt und empfunden hatte. Sein zukünftiger Beruf sollte schon früh in ihm geweckt werden.

Vielleicht geht auch die Vermutung nicht fehl, daß der Vater musikalisch gebildet war und den Sohn in den Anfangsgründen der Musik unterwies; es wäre jedenfalls merkwürdig, wenn in dem Pfarrhause keine Töne erklungen

seien, und der in späteren Jahren so eifrig der Tonkunst huldigende Matthias nicht damals schon den Grund gelegt hätte zu seinen bedeutenden musikalischen Kenntnissen.

Auch mit der großen Welt wurden die Pfarrkinder früh bekannt. In dem längst abgerissenen kleinen Schlößchen zu Reinfeld residierte in den fünfziger Jahren die Herzogin-Witwe von Plön, und wenn die herzogliche Familie aus der Hauptstadt zum Besuch eintraf, wurde Cour gehalten; der Landadel der Umgebung, im übrigen geistig kaum interessiert, stellte sich ein, kleinere Feste und Geselligkeiten wechselten miteinander ab, und auch die Pastorenfamilie ward hinzugezogen. Das Band zwischen Thron und Pfarre knüpfte sich noch enger, da drei Kinder des Geistlichen[28]) von Mitgliedern des fürstlichen Hauses aus der Taufe gehoben wurden. Ein persönliches Verhältnis zu seinem Fürsten hat sich Claudius noch im Alter immer zu bewahren gesucht; „süße Lehnspflicht, heilige Treue“ standen auch ihm über allem, und die Eindrücke der Jugendstunden im Schlößchen zu Reinfeld haben anscheinend darauf mit eingewirkt.

In der harmlosesten Gestalt trat der Ernst des Lebens an Matthias heran, als er zusammen mit dem geliebten Bruder Josias auf eine auswärtige Schule kam. Der Vater hatte bis zur Konfirmation selbst die Söhne unterrichtet und das Fundament zu den alten Sprachen, vielleicht auch der Mathematik, gelegt. Doch wollte er ihnen eine sorgfältige und systematische Ausbildung noch angedeihen lassen, ehe sie die Universität bezogen, und wählte dazu die Lateinschule der benachbarten Hauptstadt Plön; etwa um das Jahr 1755 wanderten die Brüder dorthin, um nur in den damals sparsam zugeteilten Ferien im Elternhause sich zu erholen und neue Kräfte zu sammeln.

Die Stadt Plön liegt auf einer Landenge zwischen den Seen oder „im See“, wie der Bosauer Priester Helmold um das Jahr 1170 schrieb, und ist einer der schönsten Punkte des lieblichen Ostholsteins. Fruchtbare Felder zeugen von dem Wohlstande der Bevölkerung, zahlreiche größere und kleinere Gewässer verleihen der sanft gewellten Landschaft eine willkommene Abwechselung, und die an ihren Ufern grünenden Haine und Wälder sind belebt von einer Menge Wassergetier. Unbeweglich steht am frühen Sommermorgen der Fischreiher am Ufer und wartet auf Beute, am Tage lärmen Rohrsperlinge im Schilfe, und die Gabelweihe zieht hoch oben ihre Kreise. Abends lassen Kibitze ihren durchdringenden Ruf erklingen. Im Juli aber vereinigen sich die Jäger zu großen Treibjagden, bei welchen Enten und Gänse in Haufen erlegt werden. Im Winter zeigen sich Höckerschwäne und Singschwäne, welche der Frost aus dem hohen Norden vertreibt. Dam- und Rehwild wird in den Forsten gehegt, und ganze Rudel treten abends heraus an die Ufer der Seen. Die Liebe des auf dem Lande aufgewachsenen Pfarrersohnes zur Natur hatte hier, in der

„Stadt“, also ebenfalls reichliche Gelegenheit, sich zu betätigen, und in den Freistunden mögen die Brüder oft Feld und Wald durchstrichen und mit freudigen Blicken die ihnen vertraute Tierwelt belauscht haben.

Auch dem Schlosse werden häufig ihre Streifzüge gegolten haben, besonders wenn dort Feste stattfanden; denn noch herrschte damals das buute Leben und Treiben eines kleinen Hofes, und oft spiegelten sich die glanzvoll erleuchteten Fenster in dem ruhigen See, an dessen Ufern der stolze Bau sich auf steiler Anhöhe beherrschend erhebt. Von der Terrasse, welche riesige Ulmen beschatten, genießt man einen unvergleichlichen Blick auf die weite Wasserfläche und die anmutige Landschaft, und entzückt äußerte bei einem Besuch der Dichter Baggesen: „Es ist der schönste Fleck auf dem Erdkreise! O ich will nicht weiter reisen, die Schönheit der Natur zu bewundern! Unmöglich! ich sehe nie eine Stelle wieder, wie die hier ist! Auf der ganzen Kugel blühet kein Paradies, so wie dieß. Hier will ich ewig knieen, bis unter mir, und über mir, und um mich die ganze Schöpfung zertrümmert wird.“ [29])

Die Stadt selbst bot wenig Interessantes; still und ruhig verliefen die Tage der biederen Ackerbürger, und nur als Schulstadt stand Plön in gutem Rufe. Nach 1813 hebt Therese Devrient hervor, daß die vielen buntbemützten Schüler, die ihr auf der Straße begegneten, dem einförmigen Treiben etwas Leben und Frische gaben [30]).

1704 hatte der dänische Geheime Rat Christoph Gensch von Breitenau eine „öffentliche evangelische luthersche-lateinische, auch Schreib- und Rechenschule“ gegründet [31]), die zu Claudius Zeiten der Rektor Ernst Justus Alberti aus Hamburg leitete, welcher die Schule eine Zeitlang zu großer Blüte brachte. Ein in jungen Jahren vortrefflicher Pädagoge, vereinte er zur rechten Zeit angewandte Strenge mit Humor und Witz in den Lehrstunden und erfreute sich großer Verehrung und Anhänglichkeit bei seinen Schülern. 37 Jahre lang (von 1743 bis 1780) verwaltete er sein Rektorat und unterrichtete selbst in der Prima, der „Rektorklasse“; jedem der drei anderen Lehrer unterstanden die nächsten Klassen, dem „Cantor“ die Sekunda, dem „Schreib- und Rechenmeister“ die Tertia, dem „Praeceptor“ die Elementarklasse, die Quarta. Die aus der Klasse des Kantors in die Prima eintretenden Schüler brachten nicht viel mehr als die prima elementa der lateinischen Sprache mit und wurden erst in der Rektorklasse, in der eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit, auf das Universitätsstudium vorbereitet. Je nach dem Grad ihres Könnens blieben sie dort längere oder kürzere Zeit, ehe sie zur Akademie entlassen wurden; allerdings war das, was damals von einem Abiturienten gefordert wurde, etwa so viel, wie wir heute von einem Sekundaner verlangen, der nach Prima versetzt werden will. Bevorzugt wurde natürlich das Lateinische, demgegenüber das Griechische etwas

in den Hintergrund treten mußte; als zukünftiger Theologe lernte Matthias selbstverständlich auch hebräisch; ebenso wurde „alte und neue Geographie“ wie auch „Universalhistorie“ gelehrt. Der deutsche Unterricht hingegen bestand aus der sogenannten „Rhetorik“, d. h. dem, „was zu einem ordentlichen und deutlichen Vortrage gehöret“; besonders sollten die Schüler in den „Tropen und Figuren der Rede“, ferner in den „verschiedenen Schreibarten“ geübt werden, „um in den akademischen, besonders exegetischen Vorlesungen desto leichter und glücklicher fortkommen zu können“. Diese äußerliche und schematische Unterrichtsweise in der Muttersprache hat Claudius später mit beißender Satire gegeißelt[32]); sie konnte dem Gemüt und Herz des Schülers nichts bieten. Auch die Richtung, nach welcher Alberti seine Pflegebefohlenen in die Religion und Philosophie einzuführen suchte, war trocken und ließ es an Innerlichkeit fehlen; die von ihm erhaltenen Programme[33]) bezeugen, daß er ein strikter Vertreter und eifriger Verfechter des Rationalismus und der Vernunftreligion in Leibniz-Wolffschem Geiste war, einer Auffassung, welche auf den in glaubenswarmer, fast pietistischer Atmosphäre aufgewachsenen Pfarrerssohn erkältend wirken mußte. Schon auf der Schule wurde er von dieser „vernünftigen“ Betrachtungsweise nicht angezogen, die ihn dann auf der Universität noch mehr abstoßen sollte. Auch die Erklärung der antiken Schriftsteller stand im Zeichen der verstandesmäßigen Zerpflückung der poetischen Schönheiten, und Albertis Auffassung von Dichtung berührte sich eng mit der des Rates Goethe, war also beeinflußt durch Gottsched und seine Poetik. Die mit dem Schulberuf notwendig verbundene Pedanterie scheint bei Alberti, der unverheiratet war und kaum geselligen Verkehr pflegte, allmählich die gute pädagogische Anlage überwuchert und fast erstickt zu haben. Wenigstens ist wohl mit Sicherheit der Rektor Ahrens, der später bei Asmus stets auftritt, wenn es gilt, einen langweiligen Schulfuchs zu zeichnen[34]), nach dem Vorbilde Albertis geschaffen worden.

Gänzlich fehlten im Lehrplan Mathematik und neuere Sprachen. Erstere, für welche Claudius, wie für die Naturkunde, stets eine große Vorliebe gehegt hat, eignete er sich durch Privatstudien an; seine bedeutenden Sprachkenntnisse[35]) stammen entweder aus derselben Quelle oder aus dem nachherigen Umgange mit der großen Welt in Kopenhagen.

Mit einem tüchtigen Schulsack an Kenntnissen ausgestattet, kehrten die Brüder Matthias und Josias nach vierjährigem Gymnasialbesuch ins Vaterhaus zurück. Das war das einzige, allerdings nicht zu unterschätzende Gut, welches ihnen Alberti hatte mitteilen können. Was sonst der Unterricht zu geben imstande sein muß, Anregungen oder Einwirkungen in einer bestimmten, den Charakter festigenden Richtung, hatte die Plöner Gelehrtenschule nicht vermocht. Die Seiten von Matthias' Gemüts- und Sinnesart, die schon im Knaben sich

offenbarten, Frömmigkeit, Einfachheit und Schlichtheit, Naturgefühl und weiches Empfinden, hatten sich zwar weiter ausgebildet; aber die Probe sollte sein Charakter jetzt erst bestehen, als er in die Welt hinaustrat und die goldene Freiheit des akademischen Bürgers genießen durfte.

Nur kurze Zeit weilten die Brüder in der Heimat; bald hieß es von neuem aufbrechen, nach Jena, zur Universität. In einem kleinen Heft gab der Vater dem Scheidenden Ratschläge für Leben und Studium auf den Weg[36]), von denen einige verdienen hier mitgeteilt zu werden: Morgens und abends soll er seine Arbeit durch ein andächtiges Gebet heiligen und sich durch ein fleißiges Forschen in der Bibel, aufmerksame Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes und würdigen Gebrauch des heiligen Abendmahles im Guten erwecken und stärken. Für den übereifrigen Fuxen notwendig ist der Rat, sich nicht mit Collegia zu überhäufen, sondern derselben nur vier bis fünf täglich zu halten, „damit man nicht unter die Zahl derer gerechnet werden müsse, qvi de omnibus aliquid ac de toto nihil wissen". Vorher habe er sich auf seine Collegia zu präparieren, „damit man nachhero erkennen könne, wie weit man es proprio marte getroffen oder aber gefehlet habe," dann müsse er fleißig repetieren, keineswegs aber auswendig lernen. Als Collegia, „worauf man sich insonderheit zu legen habe," empfiehlt der Pfarrer außer den theologischen einen Cursus philosophicus, Mathesis und Physicum experimentale, außerdem, „was Zeit, Umstände und Gelegenheit, sich in andern Sprachen zu üben, verstatten werden". Bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, Essen, Wohnung, Licht, Feuerung, erteilt der besorgte Vater Maßregeln, warnt vor falschen Freunden, vor Verschwendung, Leichtsinn und Duellen und schließt mit der Ermahnung „gegen seinen Höhern demühtig, gegen seinesgleichen bescheiden, gegen Niemanden aber, ohne den man vollenkommen kennet, vertraut zu seyn; sich nicht um anderer Leben und Handlungen zu bekümmern und noch weniger davon gegen andere zu Urtheilen, als welches gar leichte Händel bringet". Als wirkungsvolles Postskriptum folgt endlich der Spruch aus Sirach 19, V. 2 und 3: „Wein und Weiber betören die Weisen; und die sich an Huren hängen, werden wild und kriegen Motten und Würmer zu Lohn und verdorren den andern zum merklichen Exempel".

Kapitel II.

Das akademische Triennium.

Am 21. April 1759 wurde Matthias Claudius als stud. theol., zugleich mit seinem älteren Bruder Josias, in das Album der Universität Jena eingetragen[1]). Für die Wahl dieser Hochschule waren wohl verschiedene Gründe

maßgebend gewesen: Eine ganze Anzahl von Holsteinern hielt sich stets dort auf und bildete eine besondere Landsmannschaft mit den Farben scharlachrot-weiß[2]): vor allem aber stand die Jenaer theologische Fakultät in bestem Rufe weithin[3]). Beide Richtungen der damaligen Theologie waren in ihr vertreten, die orthodoxe und die philosophische. Das Haupt der Strenggläubigen war Johann Georg Walch[4]), der verdiente Kirchenhistoriker und Herausgeber von Luthers Werken, welcher vom Pietismus zur scharfen Orthodoxie gelangt war. Sein Vortrag wurde gerühmt wegen der Deutlichkeit, Ordnung und Popularität, besonders „in den Predigten, die er gern und textgemäß hielt." Manche seiner Grundsätze werden wir, modifiziert und freier aufgefaßt, später bei dem alternden Claudius wiederfinden: Die Bibel war für ihn die alleinige Quelle des christlichen Lehrbegriffs, ihre Wahrheiten sind zu glauben, weil sie darin stehen, die Vernunft mag dazu sagen, was sie will; die Schriftgeheimnisse sind der Vernunft nicht zuwider, obgleich ihr die Kräfte zur Einsicht jener fehlen. Gleich ihm waren „entschiedene Anhänger des dogmatisch-symbolischen Lehrbegriffes" [5]), aber von geringer Bedeutung, Friedrich Samuel Zickler[6]) und Johann Friedrich Hirt[7]). Als neun Jahre später G. A. von Halem die Universität Frankfurt a. O. bezog und das Studium der Gottesgelahrtheit begann, mag er Ähnliches empfunden haben wie der junge Claudius in den trockenen nüchternen Kollegs; und Halems Tagebuchnotiz aus jener Zeit könnte ebensogut auf Jena Bezug haben: „Nicht durch Religion, die aufs Herz wirket und in Verbindung mit der Philosophie auf ihren Flügeln ins Unendliche leitet, ward der Jüngling emporgehoben. Marklose Dogmatik, nach irgend einem hölzernen Compendium vorgetragen, hielt ihn am Staube fest und ließ ihn den Stunden des Vortrags entgegengähnen. Gähnten doch die Lehrer selbst, wenn sie das Buch ergriffen." [8])

Interessanter waren die Vorlesungen des Professors der Theologie, Logik und Metaphysik Christian Friedrich Polz[9]), welcher, ein eifriger Vertreter des Wolffischen Standpunktes und Schüler Carpovs, „die Glaubensähnlichkeit aus einer Regel der Auslegung zum bloßen Realparallelismus degradierte und trotz dem Spotte der Popularphilosophie die mathematische Lehrart auf die natürliche Gottesgelahrtheit anwandte", aber ungleich anregender wirkte als seine Kollegen der extremsten Observanz. Ebenso trat für Wolff und die Übertragung seiner Philosophie auf die Religion Johann Peter Reusch[10]) ein, damals noch Professor der Logik und Metaphysik und erst 1755 als Ordinarius in die theologische Fakultät versetzt. Nur ein Jahr konnte Claudius dem Vortrage des früh verstorbenen Karl Gotthold Müller[11]) lauschen, der eine vermittelnde Stellung einnahm, „mit seiner Satyre" die philosophischen Spitzfindigkeiten wie die neuen scholastischen Barbarismen bekämpfte und eine Art

Vernunftreligion lehrte. Von ihm ist in religiöser Hinsicht, wie wir sehen werden, der junge Claudius anfangs beeinflußt, bald aber schüttelte er energisch diese halb philosophische, halb theologische Mischung aus Erbauung und Kritik ab.

Überhaupt wandte er der Theologie bald den Rücken. Anlaß zu diesem Studiumswechsel gab ein Brustleiden, das sich bis zum Blutspeien steigerte, sodaß es ihm unmöglich werden mußte, jemals späterhin auf der Kanzel eine längere Predigt zu halten. Dazu kam wohl auch die Abneigung gegen die Art und Weise, wie die Theologie gelehrt wurde, von der sich sein einfaches Gemüt nicht gefesselt und befriedigt fühlen konnte. Es ist zu bedauern, daß Claudius einer Laufbahn entzogen wurde, zu der er geistig vollkommen prädestiniert war; seine späteren ‚Briefe an Andres' sind im Grunde genommen nichts als Predigten, und durch seine überzeugende Wärme hätte er jedenfalls eine reiche seelsorgerische Wirksamkeit ausüben können. Jetzt indes nahm er das Studium der Jurisprudenz und Kameralwissenschaften auf, das für die Zukunft ein ersprießliches Fortkommen verhieß. Wie er später an Herder berichtete, hat er „die Institutiones und Pandecten", sowie „Stats- und Völkerrecht" gehört, auch die „Historie" daneben getrieben[12]).

Senior der juristischen Fakultät war damals Christian Gottlieb Buder, der besonders über Staats- und Lehnsrecht las, aber auch Collegia über Geschichte abhielt. Neben ihm wirkte der vor allem in der praktischen Jurisprudenz sich betätigende Johann Kaspar Heimburg, in erster Linie aber der weithin im Rufe eines hervorragenden Rechtsgelehrten stehende Johann August Hellfeld. Die Institutionen und Pandekten traktierte während Claudius' Studienzeit Paul Wilhelm Schmid, später sein Namensvetter Joachim Erdmann Schmidt; außerordentliche Lehrstühle hatten in jener Zeit Karl Friedrich Walch (1759 Ordinarius) und Th. G. W. Emminghaus inne. Wir können wohl als sicher annehmen, daß Claudius die Vorlesungen von Buder, Hellfeld und Schmid besucht und mit Pflichteifer, allerdings ohne großes Interesse, den Wissensstoff schwarz auf weiß nach Hause getragen. Tiefen Eindruck hat er von keinem seiner Rechtslehrer empfangen, denn nie finden wir sie in seinen Briefen oder Schriften erwähnt, keine Spur ihrer Nachwirkung ist in seinen Werken zu entdecken. Die spröde Materie der Institutionen und Pandekten fesselnd und anziehend zu gestalten, hat wohl auch in jenen Zeiten kein juristischer Lehrer vermocht noch gewollt.

Ganz andere, bleibendere Wirkungen übten die philosophischen Dozenten auf den jungen Studiosus aus. Großen Beifall fanden die Collegia des Professors der praktischen Philosophie Joachim Georg Daries[13]), der polyhistorisch die Gebiete der Jurisprudenz, Theologie und Philosophie beherrschte und eine von Crusius und Wolff, besonders aber von Carpov beeinflußte

eklektische Weltanschauung lehrte; 1735 hatte er, von der theologischen Fakultät gezwungen, 22 seiner „Irrtümer" schriftlich und öffentlich widerrufen müssen, neun Jahre später erhielt er eine ordentliche Professur und war bald der gefeiertste Vertreter des Indeterminiusmus. Abweichend von Wolff, beschränkte er den Grundsatz „vom nötigenden Zusammenhang" (causa necessaria) auf die körperlichen Substanzen und leugnete das göttliche Vorherwissen der futuribilia, behielt aber den Satz „vom zureichenden Grunde" (principium causae sufficientis) bei; nicht mehr der „Kosmos", sondern der Mensch mit seiner „Seele", seinen Empfindungen und Gefühlen, seinen Zwecken und Bestrebungen stand ihm im Mittelpunkte des wissenschaftlichen Interesses. 1763 berief ihn Friedrich der Große an die Universität Frankfurt a. O., und in Zachariäs köstlichem Epos ‚Der Renommist' muß er sich eine witzige Verhöhung seiner formalistischen Lehre gefallen lassen[14]). Auch Claudius scheint ihn im Sinne zu haben, wenn er später im ‚Wandbecker Bothen' von seinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gibt und über die Philosophen herzieht[15]): „Weil man auf einem Fuß nicht gehen kann, so hat die Philosophie auch den andern, darin war die Rede von mehr als einem Etwas, und das eine Etwas, sagte der Magister, sey für jedermann; zum anderen gehöre aber eine feinere Nase, und das etwas sey für die Philosophie; als wenn eine Spinne einen Faden spinnt, da sei der Faden für jedermann und jedermann für den Faden, aber im Hintertheil der Spinne sey des Philosophen bescheiden Theil, nämlich das andere Etwas, das der zureichende Grund von dem ersten Etwas ist, und einen solchen zureichenden Grund müsse ein jedes Etwas haben, doch brauche er nicht immer im Hintertheil zu seyn. Ich wäre bald so dumm gewesen, und hätte den Satz ohne Beweis angenommen. Da wäre ich angekommen! Er sagte, wenn der Satz nicht bewiesen würde, so könnte die Welt nicht seyn, und alles würde drüber und drunter gehen. . . . Wenn ein Gott wäre, so könne niemand als ein Philosoph einen Gedanken von ihm haben". Trotz dieser Ablehnung, die aus der nach Jahren vollkommen veränderten Weltanschauung von Claudius hervorging, werden wir unten sehen, wie Daries und seine von Skepsis angekränkelte Lehre auf den jungen Studenten zeitweise ihre Wirkung nicht verfehlte.

In seine ‚Tändeleyen und Erzählungen' hat Claudius ein Gedicht, betitelt ‚Der nützliche Gelehrte', aufgenommen (S. 61—63), das „an Herrn Mag. Schlettwein" gerichtet ist. Darin bemühen sich zwei Männer, einen Stein auf einen Berg zu bringen; vergebens; schließlich fragen sie einen Philosophen um Rat, der ihnen in einer wohlgesetzten Rede vordemonstriert:

„Man kanns aus sichern Gründen schliessen,
Daß wir mehr Kraft anwenden müssen,
Als die Last widersteht, was zu erweisen war".

ohne aber, wie sie verlangt, ihnen einen praktischen Weg zum Ziele zu zeigen. An dieses herzlichschwache Produkt hängt nun der Verfasser eine Moral an, die den Mag. Schlettwein also apostrophiert:

„So prahlt der Philosophen Schaar,
Die, neben andern grosen Gaben,
Nur Grillen in den Köpfen haben.
Das, was sie plaudern, ist zwar wahr,
Doch bis zum nützlichen sich nie herunterlassen,
Und Dich sogar deswegen hassen,
Ist lächerlich, was zu erweisen war.
Du hast der Wissenschaften Wert, in jeglicher ein Mann,
Durch schöne Proben dargethan.
Freund, zeig uns ferner Mittel an,
Das Leben glücklicher zu führen,
Und laß die Narren demonstriren.
Und jeder lache, der sie hört!
O sey ohn Unterlaß aufs Wohl der Welt bedacht!
Der ist wahrhaftig nur gelehrt,
Der andre dadurch glücklich macht."

Die vollendete Abkehr von der Erkenntnistheorie und Metaphysik und ihrem dogmatischen Formelkram vollzog demnach der junge Claudius unter der Einwirkung des damals noch nicht dreißigjährigen Magisters Johann August Schlettwein[16]), der über die „ökonomischen und Kameralwissenschaften" an der Universität Jena dozierte. Von der Vernuftreligion war er einst ausgegangen, hatte dann den Weg zu den „nützlichen Wissenschaften" gefunden und suchte in den eben erschienenen ‚Schriften zum Vorteil nützlicher Wissenschaften und des gesellschaftlichen Lebens' (Jena 1759) das Augenmerk der Studierenden auf die sozialen Aufgaben und Wege der Wissenschaft zu lenken. Im gleichen Jahre gab er seine ‚Metaphysik zum Gebrauch in den höheren Wissenschaften' heraus, in welcher er ebenfalls die rein abstrakte Philosophie verurteilte und nur eine Betrachtungsweise gelten ließ, die den einzelnen im Zusammenleben mit andern förderte und ihm nützlich war; die Ideen der englischen Philosophie hatten offenbar ihren Einfluß auf ihn ausgeübt. Mit diesem äußerst befähigten jungen Dozenten trat Claudius in ein näheres Verhältnis; bei ihm fand sein praktischer Sinn reiche Nahrung, welche ihm die auf die Dauer unerquickliche Schulweisheit der offiziellen Philosophie nicht gewähren konnte; in seinen Vorlesungen gewann der junge Student, den die Lehre eines Daries aus dem inneren Gleichgewicht gebracht hatte, wieder festen Boden unter den Füßen, er faßte wieder Zutrauen zu Gott und sich selbst. Von Schlettwein gingen bleibende Anregungen aus, die Claudius dereinst in seiner Darmstädter Wirksamkeit in tätiges Leben umwandeln zu können hoffte.

Von dem wüsten und rohen Studententreiben Jenas[17]) hat sich Claudius, seiner ganzen Charakteranlage nach, ferngehalten; wohl schwerlich wird er der Landsmannschaft der Holsteiner angehört haben, denn der dort beliebte Umgangston konnte ihm nicht behagen, und noch nach Jahren machte er sich über den „Bruder Studio“ und sein liederliches Treiben lustig[18]). Dafür fand er bald einen Kreis von geistigstrebenden jungen Leuten, in den einzutreten er sich rasch entschloß: die „Teutsche Gesellschaft“[19]). Im Jahre 1728 war sie gegründet worden; „einige Freunde kamen zu Zeiten, zuerst für sich, und hernach unter Anleitung eines Magisters, zusammen und teilten ihre Anmerkungen und Aufsätze einander mit.“ Dieser Magister hieß Johann Andreas Fabricius und wird gemeinhin als der Stifter der Gesellschaft angesehen. Nach zwei Jahren ließen sich die Studenten ihre Gesetze vom akademischen Senat bestätigen und erhielten die Erlaubnis, öffentlich ihre Versammlungen abzuhalten. Als Vorbild galt die von Gottsched geleitete Deutsche Gesellschaft in Leipzig. Meist fanden die Zusammenkünfte am Sonnabend von 2 bis 3 Uhr statt, man verlas moralische Abhandlungen oder trug seine Poesien vor und unterwarf sie dem Urteil der Gesellschaft.

Nicht geringe Ziele hatte diese sich gesteckt. „Die Absicht der Gesellschaft ist“, so lautete der 1. Artikel ihrer Gesetze, „durch eine gründliche Untersuchung der Teutschen Sprache, und aller darin möglichen Schreibarten, die Vollkommenheit einer vernünftigen Beredsamkeit und Tichtkunst in derselben zu befördern. Sie wird zu dem Ende, sobald es thunlich, eine Sprachkunst, ein Wörterbuch und andere Schriften, worunter auch Uebersetzungen zu verstehen, als Proben ihres Fleisses mit vereinigten Kräften ans Licht stellen, und die Geschichte ihrer Handlungen samlen.“ Man sieht, ein Programm, das dem einer deutschen Sprachakademie recht ähnlich sieht, ein Programm, das übrigens alle Deutschen Gesellschaften, welche damals an deutschen Universitäten bestanden, auf ihre Fahne geschrieben hatten[20]). Bereits 1733 erschien die erste ‚Sammlung der Schriften der deutschen Gesellschaft zu Jena in gebundener und ungebundener Schreibart, herausgegeben von Gottlieb Stollen, der politischen Weisheit ordentlichem Professor und der Gesellschaft Aufseher‘; 1754 veröffentlichte Carl Gotthelf Müller, „der Beredsamkeit und Dichtkunst ordentlicher öffentlicher Lehrer und der Gesellschaft Senior“, zum zweiten Male ‚Schriften der Teutschen Gesellschaft zu Jena aus den schönen Wissenschaften‘. Diese Sammlung ist deshalb interessant, weil sie kurz vor der Zeit, in welcher Claudius Mitglied ward, herauskam und uns ein Bild davon geben kann, in welcher Richtung die Gesellschaft damals ihrem Programm gerecht zu werden suchte. Zunächst die sprachlich-grammatischen Bestrebungen: Da legt C. G. Müller in für seine Zeit nicht ungeschickten und weitblickenden Ausführungen den Entwurf eines

wissenschaftlichen Zwecken dienenden deutschen Wörterbuches vor, worin indes „nicht pedantische Federn Machtaussprüche teutscher Dictatoren aufzeichnen dürften“; die Stammwörter sollen aufgesucht, alte verschwundene Wörter wieder hervorgeholt, „neugemachte“ Wörter verzeichnet werden, auch den Bedeutungswandel soll man nicht außer acht lassen. Als Autoren, die besonders für die Neubildung von Wörtern in Betracht kämen, sind Brockes, Samuel Gotthold Lange, Klopstock und „die Schweizer“, d. h. Bodmer und Breitinger, genannt, von denen die letzteren vier auch Ehrenmitglieder der Gesellschaft waren[21]). Ein zweiter längerer Aufsatz von B. C. B. Wiedeburg beschäftigt sich mit der Grammatik, macht verständige Vorschläge für die Rechtschreibung, zeigt aber in den beiden Abschnitten über „Wortfügung“ und „Wortforschung“ noch wenig Blick und Einsicht in das Werden und Leben der Sprache. Doch betätigte sich jedenfalls auf sprachlichem Gebiete ein reger Eifer, der, wenn natürlich meist mit noch unzulänglichen Mitteln, große Pläne zu verwirklichen suchte, welche noch heute ihrer Vollendung harren.

Ein Loslösen von Gottsched und seiner Einseitigkeit, ein Ankämpfen gegen die Leipziger Diktatur, ein Hinneigen zu der Schweizer Partei macht sich in den beiden obigen Aufsätzen bemerkbar. Dagegen die poetischen Beiträge, die wir in dieser Sammlung finden, sind meist nach den Regeln Gottscheds „verfertigt“ (einen anderen Ausdruck kann man kaum darauf anwenden). In schwerfälligen Alexandrinern oder steifen vierfüßigen Jamben besingt man den Winter oder den Frühling; „Die Größe der Deutschen aus der Religion“, „Der Völker Glück aus der Religion“, „Der Flor des Glaubens aus dem Flor der Künste“, „Die Vernunft die Führerin zum Glück“, solcher Art sind weitere Themata, die abgehandelt werden; vielfach richtet man seine Verse an hohe Gönner und preist deren Tugenden und geistige Fähigkeiten. Selten ist ein leichterer Ton anzutreffen; in Hagedorns Weise ist die Erzählung ‚Die Frau, die nicht schweigen kann‘, welche den Stoff von Goethes ‚Gutmann und Gutweib‘[22]) behandelt. Samuel Gotthold Lange findet sich mit vier nach Horazischem Muster gedichteten Oden ein, und Helferich Peter Sturz feiert ebenfalls in einer solchen seine ‚Phillis, bei der Ankunft des Winters‘[23]). Doch auch in Hexametern und Distichen finden sich bereits einzelne Gedichte, vielleicht schon durch Klopstock hervorgerufen, dessen erste Messiasgesänge fünf Jahre vorher erschienen waren.

Das einzige Trauerspiel, das in der Sammlung mitgeteilt ist, führt den Titel ‚Brutus ein Trauerspiel in fünf Aufzügen nach der Erfindung des Herrn Voltaire abgefasset von Jacob Wilhelm Blaufus‘ und offenbart schon dadurch die Leipziger Richtung; Gottscheds Einfluß ist sowohl in der Charakteristik wie in der Sprache zu spüren, und fast wörtliche Anklänge an den ‚Sterbenden Cato‘ fehlen nicht.

War also ein wirklicher Dichter in der Gesellschaft kaum vorhanden, so dürfen wir ihre stille Tätigkeit doch nicht belächeln oder gar bespötteln; so zopfig und steif ihre Sitzungen, so unpoetisch und langweilig ihre Erzeugnisse uns anmuten mögen, sie bildete doch eine Oase in der Wüste des rohen Burschenlebens jener Jahrzehnte und sammelte die literarisch Interessierten und ästhetisch Veranlagten unter den Studierenden um sich[24]).

Auch Claudius' Landsmann Heinrich Wilhelm von Gerstenberg gehörte ihr während seiner Jenaer Studienzeit an. 1759 erschienen seine ‚Tändeleyen', die er zum Teil schon in der Gesellschaft unter allgemeinem Beifall vorgelesen hatte[25]); sie übertrafen allerdings an Frische der Empfindung, Anschaulichkeit der Schilderung, Lebhaftigkeit der Sprache und Wohllaut der Verse weit alle Reimereien, die sich in den seither erschienenen ‚Schriften der Gesellschaft' ans Licht gewagt hatten. Claudius muß kurz nach seiner Ankunft in Jena, noch im Jahre 1759, in die Gesellschaft eingetreten sein, denn er wurde damals mit Gerstenberg bekannt, blickte voll scheuer Ehrfurcht zu ihm auf und bewunderte neidlos die Gedichte des Älteren. Doch ein engeres Verhältnis wollte sich zwischen beiden persönlich noch nicht recht anknüpfen; erst als Gerstenberg die Universität verlassen hatte, entspann sich, durch Vermittlung eines gemeinsamen Bekannten und Landsmannes, des Magisters Schmidt, ein Briefwechsel, der schließlich zu enger und langdauernder Freundschaft zwischen den beiden an Charakter recht verschiedenen Männern führte.

Im übrigen scheint sich der stille und wortkarge Holsteiner in ziemlicher Abgeschlossenheit gehalten zu haben. In dem einzigen Briefe, der sich aus seiner Studentenzeit erhalten hat[26]), hören wir nicht das geringste über geselligen Umgang mit andern, auch die Teutsche Gesellschaft wird stillschweigend übergangen. Der Wechsel des Vaters, welcher zu gleicher Zeit zwei Söhne auf die Universität geschickt hatte, dürfte wohl nicht bedeutend gewesen sein und hielt ihn von den lärmenden Vergnügungen der Landsmannschaften fern. Eine Familientradition läßt ihn zwar mit fröhlichen Kommilitonen ausgelassen umherschwärmen, doch ist die Anekdote zu unverbürgt überliefert, um als authentische Quelle angesehen werden zu können[27]). Seine Bekannten rühmten seine Satire; sein oft barocker Humor scheint also schon damals bei Gelegenheit hervorgetreten zu sein und ließ einen neuen komischen Dichter hoffen. In der Hauptsache dürfte sich sein Verkehr auf einige strebsame Landsleute, wie auf den Vater J. G. Rists[28]), beschränkt haben, vor allem aber war er seinem Bruder Josias in herzlicher Liebe zugetan, und der Umgang mit ihm entschädigte ihn für die laute Geselligkeit, die er entbehren mußte.

Um so härter traf ihn der Tod dieses Bruders, der am 19. November 1760 infolge der Blattern eintrat, von denen auch Matthias gefährlich befallen

worden war[29]). Der Sitte der Zeit gemäß hielt er am Grabe, welches der feierliche akademische Leichenzug der Professoren und Studenten umgab, einen Trauersermon, der uns als erstes Druckwerk seiner Hand[30]) wie als erstes öffentliches Bekenntnis seiner religiösen Überzeugung auf das lebhafteste interessieren muß. Äußerlich überrascht zunächst die glatt dahinfließende Rede, welche in konventionellem, für unser Gefühl geschmacklosem Stil, in aufdringlicher Disposition abgefaßt ist und wenig Originelles an sich hat; Vorbild waren die Reden der Teutschen Gesellschaft, an denen sich Ohr und Verstand des aufmerksamen Mitgliedes geschult hatten. Die Stimmung, die von Anfang bis zu Ende die Rede durchzieht, muß den überraschen, welcher nur den Claudius der späteren Zeit, den religiös positiven und überzeugten Christen, vor Augen hat Ich hatte bereits oben Einwirkungen des Professors Johann Gottlob Müller angedeutet; hier tritt uns dessen zwiespältige Gotteslehre deutlich entgegen. Claudius will die Frage untersuchen: ob und wieweit Gott den Tod der Menschen bestimme, ein im Jahrhundert des Theodizeegedankens[31]) beliebtes Thema. Im ersten Teil behandelt Claudius den Tod als eine aus natürlicher Ursache entstehende Auflösung des menschlichen Körpers. Physiologisch dokumentiert er: „Unser Cörper ist ein Gewebe von Canälen, durch welche gewiße Säfte sich beständig auf eine bestimmte Art bewegen. Wenn diese Bewegungen ganz und gar aufhören, so nennt man den Cörper tod. Wir können nach diesen Begriffen die Ursache des Todes überhaupt in zwo Classen theilen: es können die Säfte schuld an dem Tode seyn, und die Canäle können so getrennet werden, daß die Bewegungen unmöglich werden.“ (S. 9.) Nach diesen zwei Richtungen hin verfolgt Claudius nun seine Aufgabe und kommt zuerst zu dem Resultat, daß ein Tod, der durch allmähliche Verminderung der Säfte eintritt, von Gott gesandt sei, also am Ende eines langen Lebens; der Tod des Greises ist „ein solcher Tod, als man von einem gütigen, liebreichen Vater erwarten kann (S. 10) . . . den die ewige Liebe dir bestimmte, du lebtest im Schooße der Natur, zufrieden mit dem, was ihre freygebige Hand dir darbot, drum konntest du ihre holde Geschenke so lange geniessen, drum sterbst du diesen sanften Tod. O, sey du uns ein Zeuge, daß Gott uns nicht durch Labyrinthe von Ungemach und Plagen zur Ruhe, und zum Genuß der Freude führen will. Nein, den ganzen Weg, den er uns bezeichnete, hat er mit Blumen bestreut, wir selbst suchen uns Wege, unwegsame Wege über schroffe Felsen, durch dunkele, unabsehbare Tiefen in unser Vaterland.“ (S. 14.) Dies sind Gedanken, die, besonders durch Anrufen von „Vernunft“ und „Erfahrung“ als oberste Instanzen, die Wolffische Weiterbildung der Leibnizschen Gottesverehrung zeigen und von Müller sicher hervorgerufen sind.

Aber jetzt, im zweiten Teil der Ansprache, kommt uns der Redner mit fast „ketzerisch" zu nennenden Anschauungen. Er entwickelt nämlich die Idee, wie es geschieht, daß der Tod wider jede natürliche Ursache frühzeitig eintreten könne; das könne unmöglich mit Gottes Willen stattfinden. „Wer ist verwegen genug von GOtt zu glauben, daß er dem Mörder den Dolch in die Hand gebe, hier seinen Bruder, hier seinen Vater, hier seinen Freund, und hier sich selbst zu ermorden; daß er den Wütherich, den Tyrannen auf den Thron setze, damit er im Stande sey, bald den Jüngling, und bald den Greiß seiner Blutbegierde ungerochen aufzuopfern, und ganze Felder mit Leichen zu bedecken?" (S. 15 f.) Und in wieviel Fällen ist der Mensch selbst durch törichtes, ausschweifendes Leben an seinem frühen Hinscheiden schuld? Ein solcher Tod muß unnatürlich sein, denn er vollzieht sich unter den schrecklichsten Empfindungen für den Sterblichen. Und nun fährt der Redner — diese Gedanken sind ihm augenscheinlich in der tiefsten Herzensangst am Krankenlager des geliebten Josias gekommen — in erschütterndem Tone fort: „Kommen Sie mit zu dem Todbette eines Jünglings, ach, sehen Sie meinen Bruder sterben, Sie werden überzeugt zurückkehren. Wenn wir uns ihm nähern, hören wir ihn schon von ferne ängstlich röcheln, und itzt, welche schreckliche Scene! Tod ist im entstellten Auge, Tod auf der blassen Stirne, und in jeder verzückten Mine, Tod. Er ringt die Hände, Todes Angst schwellt ihm die Brust auf, er sieht mich starr an, da seine Zunge keine Worte mehr stammlen kann, und fordert in diesem Meer von schreklichen Empfindungen, darinn er von allen verlassen zappelt, meine brüderliche ihm so gewohnte Hilfe auf. Jeder Strahl aus seinem gebrochenen Auge ist ein wiederholtes flehendes Gebeth, und eine trostlose Klage über meine Fühllosigkeit. GOtt, wie schrecklich ist es hier ein Mensch zu seyn, entweder mache mich zum Felsen, oder ist es möglich, daß ein Mensch durch seinen Tod das Leben seines Freundes erhalten kann, o so laß mich den Tod aus seinen Adern in mich trinken, und an seiner durch meine freywillige That itzt freier athmenden Brust sterbend, ein Opfer für sein Leben bringen. Ach, von allem, von mir verlassen, will er sich selbst helfen, er schlägt sich auf die Brust, und will den Tod, der itzt seine letzte Grausamkeit erschöpft, herausreissen. Allein vergebens, er erstarret unter seiner grausamen Hand." (S. 17—19.) Das ist keine konventionelle Sprache mehr, das sind Töne eigensten, tiefsten Gefühles, die hier hervorquellen und schließlich in die bange Frage ausbrechen: „Woher diese schreckliche Krankheit? Von eben dem, der ihm den Trieb zum Leben gab? Von eben dem, der ihm die starke Natur gab, ihr zu widerstehen? Ferne sey es von uns, dieses von dem gütigsten Vater zu glauben. Nein, GOtt, nein, du bestimmtest den Tod nicht. Ich bin unglücklich, aber du unschuldig. Ich bekenne es dir, du bist unschuldig. Es war dein Wille

nicht. Nein, du bist väterlich gegen mich gestimmt, und wenn es möglich wäre, daß ein GOtt weinen könnte, du weintest, ja du weintest eine mitleidige Thräne." (S. 19.) Mit einer Ausmalung des Jammers der Eltern, dem Trost des noch lebenden Sohnes und einer fast antiken nochmaligen Klage über den toten Bruder schließt die Grabrede. Gott wird also zwar freigesprochen von der Anklage des frühen Todes; aber die zweite Frage bleibt unbeantwortet. Ja, Claudius stellt sich als Skeptiker im Gegensatz zum frommen Vater; dieser kann standhaft in die Gruft hinabsehen, da er den Glauben besitzt, der Bruder vermag es nicht. Und er sehnt den Tod herbei, der ihn mit dem Geliebten auf immer vereinigen soll: „Nun ruhe, ruhe sanft todter Bruder. Noch oft will ich in der Stunde der Mitternacht bei blassem Mondschein zu dein Grab hinschleichen, und weinen. Dann lispele dein Geist mir zu, daß du mich noch liebst, so will ich zufrieden seyn, daß ich mich deiner süssen Umarmungen erinnere, und den künftigen froh entgegen sehe." (S. 24.) Ein versöhnender Ausklang am Ende!

Ich fürchte nicht fehlzugehen, wenn ich in dieser skeptischen religiösen Stimmung des jungen Studenten eine Beeinflussung durch Ideen von Daries sehe, die Claudius eine Zeitlang mit Eifer in sich aufgenommen, und die bei seiner augenblicklichen niedergeschlagenen Gemütslage einen günstigen Nährboden in ihm fanden. Daß sie so offen geäußert werden konnten, ist ein Beweis für den Anhang, den Daries jetzt unter Kollegen und Zuhörern gefunden haben mußte; fünfzehn bis zwanzig Jahre früher hätte dies ungestraft nicht geschehen dürfen [32]).

Allerdings ist diese an der Zweckmäßigkeit der bestehenden Weltordnung zweifelnde Anschauung nur eine kleine Zeit in Claudius herschend gewesen, vielleicht nur in den Wochen während der Krankheit und kurz nach dem Tode des Bruders. Eine ruhige Stimmung gewann allmählich die Oberhand, er suchte Trost für den schweren Verlust nicht in verzweifelnden Anklagen, sondern im Glauben an Gottes unerforschlichen Ratschluß; aus diesem Gefühl heraus entstand das einfache und warmempfundene Schlußgedicht seiner ‚Tändeleyen und Erzählungen' (S. 64):

„Ich mag heut nicht im Dichter Schmuck erscheinen,
Mein Lied sey traurig wie mein Herz!
O lieber Leser, höre meinen Schmerz
Und habe Lust, mit mir zu weinen!
GOtt hatte, GOtt, der mitten in dem Leide,
Wodurch er uns zu strafen scheint,
Doch treu und redlich mit uns meint,
(Ich glaub es fest, und das ist meine Freude,)
Mir einen Bruder hier geschenkt.
Sein Herz war stets von schönen Trieben voll,

Er war so fromm, so sorgsam für mein Wohl,
Er hat mich oft vom Bösen abgelenkt.
Und dieser Redliche — sags traurig mein Gedicht,
Er starb in meinem Arm, — — — dort ist er eingegraben — —
O GOtt — — Nein — ich will nicht wiederhaben — —
Ach — zürn' auf diese Thräne nicht! — —"

Wenn auch erst nach seinem Weggang von Jena erschienen, gehören doch die ‚Tändeleyen und Erzählungen'[33]) in diese Jahre und sind entstanden aus den Anregungen heraus, die Claudius in der Teutschen Gesellschaft empfangen hatte. Auf zwei Gebieten der Poesie bewegt sich der Dichter darin, der Anakreontischen Erzählung und der lehrhaften, ernsten Fabel. Die Anakreontische Erzählung mit ihrem Gemisch von Prosa und Vers ist eine getreue Nachahmung der ‚Tändeleyen' Gerstenbergs (1759), was bereits der Titel andeutet. Die zahlreichen Amorettenmotive stammen aus diesem Liederbuch und aus der übrigen Anakreontik. Leider sind wir infolge des Fehlens fast jeglicher Briefe aus den Studentenjahren über die Lektüre von Claudius ganz ununterrichtet und nur auf Vermutungen angewiesen. Christian Felix Weiße war einem Mitglied der Teutschen Gesellschaft sicher bekannt; ebensowenig werden Gleim und Uz dem Dichter fremd geblieben sein, und Ewald v. Kleist bildet die Quelle für eine moralische Erzählung. Den Apparat der Anakreontik[34]) handhabt Claudius mit recht steifer Würde: Amor sitzt auf dem Busen der Schönen oder auf einer Schlüsselblume im Walde, wo die Liebenden sich treffen; Amoretten stolpern über die Runzeln der alten Jungfer, Faune schleichen durchs Gebüsch, Venus träufelt Nektar auf die Lippen der Mädchen, um ihnen himmlische Süße zu verleihen. Doch fehlt Claudius' Erzählungen die Anmut und Grazie, die ein Uz, ein Götz in ihre Lieder zu legen wußten; allerdings hat er auch nicht Pikanterie oder Lüsternheit beigemischt, die jene Dichter nicht selten hineinverwoben; mit ernster Grandezza verübt Amor seine Untaten, und selbst wenn einmal der „steigende Busen" der Schönen angedichtet wird, geht alles in vollkommenster Ehrbarkeit vor sich. Auch die Prosa ist ungelenk und nicht zu vergleichen mit der des Leipziger Goethe, welcher, jünger als Claudius, in leichtem Fluß der Sätze weise Anleitung gab ‚Von der Kunst, die Spröden zu fangen'. Die eingestreuten Verse bleiben ebenfalls weit hinter denen der Vorbilder und Zeitgenossen zurück und lassen die pointenreiche Leichtigkeit vermissen, die gerade für diese Themata unerläßlich ist[35]). Das Anakreontische Gebaren war für Claudius überhaupt nur ein Mantel, den er augenblicks einmal unter dem Einfluß der Umgebung umgehangen hatte, um ihn, in ein anderes Milieu versetzt, schnell wieder abzulegen.

Der ernste und moralische Ton dagegen, den er in den Erzählungen anschlägt, welche den zweiten und größeren Teil seines Gedichtbüchleins bilden,

kam ihm sicherlich aus dem Herzen, und wir können uns daraus besser ein Bild von dem Studenten Claudius gestalten als aus den Tändeleyen. Sicherlich ist ein Teil dieser Erzählungen erst nach dem Tode seines Bruders entstanden, und durch dies Ereignis die ernste Lebensauffassung, welche sich in ihnen spiegelt, vertieft worden. Gellerts Einfluß herrscht hier vor. Die Parenthese im Eingang, eingeworfene Fragen, Anreden an den Leser, die knappen Zusammenfassungen mit der Einleitung „kurz", Polysyndeton und Asyndeton, eingeschobene allgemeine Betrachtungen — diese Stileigentümlichkeiten des Leipziger Fabeldichters[36]) finden sich bei Claudius in jeder seiner Erzählungen; nur hat er nicht wie Gellert gelernt, die Moral am Schluß knapp zu gestalten, sondern meist wird sie breit und langatmig vorgetragen. Stofflich berührt sich ‚Der verzweifelnde Damon', in welchem in schalkhafter Weise der Selbstmord aus unglücklicher Liebe verspottet wird, mit Gellerts kurzer Fabel ‚Der Selbstmord' ein Thema, das Claudius später in seiner Romanze nach dem Englischen ‚Sir Robert'[37]) noch einmal aufgenommen hat. Kleists schönes kleines Epos ‚Cissides und Paches' regt ihn an zu einem gleichnamigen, in holprigen Versen und Reimen dahinstolpernden Gedicht, in welchem am Schluß der sterbende Paches die Moral zieht:

„Freund, weine nicht, wie süß ist's, in der Schlacht
Fürs Vaterland auf einem Wütrich sterben,
Den man selbst umgebracht!"

Die üblichen Tugenden werden sonst gepriesen oder empfohlen: Ehrfurcht vor dem Alter, Selbstlosigkeit, Gerechtigkeit; die Untreue der Frauen wird gegeißelt. Stofflich interessant sind ‚Der edle Fürst' (Crispinus-Motiv) und ‚Der Jüngling', der aus Liebe zur verstorbenen Braut an ihrer Leiche zu Stein erstarrt (Niobe-Thema). Bemerkenswert ist das Gedicht ‚Der fromme Heide' mit seiner Tendenz, Duldsamkeit auch gegenüber den Nichtchristen zu üben, eine Anschauung, die Claudius Zeit seines Lebens treulich vertreten hat, am nachdrücklichsten vielleicht in der ‚Audienz beim Kaiser von Japan'[38]). Die an Schlettwein gerichtete Erzählung ‚Der nützliche Gelehrte' mit ihrer Spitze gegen die Afterphilosophen ist bereits oben erwähnt worden. Auch in diesen Gedichten steht Claudius unter dem Banne der Tradition, doch ist ihm wenigstens der Inhalt von seiner eigenen Überzeugung eingegeben; hier redet der einfach und schlicht erzogene, gottesfürchtige und doch nicht orthodoxe, allem Äußerlichen abholde, keiner Metaphysik geneigte Pastorensohn aus Holstein.

Eine persönliche Note tragen die beiden Schlußgedichte der Sammlung, ‚An meinen Vater' und das auf den Tod seines Bruder Josias. Hier hört man schon jenen Ton innerer Ergriffenheit und Anteilnahme[39]) durchdringen,

der bei aller äußeren Kunstlosigkeit ihn später zum Dichter des Volkes machen sollte. Seine Weltanschauung hat sich gebildet:

„Und wenn ich Fürst und König wäre,
Was hülfe mir dieß alles nun?
Ein redlich Herz ist vielmehr Ehre,
Ein Herz, das Lust hat, wohlzuthun!"

Und welch' zarte Kindesliebe spricht sich in den schlichten Worten aus, die das Gedicht an seinen Vater schließen und an den zehn Jahre späteren Nachruf auf diesen erinnern:

„Nein, ich kann Dich nicht sterben sehen,
Ich wäre noch, und Du nicht mehr!
Ich will es mir von GOtt erflehen,
Ich geh zum Himmel vor Dir her
Und sags, von Freuden eingenommen,
Dem freundschaftlichen Himmel an:
Mein Vater wird nun auch bald kommen,
Ein alter, lieber, frommer Mann!"

Claudius selbst hegte geringen dichterischen Ehrgeiz; er sandte seine Poesien am 18. Oktober 1762 von Reinfeld aus an Gerstenberg und schrieb dazu: „Ich habe auch Tändeleyen gemacht, Tändeleyen, denn ich wuste nicht, wie ich sie anders nennen sollte. Hier sind sie, seyen Sie so gut, und sagen mir, was Ihnen gefällt, und was Ihnen nicht gefällt, ein wenig weitläuftig, wenn Sie Zeit und Lust haben." Und ein andermal: „Alle Tändeleyen sind nicht von der rechten Art, einige erträglich als der steigende Busen, die Erzählungen sind schlecht, der Arme Mann und der Jüngling bedürfen sehr der Feile, sonst gehts noch wohl an."[40]) Gerstenbergs Antworten sind uns leider nicht erhalten; es wäre interessant zu erfahren, welche Stellung der vorbildliche Dichter dem Nachahmer gegenüber eingenommen hat.

Die Kritik verwarf schonungslos das Erstlingswerk des Studenten. Am schärfsten ging Nicolai[41]) mit dem Anfänger um: „Es sind die platteste Nachahmungen Gerstenbergs und Gellerts, die man sich erdenken kann, ohne Erfindung, ohne Naivität, ohne Geist. O mein Gott! müssen denn die Studenten auf Universitäten tändeln! oder glauben dergleichen Leute daß ein bisgen Mythologie wissen, eine kahle Erzählung erdenken, und Verse und Prosa unter einander werfen, dasjenige sey, was einen Gerstenberg unter die besten Köpfe Deutschlands setzet. Ist ihnen niemals die unnachahmliche Naivität, Leichtigkeit, Feinheit in die Augen gefallen; Freilich, dergleichen Leute denken, Tändeleyen? Hm! warum denn soviel Werks davon? das kann ich auch wohl machen; gesagt; geschehn!" Nicht minder hart lautete das Urteil über den zweiten Teil der Sammlung: „Die Erzählungen sind vollends so elend, als

man sichs denken kann: Sie sind Gellerten nachgeahmt, und zwar ist ihm nichts nachgeahmt als die langweilige schleppende Art zu erzählen, die selbst öfters durch die Naivität eines Gellerts kaum genug aufgestutzet werden kann, daß sie durchaus gefalle." Den Verfasser stempelt Nicolai zum Plagiator mit dem Vorwurf, das Gedicht an die Quelle („Du kleine grünumwachsne Quelle") „den bekannten Versen eines Dichters: Ach an dem Ufer einer Quelle" skrupellos nachgedichtet zu haben; Claudius verwahrte sich noch zehn Jahre später gegen diese Unterstellung, indem er dieses Gedicht allein von der ganzen Sammlung in den ersten Band seines Asmus aufnahm. Nicolai beschließt seine Kritik mit den endgültig verdammenden Worten: „Doch genug von diesem Stümper".

Ebenso unglimpflich behandelte die von Christian Felix Weiße herausgegebene ‚Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste'[42]) das Schriftchen. Die Rezension beginnt: „Wir würden uns sehr gewundert haben, wenn sich nicht auch Nachahmer zu unsers v. G. Tändeleyen hätten finden sollen. Denn es giebt unter uns eine zahlreiche Anzahl von Leuten, die wie gewisse Thiere, welche Mienen und Gebärden den Menschen nachahmen, sich gleich auch für fähig halten, den Beyfall eines großen Genies einzuerndten, wenn sie nur jenem die Gebärden nachmachen. Wir wollen nicht die Geschichte des deutschen Geschmacks durchgehen, wir würden sonst ordentlich alte Kirchengemählde sehen, wo ein großer Mann kniet, und hinter ihm eine ganze Sippschaft, die sich nach ihm nennet, und immer einer kleiner ist, als der andre[43]). Wie viel hat ein Klopstock, ein Gellert schon solche Männerchen hinter sich, die aber alle vor dem großen Manne nicht gesehen werden, und viele sind schon von ihnen vergessen. Hr. Mathias Claudius, (so nennet sich der Verf.) der sein Buch T ä n d e l e y e n und E r z ä h l u n g e n überschreibt, möchte schwerlich auch vor dem Herrn v. G. und unserm Gellert gesehen werden: er will wie jener tändeln, und so rührend, wie dieser erzählen; aber was für ein himmelweiter Unterschied ist unter ihrem Getändle und ihren Erzählungen: jenes sind die Grazien, die mit aufgelösten Gürtel in einem anmuthigen Thale spielen, dieses sind starke Dirnen mit Colifichets[44]) ausgeputzt; sie wollen jenen nachhüpfen, aber sie stolpern einmal über das andre: es ist wahr, wenn man jene nicht gesehen hätte, so würden sie uns schon ein wenig belustigen können; aber wo man Originale hat, fragt man nichts nach den Copien." Der anonyme Rezensent zerpflückt nun die erste Tändeley ‚Die Schäfer um den Brunnen', nennt ‚Den steigenden Busen' noch das erträglichste (Nicolai hatte ‚Die süßen Lippen des Mädchens' am besten gefunden) und läßt auch an den Erzählungen kein gutes Haar. Zum Schluß erteilt er dem Dichterling den wohlgemeinten Rat: „Daß doch die angehenden Schriftsteller auf die Warnungen wohlmeynender Kunstrichter nicht hören, oder wenigstens ihre Geburten wollen

reisen lassen: sie würden alsdann entweder mit mehr Ehre erscheinen können, oder die Musen, die sich gegen die Liebkosungen so hartnäckig bezeigen, in Ruhe lassen". — Auch die dritte Kritik, welche über die unbedeutenden Gedichte erschien, konnte sich, obwohl aus Freundeskreisen stammend, zu keinem vollen Lobe entschließen. In den ‚Kritischen und zuverlässigen Nachrichten von den neuesten Schriften für die Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften', welche dem Kreise der Teutschen Gesellschaft ihr Dasein verdankten, werden die Tändeleyen gleichfalls absprechend verurteilt[45]). Allerdings wird der Tadel versüßt: „Wir läugnen nicht, daß er viel Geschmack hat, daß er die Kunst besizt, sich so ziemlich auszudrücken, zuweilen eine hübsche Stelle vorzubringen, auch sie wohl geschickt genug auszuführen: — — allein ist dieses schon genug für einen Dichter, und noch mehr, nach dem uns Herr von Gerstenberg gelehrt hat, was wir uns bey Tändeleyen denken sollen; ist dies genug für einen Verfasser von Tändeleyen?" Auch die Erzählungen finden keinen Beifall. „Der Verfasser hat nichts eigenes im Erzählen, man merkt es wohl, daß er gewisse Dichter nachahmt, und dadurch hier und da zwar etwas mehr erträglich wird, allein sie deswegen lange nicht erreicht." Und mit den ahnungsvollen Worten schließt die Rezension: „Nachricht genug von diesen vier Bogen Gedichte! Der Verfasser, wissen wir gewiß, wird uns keiner Partheilichkeit beschuldigen. Wir haben von ihm, als einen Dichter geredet, der zwar noch keine grosse Proben seines Genies hierdurch gegeben hat, aber der doch viele neuere Dichter hinter sich zurück läßt, und der Welt vielleicht Hoffnung macht, von ihm ins künftige, wenn er mit mehrerem Nachdenken, und vielleicht noch grösserer Aufmunterung, wird arbeiten können, etwas vollkommneres zu erwarten. Wir wissen von unsern Freunden, daß er zur Satyre ziemlich aufgelegt ist, und wir hätten daher gewünscht, daß er uns jezt zugleich einige ausgesuchte Arbeiten davon geliefert hätte." Der ungenannte Verfasser dieser schonenden Kritik hat sich nur mit B — unterzeichnet; richtig vermutet wohl Claudius, daß es Johann Christian Blasche, Mitglied der Teutschen Gesellschaft und später Rektor der Stadtschule zu Jena, war.

Trotz diesen ablehnenden Rezensionen der zünftigen Kritik erlebte die kleine Sammlung eine neue Auflage im folgenden Jahre; ob die Teutsche Gesellschaft soviele Exemplare gekauft hat? Aber nicht mit Unrecht meinte Boie, daß infolge der herben Urteile Claudius für die folgenden Jahre das Dichten so gut wie ganz gelassen habe[46]), vielleicht nicht zu seinem Schaden.

Was war nun die Frucht seiner Studienzeit? Wohl hatte sich der enge Gesichtskreis erweitert, er war in andere Umgebung gekommen, hatte vielerlei Menschen kennen gelernt und sich eine Kenntnis von der Welt gebildet. Die deutsche Literatur war ihm in der Teutschen Gesellschaft nahe gebracht worden.

wenn auch nicht mehr im Gottschedschen Sinne, doch in der Auffassung von diesem noch leise beeinflußt. Zwar hatte er von dem Kampf der Schweizer gegen den Leipziger Literaturpapst vernommen, aber Klopstock war noch kaum in sein Bewußtsein getreten, und von dem „angeborenen Genie“ hatte er noch nichts gehört. Was wahre poetische Anschauung, wahrer Dichtergeist sei, sollte ihm erst sein Vorbild Gerstenberg klarlegen, dem er allmählich näher trat. Auch seine Weltanschauung hatte sich wenig geändert; wie im Vaterhause war er, nach einer vorübergehenden skeptischen Anwandlung, derselbe gläubige Christ geblieben, ohne doch auf starre Dogmatik sich zu versteifen. Die philosophischen Vorlesungen stießen ihn eher ab, als daß er von ihnen profitierte, und zahllos sind später in seinen Schriften die Anspielungen und Hiebe, welche auf die Philosophen niedersausen. Für Gelehrsamkeit hat er nie viel übrig gehabt, so fleißig er auch seine Collegia besuchte. Die nationalökonomischen und juristischen Vorlesungen werden die einzigen gewesen sein, aus denen er bleibende Kenntnisse gewann, die ihm in der Zukunft nicht ganz unnützlich sein sollten.

Ein innerlich gefestigter Jüngling, der indes mit seinem dereinstigen Beruf noch nicht im klaren war, so kehrte Claudius nach dem üblichen akademischen Triennium in das Vaterhaus zurück.

Kapitel III.

Reinfeld — Kopenhagen — Reinfeld — Hamburg.

Als Claudius nach Reinfeld zurückgekehrt war, erhob sich die große Frage: Was sollte aus ihm werden? Für eine regelrechte Beamtenlaufbahn war sein Studium kaum geeignet: erst Theologie, dann Juristerei, Cameralia, Philosophie, Historie in buntem Durcheinander; bei der Wahl seiner Collegia hatte sicherlich oft der eigene persönliche Geschmack entschieden, selten die Rücksicht auf den zukünftigen Beruf. Beruf — schon dies Wort verursachte der jungen Generation jener Jahrzehnte einen gelinden Schauder[1]); die Genieperiode kündigte sich an in dem Streben nach Unabhängigkeit und Freiheit, nach ungehinderter Ausbildung der Persönlichkeit, nach individueller Gestaltung des eigenen Lebens. Allerdings nicht als festes Programm für seine Lebensführung hatte dies Claudius entwickelt, vielmehr lag in seinem von Natur aus schwerfälligen Holsteinischen Charakter eine gewisse vis inertiae, die ihn zwar nicht hinderte, seine Kenntnisse mit regem Eifer zu vermehren, aber doch davor zurückschreckte, diese aufgehäuften Wissensmassen im Interesse anderer in geregelter Arbeit zu verwerten. Matthias Claudius und Bürostunden — zwei Begriffe,

die schlechterdings unvereinbar waren. Man mag es ganz ruhig tadelnd Faulheit oder euphemistisch Bequemlichkeit nennen; er selbst fühlte am deutlichsten, wie sehr es ihm an praktischer Energie, an raschem Blick, an pünktlicher Ausführung fehlte, und in jungen Jahren mag dies mitunter schwer auf ihm gelastet haben. Allmählich arbeitete er sich durch und kam zu der Erkenntnis, daß er seine Kräfte auf seine Art ebenfalls in den Dienst der Menschheit stellen, auf seine Weise ein nützliches Mitglied der Gesellschaft werden könnte. Das ist die Entwicklung, die er in den folgenden Jahren bis 1770 innerlich durchmachte, und die aus dem exmatrikulierten Studenten den Wandsbecker Bothen schuf.

Über sein Dichten und Trachten während seines ersten Aufenthaltes in Reinfeld sind wir dürftig genug unterichtet durch sechs uns erhaltene Briefe an Gerstenberg [2]). Wir haben gesehen, wie sich beide in Jena kennen lernten, ohne vorläufig nähere Fühlung miteinander zu gewinnen. Gerstenberg kehrte inzwischen der Hochschule den Rücken, veröffentlichte seine ‚Tändeleyen‘ und trat in das dänische Heer als Offizier ein. Für seinen Universitätsfreund, den Magister Jakob Friedrich Schmidt [3]), welcher sich, gleich Claudius, nach abgeschlossenem Studium in recht ungewisser Lage und in großer pekuniärer Verlegenheit befand, hatte Gerstenberg 1760 eine Geldsammlung veranstaltet und ihn als Hauslehrer bei dem Konferenzrat v. Thienen auf Wittmoldt bei Plön untergebracht, wo jener 1761—62 seines Hofmeisteramtes waltete. Mit Grüßen von den Jenaer Holsteinern an seine Landsleute mag Schmidt nach dem Norden geschieden sein, und so schrieb er am 19. April 1761 u. a. an seinen Wohltäter: „Ebenso aber wünschte ich auch, daß Sie eine kleine Correspondenz mit dem jüngsten Claudius haben möchten. Ich erinnere mich, daß er immer, so lange Sie von Jena weg sind, recht schmachtend nach einem Briefe ausgesehen hat. Er wollte mir bei meiner Abreise einen Brief an Sie mitgeben, befürchtete aber, Sie möchten ihm nicht antworten. Kann ich ihm dann etwa, wenn ich etwa an ihn schreibe das Gegentheil versichern?“ [4]) Gerstenberg muß ermunternd geantwortet haben, denn am 18. Oktober 1761 richtete der schüchterne Verehrer noch von Jena aus „mit der größten Hochachtung und Zärtlichkeit“ seinen ersten Brief an den berühmten Dichter und forderte ihn auf, doch ein Trauerspiel zu verfassen [5]). Damit war das Eis gebrochen; vertraulich näherten sich die beiden einander, und als Claudius wieder in der Heimat war, fand die erste persönliche Zusammenkunft im Spätsommer des Jahres 1762 zu Segeberg statt. Gerstenberg folgte damals als Adjutant dem General v. Gähler in den kurzen, durch Peters III. Ermordung abgebrochenen Feldzug gegen die Russen und stand dann in Kopenhagen, wo er in seiner militärischen Laufbahn bis zum Rittmeister aufrückte.

In den Briefen an Gerstenberg ist Claudius noch der schwankende junge Mensch, der sich über seinen eigentlichen Beruf nicht im klaren ist. Die Suche nach einer festen Versorgung beginnt. Gerstenberg will ihn als Auditeur in dänische Dienste bringen und ihm durch Vermittlung seines Freundes, des Generalauditeurs Oertling, eine Stelle verschaffen; doch, wie es scheint, ohne Erfolg. Auch Bemühungen, ihm zum Eintritt in das Kammercollegium zu verhelfen, schlagen fehl. Fast in allen Briefen fragt Claudius an, ob nicht ein Sekretär oder ein Hofmeister in Kopenhagen gebraucht werde, und will mit dem bescheidensten Brote zufrieden sein. Einmal denkt er sogar daran, sich in Glückstadt als Advokat niederzulassen, und daß es ihm Ernst mit dieser Absicht ist, beweist sein Studium juristischer Schriften, von dem er Gerstenberg gegenüber ein Wort fallen läßt. Ein Streben, weniger, die weite Welt zu sehen (wenngleich er einmal sogar an Norwegen denkt), als vielmehr, dem Vater nicht länger zur Last zu fallen, beseelt ihn und läßt ihn eifrig Umschau halten. Anderseits gesteht er sehr behaglich: „Der Himmel weiß, wo ich noch hinkomme, indeßen habe ich's zu Hauße gut, bis etwas vorfält.“ Diese saturierte Stimmung wird aber öfter abgelöst von halben Verzweiflungsausbrüchen, wo er sich mit Todesgedanken trägt, hypochondrisch und kopfhängerisch ist und an sich und am Leben verzweifelt. Über alle wechselnden Launen seines noch nicht gefestigten Temperaments, über Unglück und Glück des Schicksals lacht aber siegreich sein immer wieder durchbrechender Humor, der nicht lange trübe Gedanken duldet und ihn bald aus der Melancholie wieder aufscheucht.

Regen Verkehr pflegte er mit den Universitätsfreunden Schmidt, der inzwischen eine neue Hofmeisterstelle bei Hanssen in Wessenberg, nahe bei Reinfeld, übernommen hatte, sowie mit dem Plöner Johann Gabriel Gundlach, der später Prediger auf der Insel Fehmarn ward. Oefter besuchte der junge Matthias seine (am 5. November 1762) mit dem Pastor Christian August Gustav Müller vermählte jüngere Schwester Dorothea Christina und dichtete zur Geburt seiner ersten Nichte ein Wiegenlied, das in ungekünstelter, oft prosaisch anmutender Form kaum etwas von dem Ton seiner späteren innigen Familiengedichte verrät [6]). Ebensowenig zeichnete sich das zu ihrer Hochzeit, also noch vor dem Erscheinen der ‚Tändeleyen‘, verfaßte Festgedicht, wie es scheint, durch sprachliche Vorzüge aus, für deren Mangel auch nicht die durchleuchtende Empfindung entschädigen kann [7]).

Wie stand es überhaupt um Claudius' geistige, im engeren Sinne literarische Weiterbildung? Im allgemeinen war in Holstein, besonders auf dem Lande, das Interesse an der Literatur und Kunst der Zeit nicht gerade lebhaft [8]). Zwar gingen aus den Pfarrhäusern manche Kirchenliederdichter hervor, deren fromme Gesänge bis heute noch in den Kirchen der Provinz

ertönen[9]); aber was sich der Pastor oder Beamte, vielleicht auch der adlige Gutsherr aus akademischen Jahren an literarischen Gütern bewahrt hatten, ging über Gottsched, Hagedorn und Gellert nicht hinaus; Klopstock, Lessing, erst recht Shakespere waren dort noch gänzlich unbekannte Namen.

Da erschien am 2. Januar 1762 in Schleswig das erste Blatt einer Wochenschrift ‚Der Hypochondrist', die sich zur Aufgabe gesetzt hatte, reformierend auf den Geschmack einzuwirken[10]); allerdings mußte sie nach fünfundzwanzig Nummern ihre Tätigkeit einstellen, auch ein Beweis, wie geringes Verständnis man derartigen Bestrebungen entgegenbrachte. Aber eine kleine Bresche in die traditionellen Anschauungen war damit doch geschlagen, und sie sollte sich noch erweitern durch die ‚Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur', welche, ebenfalls von Schleswig ausgehend, sich über ganz Deutschland verbreiteten und in allen literarisch angeregten Kreisen das größte Aufsehen, hellste Begeisterung oder heftigste Empörung, erregten[11]). Was sich im ‚Hypochondristen', der auf Schmidts Initiative hin ins Werk gesetzt worden war, nur verstohlen und schüchtern ans Licht wagte, drängt in den ‚Literaturbriefen' mit Macht empor und verkündet weithinschallend ein neues Evangelium: Die Rechte der Natur und des Genies. Shakespere war „das dramatische Genie" κατ' ἐξοχήν, wie Homer „das epische Genie" war, so lautete einer der Leitsätze dieser kleinen reformatorischen, von Hamann beeinflußten Schar; als dritter auf den Schild erhobener Heerführer stand Ossian da, der neuentdeckte Dichter des gälischen Schottland. Was in den Seelen der Jungen dumpf wogte und gärte, gelangte in der Sprache noch nicht zu vollendeter Klarheit; noch berief man sich mehr auf Herz und Gefühl, als daß man in anschaulicher Prägnanz die neuen Forderungen den staunend lauschenden Zeitgenossen auseinanderbreiten konnte. Aber eben dieser Appell an das eingeborene Gefühl als Richter in der Poesie nahm die dichterische Jugend gefangen und bedeutete die Morgenröte einer neuen Zeit, die Brücke von Lessing zu Herder, von verstandesmäßiger Kritik zu empfindender Einfühlung.

Es wäre merkwürdig, wenn Claudius von diesen neuen Ideen nicht berührt worden wäre. Leider sind uns Gerstenbergs Briefe an ihn nicht erhalten, und seine auf uns gekommenen Antworten an den Kopenhagener Freund reichen nur bis zum Jahre 1763. Aber es ist wohl als zweifellos anzunehmen, daß Gerstenberg den poetischen Schützling in seine Gedankenwelt einzuführen bemüht war und ihn vor allem auf seinen Abgott Shakespere hinwies. In den Jahren 1762 — 1766 war die Übersetzung des englischen Dramatikers von Wieland erschienen, zu Unrecht früher viel geschmäht und gescholten, denn sie war die erste, welche Shakespere dem deutschen Volke nahe zu bringen suchte. An ihrer Hand hat sich Claudius sicherlich in die Originalwerke eingelesen, in

denen er später so gut Bescheid wußte, daß in seinen Briefen und Schriften mannigfach englische Zitate daraus wiederkehren. Das Goethische „So fühl ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz!“ ging ihm jetzt unter Gerstenbergs Anleitung auf, und auch den Vater Homer, den er auf der Schulbank schon weidlich traktiert hatte, las er jetzt mit anderen Augen.

In derselben Bahn bewegte sich der Einfluß Gottlob Friedrich Ernst Schönborns[12]). Dieser originelle, äußerlich rauhe und abstoßende, innerlich zarte und feinfühlende Mann[13]), zu Stolberg am Harz ebenfalls in einem Pfarrhaus geboren, zeigte in seinem Bildungsgang manche Ähnlichkeit mit Claudius: auf der Hochschule in Halle war er zwar als studiosus theologiae inskribiert, trieb aber mehr Philosophie und Naturwissenschaften als das ihn schal anmutende Brotstudium und wirkte nun, die damals naturgemäße Laufbahn des Predigtamtskandidaten einleitend, als Hauslehrer auf dem Gute Trenthorst, kaum eine Meile südöstlich von Reinfeld. Auch sein Liebling war Shakespere, und wie Gerstenberg schriftlich, mag er in häufigem geselligem Verkehr mit Claudius mündlich ihm die Schönheiten des Briten erläutert haben; denn Schönborn war mehr eine kritisch betrachtende als produktiv tätige Natur. Mit begeistertem Schwung mag er den Freund vor allem auf Pindar hingewiesen haben, diesen „Feuergeist“, der „Gottheiten aus Leim schuf und sie mit dem warmen Leben seiner Seele“ [14]) anhauchte; ihm huldigte er in jugendlichem Enthusiasmus, ihn versuchte er in der Muttersprache heimisch zu machen; der schwerflüssig dahinrollende Rhythmus, die neuschöpfende Sprachgewalt des Griechen hallt wider in seinen wenigen, verstreut veröffentlichten[15]) Oden. Schönborns Dichtung hat sich aber auch an Klopstock geschult; der in den späteren Oden hervortretende vaterländische Gedankengehalt und das Bestreben, abstrakte Ideen in sinnfällige Wortbilder zu kleiden, hat er dem Messiassänger abgelernt. Noch vor Claudius' persönlichem Zusammentreffen mit Klopstock hat ihn Schönborn auf diesen erhabenen Sänger hingewiesen und in das Verständnis seiner Dichtungen einzuführen versucht.

Neben diesen literarischen Interessen beschäftigte aber auch merkwürdigerweise Schönborn eine Wissenschaft, die, so abstrakt und nüchtern wie möglich, sich von Poesie weit zu entfernen scheint: die Mathematik. Und auch auf diesem Gebiete trafen sich die Neigungen der beiden Jünglinge; in stillen arbeitsfreudigen Stunden studierten sie gemeinsam die Lehrsätze eines Descartes und Newton, naturwissenschaftliche Probleme wurden erörtert; auf Bacon, den späterhin Claudius eifrig und gern zitiert, mag ihn Schönborn hingewiesen haben. Wohl manche der Fragen, die bis an sein Lebensende Claudius bewegten, das Verhältnis des Menschen zur Natur, der Natur zum Schöpfer,

haben die beiden verschieden gearteten und doch gleichgestimmten Seelen in regem Gedankenaustausch durchgesprochen.

Ein nicht zu unterschätzender Gewinn an geistigen Gütern erwuchs für Claudius aus diesem Verkehr mit Schönborn. Beide nach Hohem strebend, nach der Wahrheit und dem Urgrund aller Dinge mit heißer Liebe forschend, und doch auf getrennten Wegen: Der Harzer voll Skeptik, alles bis in seine äußersten Bestandteile zerlegend, daher unbefriedigt und voll letzter Sehnsucht im Herzen; der Holsteiner fester in sich gekehrt, als ruhenden Pol den Glauben der Väter erfassend und darin sein Heil findend. Beide ergänzten sich und gaben einander fürs Leben; noch als Schönborn zwei bis drei Lustren später in Algier weilte, gingen herzliche Briefe und Freundschaftsoden nach Wandsbek.

Allein nur ein kurzes, reich ausgekostetes Zusammensein war ihnen vorläufig beschieden. In Kopenhagen, der Residenz seines Königs — Claudius hat sich sein ganzes Leben hindurch als guter Deutscher ebenso wie als dänischer Untertan gefühlt —, schien ihm eine vielversprechende Versorgung sicher. Vermutlich der Bruder seiner Mutter, Pastor Lorck auf Christianshafen, hatte ihm die Sekretärstelle bei dem Grafen Holstein verschafft, der als Geheimer Rat und Hofmarschall unter den Paten von Claudius' ältestem Halbbruder aufgeführt wird; am 17. März 1764 verließ Claudius sein Heimatsdorf und ging mit dem Paketboot über Lübeck nach Kopenhagen[16]).

Die dänische Hauptstadt war damals das geistige Zentrum des Nordens, ein Hort treubewahrter überkommener deutscher Kultur. Wenn auch im 18. Jahrhundert langsam die dänische Literatur und Wissenschaft zu erstarken begann, herrschte doch im Königshause die Tradition, angesehene deutsche Gelehrte nach der Metropole zu ziehen und dadurch den Glanz des Hofes zu erhöhen. Deutsch war die Sprache des Hofes und der Gelehrsamkeit, deutsch die Bildung und Kunst[17]).

Im Mittelpunkt des regen geistigen Wirkens und Schaffens stand der Staatsminister Johann Hartwig Ernst von Bernstorff, ein warmherziger Förderer alles Schönen und Guten, voll tiefer religiöser Empfindung und sozialer Nächstenliebe. Er berief 1751 den Messiasdichter nach Kopenhagen, drei Jahre später ward Johann Andreas Cramer Hofprediger, in den sechziger Jahren kamen Balthasar Münter (1765) und Friedrich Gabriel Resewitz (1767) als Geistliche an der Petrikirche. Seit 1753 lehrte Basedow als Professor an der Ritterakademie zu Sorö, 1763 ließ sich der Rittmeister von Gerstenberg in der dänischen Hauptstadt nieder, fast zu gleicher Zeit mit Claudius erschien der gewandte Publizist Helfrich Peter Sturz als Privatsekretär des Ministers Bernstorff und rückte nach einem Jahr zur Stellung eines Sekretärs im Departement der ausländischen Angelegenheiten auf.

Ein intensives geistiges Leben herrschte natürlich in diesem Kreise, welcher einen der bedeutendsten Anreger jener Literaturepoche in sich einschloß. Äußerlich hatte sich dieser Zusammenhalt dokumentiert in der drei Jahre bestehenden von Cramer geleiteten Zeitschrift ‚Der nordische Aufseher‘ (1758—61). Gerstenberg schrieb seine ‚Literaturbriefe‘ und gab mit dem ‚Gedichte eines Skalden‘ den stärksten Anstoß zu der bald ausartenden Bardenpoesie. Er und seine Frau Sophie erweckten besonders das musikalische Interesse, das sich bisher nur schüchtern geoffenbart hatte[18]), wie der schon bejahrte Nürnberger Kupferstecher Johann Martin Preisler die bildende Kunst vertrat. In der warmen Jahreszeit wohnten Klopstock und mit ihm Gerstenberg, Preisler und Resewitz an dem inmitten prächtiger Buchenwaldungen belegenen Lyngbyer See, der im Sommer zum Bade, im Winter zum „Schrittschuhlauf“ lud, beides Übungen, die Klopstock, in Theorie und Praxis ein trefflicher Lehrer, begeistert pflegte und verbreitete[19]).

Leider sind wir über keinen Lebensabschnitt von Claudius so mangelhaft unterrichtet, wie über den kurzen Kopenhagener Aufenthalt und die folgenden Jahre in Reinfeld. Wir sind daher nur auf Vermutungen und einzelne Berichtssplitter angewiesen, aus denen sich wenig genug ergibt. Als er nach Kopenhagen kam, mag ihn Gerstenberg in die Gesellschaft eingeführt und heimisch gemacht haben. Besonders mit Klopstock kam bald ein inniges Einvernehmen zustande; der junge Sekretär ward zum eifrigsten und überzeugtesten Anhänger des Eissports, vor allem berühmt als Schnelläufer, und begleitete den Altmeister oft auf dessen ausgedehnten winterlichen, nächtlichen Schlittschuhtouren[20]); die Ode ‚Der Eislauf‘ soll der Überlieferung nach an Claudius gerichtet sein. Seinen Freund Schönborn ermunterte er nachzukommen und begründete damit dessen weitere Lebensschicksale[21]). Mit Gerstenberg verknüpfte ihn, schon durch das gemeinsame Band der Musik, jetzt eine enge persönliche Freundschaft.

Was durch den brieflichen Verkehr mit Gerstenberg, durch das persönliche Zusammensein mit Schönborn in Holstein geweckt worden war, kam nun bei Claudius zu langsamer Entfaltung. Für Klopstocks Dichtung ging ihm in der beständigen Berührung mit dem Poeten erst hier das völlige Verständnis auf, das er später so beredt in Worte einzukleiden wußte, hier ward er zum Propheten des Odensängers, hier ergriff ihn die Bewunderung für die Persönlichkeit des Messiasdichters, die bis zu dessen Tode in enge gepflegten Beziehungen ausdauern sollte. Was „vaterländisch“ heißt, trat ihm hier zum ersten Male entgegen, und er hat gleich Klopstock, Gerstenberg und ihren Nachfahren für eine „deutsche“ Heldensage geschwärmt, germanisch, nordisch und deutsch in verhängnisvollem Irrtum einander gleichsetzend[22]).

In seiner theologischen Überzeugung harmonierte mit ihm Cramer, der Dichter glatter frommer Lieder, mit dessen zwölfjährigem Sohne Carl Friedrich er sich fröhlich auf dem Eise tummelte; Neues war da seiner Anschauung kaum mehr hinzuzufügen. Vertieft wurde sein religiöses Empfinden vor allem durch den Verkehr mit Klopstock, dessen Innigkeit und Wärme im Gottesglauben seiner Stimmung entgegenkam[23].

So bot dieser Aufenthalt in der geräuschvollen dänischen Hauptstadt und in den schattigen Wäldern und Bergen ihrer Umgebung dem einfachen Landpfarrerssohn eine Fülle bunter Eindrücke und vielfacher geistiger Anregungen. Auch eine zarte Neigung scheint eine Zeitlang sein Herz gefesselt zu haben[24], indes konnte der mittel- und bald auch stellungslose Jüngling unmöglich daran denken, einen eigenen Hausstand zu gründen. Seine amtliche Stellung nämlich befriedigte ihn nicht. Die Abneigung gegen jeglichen Zwang, überhaupt gegen alles regelmäßige Geschäft, bewog ihn, schon nach etwa anderthalb Jahren um seine Entlassung zu bitten. Wie fast allgemein damals im dänischen Staate, hätte ihm sein Sekretärposten die Möglichkeit gegeben, in die Staatsbeamten-Laufbahn hineinzukommen und allmählich aufzusteigen. Aber seine ganze kindliche Unbesorgtheit zeigte sich eben darin, daß er seine Stellung verließ, ohne Aussicht auf eine andere zu haben; ja, die Familientradition berichtet, er habe beim Abschiedsbesuch auf die Frage des Grafen Holstein, ob er ihm noch mit etwas dienen könne, kurzweg geantwortet: „Nein! ich danke für alles!“[25]

Claudius kehrte also im Jahre 1765 nach Reinfeld zurück; und wieder wie vor vier Jahren tauchte die bange Frage auf, was aus ihm werden sollte. Er scheint sich aber wenig Sorgen darum gemacht zu haben, saß behaglich im väterlichen Pfarrhause, las und musizierte eifrig. Besonders das Orgelspiel muß er mit Fleiß getrieben haben, denn er sann darauf, irgendwo eine Organistenstelle zu erhaschen und dann in zufriedener Selbstgenügsamkeit sein Leben verbringen zu können. Er hat später Sprickmann davon erzählt, daß gerade in Lübeck eine Organistenstelle frei gewesen wäre. „Freunde wollten sie ihm verschaffen, sagten aber, daß sie des Aufsehens wegen wenigstens pro forma Mehrere müßten darum spielen lassen. Die pro forma's kann er nun nicht leiden. Er ging also zum Magistrat und sagte, er habe seinen Competenten spielen hören, und der verdiene [die] Stelle eher als er. Er bedanke sich also“[26]. Im Sommer des Jahres 1768 ging er endlich nach Hamburg, um seinem Vater nicht länger auf der Tasche zu liegen und sich selbst seinen Unterhalt zu verdienen. Es war eine ganz neue und eigene Sphäre, welche Claudius in der großen Handelsstadt betrat; seitdem hat er fast sein ganzes Leben in ihrer Umgebung verbracht, ohne sich wesentlich von ihr beeinflussen zu lassen.

Hamburg[27]) besaß und besitzt eine ganz individuelle Physiognomie, so scharf umrissen, wie selten eine andere Stadt Norddeutschlands. Der Anblick der breiten, von Schiffen und Kähnen aller Art bedeckten Elbe hatte etwas Majestätisches, Zwingendes für den unerfahrenen Betrachter; die schmalen, langen, von Läden flankierten Straßen wimmelten von Menschen jedes Alters und Standes, die ihrem Geschäft nachgingen. Seit den Tagen der Hansa wohnte hier ein starkes und unternehmungslustiges Geschlecht; die alten Patrizierfamilien hielten voll Stolz zusammen und dünkten sich gleichstehend den altadligen Geschlechtern im Lande. Seit Jahrhunderten gingen ihre Schiffe aus dem dichtbemasteten Hafen hinaus in alle Erdteile; die Schätze Indiens und Ostasiens stapelten sich in den Speichern auf, nicht minder die Erzeugnisse Rußlands und die Produkte des Nordens. Ein babylonisches Sprachengewirr herrschte am Hafen, in den schmutzigen Matrosenkneipen und engen Hafengassen. Mit Ernst und Würde schritt der Kaufherr durch die drängende, schwitzende, arbeitende Menge; gelassen beaufsichtigte er das Verstauen der Ausfuhrartikel im bauchigen Schiffsraum oder prüfte bedächtig die eben eingebrachten Gewürze der afrikanischen Sonne. In den düsteren Kontoren stand die Streitmacht an den Schreibpulten und schlug die Schlachten mit den Korrespondenten und Konkurrenten in Nah und Fern. Die langen Zahlenreihen in den dicken schweinsledernen Hauptbüchern offenbarten dem, der sie zu lesen verstand, eine Fülle von Ordnung, Kraft und Energie, von zielbewußtem Streben nach Macht und Ansehen. „Der Hamburger", schrieb 1760 Christian Ludwig von Griesheim in seiner Laudatio ‚Die Stadt Hamburg in ihrem politischen, ökonomischen und sittlichen Zustande', „der Hamburger ist die ganze Woche in seinen Geschäften, als wenn er ums Tagelohn arbeiten müßte. Das beständige ernstliche Nachdenken macht den gesetzten Hamburger schon in frühem Alter stille, er nimmt seine Kopfrechnungen überall mit." Von der anstrengenden Tagesarbeit setzte sich der Bürger gern am Abend zum leckeren Mahle nieder. Ochsenschmäuse, Gastmähler, feierliche Anstandsvisiten mit obligatem Umtrunk bildeten seine Erholung, so daß nicht mit Unrecht das Witzwort „Stomachopolis" — Magenstadt — geprägt ward. „In den Häusern der reichern Kaufleute", so berichtet ein scharf beobachtender Zeitgenosse mit leiser Übertreibung[28]), „herrscht Gemächlichkeit, Reinlichkeit, Pracht und zum Teil auch Verschwendung. Die Hamburger sind die ersten Protestanten, die ich sah, welche im Essen und Trinken gut Deutschkatholisch geblieben sind. Ihre Tafeln übertreffen noch jene der Wiener, Grätzer, Prager und Münchner, und vielleicht wird nirgends in der Welt so viel auf den sinnlichen Geschmack raffiniert, als hier". Und mit derber Satire gibt der ‚Patriot', jene auf Besserung in Sitte und Brauch hinzielende Wochenschrift, eine Schilderung der Hamburgischen Mahlzeit: „Ich zählte achtzehn Hauptschüsseln, wobei noch vierzehn kleine

eingeschoben waren: in der Mitte aber ragte ein großer Aufsatz mit allerhand gefärbten Gallerten vor, welcher zugleich anstatt einer Scheidewand diente, indem man davor die Hälfte der Anwesenden nicht sehen konnte. Die meisten Schüsseln waren pyramidenförmig angefüllt und die Speisen selbst, sowohl als die Zubereitung derselben, so mancherlei, daß ich zweifle, ob Trimalchio bei seinem Feste so kostbare und verschiedene Arten aufstellen könne." Der behäbige, rotwangige, breitspurige Hamburger war aber dabei kein Mensch, der „leben und leben lassen" als Devise auf seine Fahne geschrieben hatte. Eine gewisse Steifheit, ein förmliches Zermoniell wurde gern beobachtet, da man glaubte, dadurch vornehm zu erscheinen. Die Tracht war im allgemeinen nicht jeder Modeneuerung unterworfen, dunkle Stoffe, mit Pelz verbrämt, wurden bevorzugt, die Wäsche war von peinlichster Sauberkeit. Der freie Bürger mußte auch durch die äußere Erscheinung würdig repräsentiert werden.

Auf einem solchen Boden konnte die lebens- und trinkfrohe Poesie eines Hagedorn wohl gedeihen, der das Horazische ‚Carpe diem' mit dem Zuruf ‚Aequam memento rebus in arduis servare mentem' wohl zu vereinigen verstand. Sonst betätigte sich die Dichtkunst in Hamburg in der epigrammatischen Form, das Anakreontische Lied wurde viel gesungen, flotte Romanzen warf Daniel Schiebeler hin. Dem Pracht und Ausstattung liebenden Kaufmann mußte aber vor allem die Oper behagen, in welcher glänzende Dekorationen, prunkvolle Aufzüge, verschwenderische Kostüme die Hauptsache bildeten. Gern erholte sich der abends von Geschäften müde heimkehrende Reeder bei den derben Späßen einer plattdeutschen Posse, wie des saftigen ‚Bookesbeutels', der ihm ein getreues Spiegelbild „des niedersächsischen Bürgerschlendrians" entgegenhielt, oder beim leichten Geträller flüssiger Operetten, die weder in Musik noch Text zum Nachdenken zwangen und Seele und Verstand nur angenehm kitzelten, nicht tiefer aufrührten.

Aber es fehlte auch nicht an Leuten, welches dieses geringe geistige Interesse beklagten und ihm abzuhelfen suchten. So kam die bekannte Entreprise des ‚Deutschen Nationaltheaters' zustande, die allerdings ein klägliches Fiasko machte, doch den bedeutendsten Geist der damaligen deutschen Literatur in die Mauern der Hansastadt brachte: Lessing. Dieser scharfe Kopf, der gerade seine Händel mit Klotz ausfocht, blies frisches Leben in die dumpfe Atmosphäre. Ein witziger und sprudelnder Gesellschafter, ein wackerer Kämpe am Zechtisch, fand er bald Eingang in die Kreise, die sich eine gewisse Neigung für höhere Bildung bewahrt hatten. Das war vor allem die Schar, welche sich im Hause der Familie Reimarus versammelte. Noch lebte und arbeitete das Haupt, der greise Hermann Samuel Reimarus, für dessen Überzeugung später Lessing so schneidig eintreten sollte, und präsidierte mit Umsicht der ‚Hamburgischen Gesellschaft zur

Beförderung der Kunst und nützlichen Gewerbe'; sein Sohn, der philanthropisch gesinnte Arzt Albert Heinrich, wirkte im Sinne des Vaters, führte Blitzableiter und Schutzimpfung in Hamburg ein und ward in seinen Bestrebungen auf das eifrigste unterstützt von der Schwester Else, der die Zeitgenossen einen „männlichen" Verstand nachrühmten. Pflegte dieser „Salzkreis", wie ihn Baggesen später charakteristisch nannte[29]), in erster Linie literarische und künstlerische Kultur, so boten andere Familien eine von feinem Geist erfüllte, fröhliche, doch auch der Literatur nicht abholde Geselligkeit. Bei dem Begründer der „Handelswissenschaft" Professor Johann Georg Büsch kamen die Männer zusammen, die eine Verbindung der Wissenschaften mit der Praxis erstrebten und — bis heute für den Geist in Hamburg bezeichnend geblieben — die Wissenschaften aus dem Gesichtswinkel der Brauchbarkeit für das gemeine Leben ansahen, die eigentlichen Vertreter der „Aufklärung" im wahrsten Sinne des Wortes. Mit Büsch wetteiferte in Wirksamkeit für das Wohl der Gesamtheit der witzige Geograph Christoph Daniel Ebeling, der später in launigen Hexametern sich am Xenienkampfe beteiligen sollte[29a]). Auch der polternde und derbe, im Denken unklare, aber in seiner Art verdienstliche Basedow, der von Kopenhagen einem Rufe nach Altona gefolgt war, gehörte mit in diesen Zirkel, ebenso später sein Kollege, Rektor Ehlers, ein kluger Kopf und hervorragender Redner, Vertreter einer aus Leibniz, Wolff und Shaftesbury gemischten Glückseligkeitsphilosophie. Der stets betriebsame und neue Pläne ersinnende Bode war im Dienste der geistigen Vermittlung zwischen England und Deutschland tätig, begann ein fundamentloses und daher bald verkrachtes Unternehmen zur Steuerung des Nachdruckes, in das er auch Lessing mit hineinzog, und zeigte sich immer bereit, auftauchende Ideen in die Tat umzusetzen. Bedeutsam sollte er in Claudius' Leben eingreifen! — Man traf sich, um bei einer Tasse Tee zu plaudern und über die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes zu konferieren. Büsch hielt einmal in der Woche seine sog. „Lesegesellschaft", „wo nach der Reihe jedes Mitglied eine Auswahl, mehrenteils von Gedichten, traf, die vorgelesen, hinterher auch wohl beurteilt wurden; den Schluß bildete ein einfaches Mahl, dessen vornehmste Würze die geistreiche Heiterkeit der Gäste bildete[30])". Lustpartien in Gondeln auf der Alster nach des Tages Last und Mühe vereinigten oft die fröhliche Schar, Ausflüge an die mit Landsitzen geschmückten Ufer der Unterelbe und ländliche Picknicks im Freien wechselten damit ab.

Heftige Kämpfe standen den Theologen Hamburgs bevor. Vorläufig verwalteten die beiden zukünftigen Hauptstreiter, der Senior Johann Melchior Goeze und der Pastor Julius Gustav Alberti, einträchtig, wenn auch nicht einmütig, ihr Seelsorgeramt an der St. Katharinenkirche. Jener ein Gelehrter mit weitreichenden historischen und bibliographischen Kenntnissen, doch von starrer

altlutherischer Rechtgläubigkeit, dieser ein Produkt der Aufklärung, ein philosophischer Geist, welcher die schöne Literatur liebte und in alles umfassender Toleranz einen Ausgleich zwischen Kirche und Theater herbeiführen wollte, in theologicis nicht frei von Widersprüchen und liberalen Halbheiten; jener der Mann des Volkes, dieser der Prediger der Gebildeten.

Ostern 1768 kam Philipp Emanuel Bach, der Sohn des großen Johann Sebastian, aus Berlin als Kantor und Musikdirektor an das Johanneum, bemühte sich erfolgreich, der leichten italienischen Musik, welcher man in Hamburg mit Entzücken lauschte, den Garaus zu machen und edle deutsche Meister, wie Haendel und Gluck, dafür zu Gehör zu bringen.

Theater, Kirche, Musik — auf diesen drei Feldern lagen die Neigungen der Hamburger Bürger, und es hatte den Anschein, als ob in den sechziger und siebziger Jahren ein großer Aufschwung darin für die alte Hansastadt erfolgen sollte; denn mit warmem Interesse verfolgte man eine Zeitlang alle Erscheinungen, die eine solche Hebung zu befördern geeignet waren. Aber auch nur eine Zeitlang — bald ward man dessen überdrüssig, scheute die geistige Anstrengung und begehrte nach leichterer Kost, die immer frisch, immer lecker, immer neu dargeboten werden konnte. „Sie denken vielleicht, mein lieber Boie! daß die Herren und Damens in Hamburg immer so galant sind, als sie sind, wenn man sich einige Wochen da aufhält — das Neue gefällt ihnen überaus, so lange es neu bleibt —. Einige Edle vortrefliche Seelen ausgenommen, mag ich Hamburg nicht leiden — “, so urteilte Goethes kluge Freundin Auguste v. Stolberg[31]) und traf damit den Nagel auf den Kopf.

In dieses lebhafte Pulsieren der großen Handelsmetropole stürzte sich nun Claudius hinein, voll Hoffnung, in der Stadt, welche so Vielen Unterhalt gewährte, auch für seine bescheidenen Ansprüche ein Tischlein gedeckt zu finden, ohne Ahnung, was für eine wichtige Rolle er in ihrem Geistesleben spielen sollte. In langen und ausführlichen Briefen an Gerstenberg erstattet er getreulich Bericht über sein Leben[32]). Den Interessen des Freundes gemäß überwiegt darin das Musikalische; launig erzählt er von seinem häufigen Zusammensein mit Bach, kritisiert genau und abwägend, doch schließlich lobend dessen Klavierspiel und Komposition, empfiehlt Hamburger Sänger und Virtuosen nach Kopenhagen und referiert nicht zuletzt eingehend über eigene musikalische Arbeiten und Studien. Er dachte wohl im geheimen, vermittelst dieser Kunst sein Fortkommen zu finden und, vielleicht durch Fürsprache Bachs, eine Stelle als Musiklehrer oder Organist zu erhalten. Sein Leben lang ist ihm die Musik eine liebliche Trösterin im Unglück, eine mitfeiernde Freundin im Glück geblieben.

Vorläufig hauste er in einem kleinen Zimmer, das er auf vier Wochen gemietet hatte[33]), und war gewillt, sich durch Übersetzungen durchzuschlagen[34]). Klopstock hatte ihn seinem Schwager Leisching warm empfohlen, und wohl dadurch gelang es ihm, schon nach vier Wochen, Ende Juli 1768, als Journalist in das Adreß-Comptoir unterzuschlüpfen und in die Redaktion einer der größten Zeitungen Hamburgs einzutreten. — Doch davon später! Augenblicklich geht uns sein sonstiges Dichten und Trachten an. Mit dem Übersetzen hatte er kein Glück; er fand keinen Verleger, der ihm ein Buch zum Verdeutschen anvertrauen wollte. So ging es ihm, trotz seinem Journalistenposten, oft recht dürftig, häufig konnte er die Briefe an die Freunde nicht frankieren, und Klagen über bittersten Geldmangel kehren vielfach wieder. Trotzdem bittet er noch für andere und sucht fremde Menschen in Amt und Brot zu bringen, soweit es ihm möglich ist[35]).

Verkehr hatte er anfangs kaum[36]) und strebte auch nicht darnach. Die gewaltigen Eindrücke, welche ihm das laute Treiben auf den Straßen, die mancherlei neuen Bekanntschaften, welche ihm die frischgewonnene Anstellung brachte, mußte er in sich verarbeiten und nach seiner Art dazu Stellung nehmen, um dann unbefangen allem gegenüber treten zu können. Aber bald bahnte sich ein regeres Zusammenleben an, und er ward in jene Kreise hineingezogen, deren Tun und Lassen wir soeben beobachtet haben. Der erste, der ihm neben Bach näher tritt, ist Lessing[37]). Gegensätze ziehen einander an — der unerbittlich denkende, unablässig arbeitende, rasche und feste Mann fand Gefallen an dem schwärmerischen, bequemen, schüchternen, drolligen Jüngling; der Mutterwitz und Humor, die Begeisterung und warme Empfindung für alles Schöne und Hohe, welche Claudius zur Schau trug, berührten Lessing sympathisch, und er würdigte ihn seines nahen und häufigen Umgangs. In seinen Zeitungen, jetzt wie später, trat Claudius stets für den verehrten Dichter ein, für den Herausgeber der ‚Wolfenbütteler Fragmente' brach er eine Lanze[38]) und setzte der Persönlichkeit Lessings ein schönes Denkmal, wenn er nach dessen Tode, bei Gelegenheit des Jacobi-Mendelssohnschen Streites, niederschrieb: „Und ich habe Leßing auch gekannt. Ich will nicht sagen, daß er mein Freund gewesen sey; aber ich war der seine. Und ob ich gleich sein credo nicht annehmen kann; so halte ich doch seinen Kopf hoch."[39]) Irgendwelchen Einfluß Lessings auf die Geistesrichtung des jüngeren dürfen wir daher kaum erwarten. — Auch Bodes Bekanntschaft macht Claudius, Alberti ist ihm sehr sympathisch, mit Goeze scheint er nicht in persönliche Berührung gekommen zu sein.

Eine hohe Freude ward ihm zuteil, als Herder im Februar des Jahres 1768 durch Hamburg kam. Seine kürzlich erschienenen ‚Fragmente über die neuere deutsche Literatur' wie seine ‚Kritischen Wälder' hatte Claudius

sicherlich in Reinfeld und Hamburg studiert und mit Gerstenberg darüber Gedanken ausgetauscht. Kamen sie doch ganz der in ihm bereits geweckten Richtung entgegen, welche durch die ‚Schleswigschen Literaturbriefe‘ vorbereitet worden war. Was aber für Claudius das maßgebende war: in der religiösen Richtung harmonierten beide damals, etwas Schwärmerisches, Mystisches war dem Theologen Herder in jenen Jahren noch eigen und hat sich nie ganz verloren[40]). Da die gleiche Grundstimmung vorhanden war, kam es zwischen beiden in kurzem zu inniger Freundschaft und traulichem Sichverstehen. Ihre geheimsten Gedanken tauschten sie miteinander aus, Herder[41]) der Mitteilende, Gebende, Claudius der Horchende, Empfangende. In begeisterter Übertreibung nennt Herder den einfachen Matthias „das größte Genie, das ich gefunden“, „einen Freund von sonderbarem Geiste und von einem Herzen, das wie Steinkohle glüht — still, stark und dampfigt“; später, als der erste Rausch verflogen, ist er ihm „ein kleiner, guter, äußerst natürlicher Jüngling[42])“ oder „der edelste Jüngling, castus, probus, ingenuus, facie et animo“[43]). Und in wundervoller Bildlichkeit beginnt Claudius den ersten Brief, der ihre lebenslange Korrespondenz eröffnet, mit dem schönen Vergleich: „ein Mädchenbusen vor einem Jünglingsmunde, der Küsse witterte, schnell weggerückt — so Herder aus Hamburg“[44]). Oder er schließt einen anderen Brief mit dem tiefen Davidischen Geständnis: „Ihre Liebe ist mir wie Liebe der Frauen“[45]). Das Hauptthema ihrer Gespräche bildete H a m a n n[46]), jener wunderliche „Magus im Norden“, der in tiefsinnigen, dunkelverworrenen Sätzen Herdern den ersten Anstoß zu seinen Gedankengängen gegeben hatte, die Lehre vom angeborenen Genie verkündigte und einem mystischen Gottesglauben huldigte. Es war für Claudius eine Offenbarung, von diesem Manne zu hören, der in Zügen der Persönlichkeit und der Geistesrichtung ihm verwandt war, und wir können uns vorstellen, wie er an des neugewonnenen Freundes Munde hing, wenn dieser ihm die geheimnisvolle Sprache und die scheinbaren Rätsel in Hamanns Schriften zu deuten suchte. Vom Volk und seiner schöpferischen Kraft mag auch ein Wörtlein gefallen sein, auf die Quelle der Poesie und letzten Endes der Sprache überhaupt, auf die „Volksseele“ mag Herder hingewiesen und dadurch Claudius in der volkstümlichen Schreib- und Dichtart noch bestärkt haben. Sein ‚Abendlied‘ („Der Mond ist aufgegangen“) ging in die Sammlung der Herderschen ‚Volkslieder‘ über, „um einen Wink zu geben, welches Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben werden“[47]).

Neben diesem einzigen b l e i b e n d e n Erlebnis jener Hamburger Jahre schwinden all die anderen Zusammenkünfte mit kleineren Geistern dahin. Auch das Wiedersehen mit Klopstock, der nach Bernstorffs Sturze sich in Hamburg niederläßt, bleibt ohne tiefere Bedeutung; was ihm Klopstock zu geben hatte, hatte

Claudius bereits in sich aufgenommen. Der sparsam geführte Briefwechsel mit Schönborn, der noch dem ersten Biographen vorlag, ist leider nicht mehr aufzufinden[48]; Vermutungen über seinen Inhalt aufzustellen, wäre zwecklos. Ein Besuch im Vaterhause zu Reinfeld unterbrach die geregelte Arbeit des Redakteurs[49]; oder es überraschte ihn freudig das unvermutete Eintreffen seines jüngeren Bruders, der zur Universität Göttingen ging[50]. Einmal hatte es den Anschein, als ob sich seine äußere Lage günstig gestalten wollte: am Gymnasium zu Altona war eine Lehrstelle frei geworden, und Claudius hoffte mit Hilfe der Kopenhagener Freunde die Professur zu erhalten[51]. Doch er hatte damit kein Glück — sicherlich zu seinem Glück; denn wie hätte der Mann, der noch nicht einmal imstande war, ein kleines Blatt wie den ‚Wandsbecker Bothen' mit Stetigkeit zu leiten, wie hätte der jeden Tag pünktlich seine Stunden halten, seine Schüler zu Ordnung und Pflichterfüllung erziehen können?

Auch ein Herzensroman muß sich damals in seinem Inneren abgespielt haben. Wer allerdings das Objekt seiner Neigung gewesen, ist nicht zu ersehen; er schreibt nur einmal an Gerstenberg: „ich bringe überhaupt seit Monaten meine Zeit mit Horchen zu, zum Sprechen habe ich nicht viele Lust, der leidige Amor hat sein Werk in mir, zum Sprechen habe ich nicht viele Lust" [52]. Mehr hören wir nicht davon. Jedenfalls verdanken wir dieser Liebe das einfache Lied ‚Phidile', in welchem er eine reizende Schilderung der unbekannnten Angebeteten in volkstümlicher Versweise gibt[53]. ‚Die Geschichte von Sir Robert', welche, das Werthermotiv vorwegnehmend, drei Monate später in den ‚Adreß-Comptoir-Nachrichten" erschien, könnte man vielleicht auf dieses amoureuse Erlebnis beziehen und daraus deuten, daß seine Neigung keine Erwiderung gefunden, er daher mit männlicher Entschlossenheit sich dieser quälenden Last mit dem schalkhaften Gedicht entledigt habe. — Und nun zum „Adreßcomptoirnachrichtenschreiber" Claudius[54])!

Die Zustände im Hamburger Zeitungswesen waren in jenen Jahren nicht gerade erfreulich. Es bestand eine erkleckliche Anzahl von Zeitungen, die sowohl dem Handelsherrn wie dem Schiffer, dem Kaufmann wie dem Literaten, dem Laien wie dem Gelehrten Nachrichten aus allen Gegenden und aus allen Gebieten lieferten[55]. Der ‚Relations-Courier' oder die sog. Wieringsche Zeitung soll bereits am Ende des 17. Jahrhunderts gegründet worden sein. Seit 1731 erschien in Hamburg der als Amtsblatt geltende ‚Unpartheiische Correspondent', den zehn Jahre vorher als ‚Schiffbecker Posthorn' H. H. Holle ins Leben gerufen hatte. Seit 1754 wurden von dem Verleger des ‚Correspondenten' G. C. Grund auch die ‚Gemeinnützigen Hamburgischen Nachrichten' herausgegeben. Die berüchtigte „schwarze Zeitung" Christian Ziegras[56], die ‚Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit', seit 1758 bestehend, gingen zwar 1771 ein,

fanden aber ihre umgehende Fortsetzung in den ‚Freiwilligen Beyträgen aus dem Reiche der Gelehrsamkeit‘ (1772 — 80). — In der Schwesterstadt Altona wurde seit Alters der ‚Altonaer Reichspostreuter‘, damals noch unter der Redaktion des Rektors Johann Jakob Dusch, gelesen; daneben der ‚Altonaer Merkur‘, welcher seit 1763 das Beiblatt ‚Altonaer gelehrter Mercurius‘ hinzufügte. Diese bedeutungslosen Organe erschienen im allgemeinen viermal wöchentlich, die Beiblätter dazu zweimal wöchentlich an den freien Tagen.

1767 traten zwei neue große Zeitungsunternehmungen auf den Plan, die infolge guter Organisation bald an Einfluß die ebengenannten überragten: die ‚Kayserlich privilegirte Hamburgische Neue Zeitung‘ (NZ) und die ‚Adreß-Comptoir-Nachrichten‘ (ACN). Für beide hatte sich Johann Wolfgang Haeck vorsichtigerweise zu Wien zwei kaiserliche Privilegien verschafft, ehe er die Konzession beim Hamburgischen Senat nachsuchte, doch war er darüber hingestorben (1766); seine Erben ließen das Privilegium auf Johann Wilhelm Dumpf übertragen, der als Chefredakteur fungierte[57]). Eigentümer der beiden Organe war der dänische Legations- und Etatsrat Polykarp August Leisching, welcher das Geld dazu hergegeben hatte, aber nicht das Hamburgische Bürgerrecht besaß und daher bei der Bitte um Konzession seinen Redakteur vorschieben mußte[58]). Nach kurzer amtlicher Laufbahn[59]) hatte Leisching, dem Muster des Kopenhagener Instituts folgend, in Hamburg ein sog. Adreß-Comptoir angelegt und zu seiner Propaganda die ACN gegründet. Die NZ erschien viermal, die ACN zweimal wöchentlich. Dumpf, dessen Schwester mit dem Bruder Leischings, einem Superintendenten in Langensalza, verheiratet war, leitete beide Zeitungen, die sich gegenseitig ergänzen sollten: die NZ brachte mehr Politisches und Literarisches, die ACN mehr Lokales und Merkantiles. Nicht mit Unrecht hatte die NZ in ihrem Avertissement ausposaunt, daß „die ersten Köpfe“ an ihr mitarbeiten würden: Männer wie Lessing, Gerstenberg, Alberti zählte sie zu ihrem Stabe[60]).

In diesen journalistischen Kreis trat im Juli 1768 Claudius als Helfer Dumpfs ein. Die Arbeit scheint zwischen beiden bald so geteilt worden zu sein, daß Dumpf die wichtigere NZ, der jüngere die ACN zur Redaktion erhielt. In letzterer Zeitung machte sich jedenfalls bald sein origineller Stil in dem allgemeinen wie in dem überaus sparsam bedachten literarischen Teile geltend und drückte ihr für diese zwei Jahre sein charakteristisches Gepräge auf. In den Briefen an Gerstenberg werden öfter scherzweise Klagen vernehmlich über seine Brotarbeit erhoben, und über den „Adreßcomptoirnachrichtenschreiber“ macht Claudius sich mehrfach lustig. Aber dieser Humor ist eher Galgenhumor, und ihm liegt eine ernste Verstimmung zugrunde; jede Art von geregelter, beständiger Berufstätigkeit war ihm eben verhaßt, und es kam ihm sauer genug an, sich auf diese Weise sein täglich Brot zu erwerben.

Dabei zeigte Claudius wirklich Talent, als Journalist auf eine größere Menge zu wirken. Dies wird deutlich, wenn man die Jahrgänge etwa von 1767—71 der ACN durchblättert. Zwar ist der Inhalt stets derselbe: Schiffsmeldungen, Wetternachrichten, Börsenberichte, neu angekommene Fremde, Lotterielisten, Anekdoten und Unglücksfälle; doch diesen an und für sich trockenen und nüchternen Stoff belebt der neue Redakteur durch Einstreuen von humoristischen Bemerkungen, von satirischen Seitenhieben, von drolligen Aussprüchen; allmählich entwickeln sich die zuerst nur referierenden Artikel zu selbständigen Aufsätzen in eigener Färbung, und der Journalist Claudius bildet sich langsam seinen Stil.

Die moralischen Wochenschriften[61]) üben anfangs noch merklichen Einfluß aus: durch fingierte Briefe werden weise Lehren in gesellschaftlichen und allgemeinmenschlichen Angelegenheiten gegeben; Squire Isaak Bickerstaff, diese von Swift geschaffene köstliche Figur, welche bereits in Steeles und Addisons ‚Tatler' ihr Wesen getrieben hatte, schilt über soziale und sittliche Mißstände; auch Herr Zacharias Jernstrup, der einst als Redakteur von Gerstenbergs ‚Hypochondristen' hatte herhalten müssen, taucht mit neckischen Plaudereien auf. Dem Interesse der Seestadt Hamburg entsprechend, wird das meiste aus englischen Blättern übersetzt; besonders die Verfassungskämpfe jenseits des Kanals finden in Hamburg ein teilnehmendes Publikum, das ausführliche Berichte darüber verlangt, welche Claudius mit leiser Hand zustutzt und mit feinen Anspielungen auf lokale Verhältnisse durchsetzt. Auch auf literarisch wertvolle Erscheinungen sollten die Leser aufmerksam gemacht werden. Am 8. November 1769 hatte in Hamburg die Erstaufführung der ‚Minna von Barnhelm' stattgefunden, und nun entspinnt sich in den ACN eine launige, originelle Korrespondenz zwischen einem „naiven, unwissenden Jüngling im Parterre" Fritz, seinem Vater und seiner Tante über das Stück, dessen Vorzüge dem Hamburger Publikum, wie es scheint, noch deutlich vor Augen geführt werden mußten. Vor allem betont Claudius das Gefühl auf Kosten des Verstandes und gibt weiterhin eine Schilderung der Aufführung von Weißes ‚Romeo und Julia', wie sie in der Literatur des 18. Jahrhunderts an Lebhaftigkeit und Wärme einzig dasteht. In dem „Theaterkrieg" ergreift er zugleich Partei für das Schauspiel gegen die törichte und überhebliche Hetzerei eines Goeze und Konsorten. — Im Jahrgang 1770 hört aber der Einfluß der moralischen Wochenschriften auf, und wir finden nun schon den ganzen Claudius vor, der sich zwar im Stil noch weiterhin ausgeprägter entwickelt, dessen Lebensanschauung jedoch jetzt feststeht, wie sie überhaupt seit der Universitätszeit Wandlungen kaum mehr durchgemacht hat. Ein fester christlicher Glaube, ohne Engherzigkeit und Unduldsamkeit gegen Andersdenkende, Vorherrschaft des Herzens vor dem Verstande auf jeglichem Gebiete, sei es ethisch oder sozial oder poetisch, ein fast kindlich zu

nennender Optimismus und ein starkes Vertrauen, daß alles auf Erden stets gut ausgehen werde, ein tiefes Mitleid mit allen Armen und Schwachen, dabei ein feines Gefühl für alles dichterisch Wertvolle unter den Neuerscheinungen der deutschen Literatur — das sind die Grundzüge seines Charakters, wie sie sich in den Leitartikeln, großen und kleinen Mitteilungen, Rezensionen äußern und für ihn unverrückbar geblieben sind bis an sein Lebensende. Er war fertig mit sich und der Welt in dem Sinne, daß seine Betrachtungsweise sich nicht mehr änderte; nicht Blasiertheit und Langeweile, sondern Heiterkeit und Zufriedenheit sind das Signum dieses „Bruders vom geruhigen Leben".

Naturgemäß hat Claudius selbst viele eigene Beiträge zu den ACN beigesteuert. Die Lyrik ist wenig vertreten. Im Jahrgang 1768 stehen nur drei Gedichte in Anakreontischer Art: ein scherzhaft fingierter poetischer Briefwechsel zwischen Mädchen und Jüngling[62]. 1769 liefert kaum Ausbeute[63], und auch, wie bei der Prosa, entwickelt sich jetzt erst in der Lyrik sein eigener Ton. Der Jahrgang 1770 wird eröffnet durch das naiv-zarte ‚Wiegenlied beim Mondschein zu singen' („So schlafe nun, Du Kleine!")[64], dem sich ein zweites bald darauf anschließt („Seht doch das kalte Nachtgesicht")[65]; beide enthalten bereits alle wesentlichen Keime seiner Lyrik: Gefühlswärme und Innerlichkeit, Empfindung mit der Natur, schmucklose, ungekünstelte Sprache. ‚Ein Pasquill aufs Geld'[66] ist ein Ausfluß von Galgenhumor infolge seiner eigenen drückenden Lage: „der böse Alp Beelzebub", nämlich das Gold, wird verflucht, ebenso wie die Hand, die es einst ausgrub. Mit Bezug auf Herders Abreise von Hamburg nach Kiel parodiert Claudius die dritte Ode des ersten Buches von Horaz ‚Sic te diva potens Cypri' in rhythmisch gehobener Prosa[67]. Aus der Zeit erwachender Liebe, aus dem Frühjahr 1770, stammt das duftige Lied ‚Phidile'[68], wie das bewegte und in Naturgefühl schwelgende ‚Maylied' („O wie schön wie schön Ist der Junge May")[69]. Seiner mannhaften, nicht im geringsten weichlichen Liebesempfindung entsprang ‚Die Geschichte von Sir Robert'[70] mit ihrem Spott über den Selbstmord des verschmähten Amanten, die man für eine Parodie auf Goethes ‚Werther' halten könnte, wäre sie nicht schon am 16. Juli 1770 gedruckt. Also auch in der Poesie offenbart sich eine bewußte Weiterbildung aus dem Konventionellen und Überlieferten heraus zu eigenwilligem Gefühl und Ausdruck.

Ob es allerdings im Sinne des Eigentümers war, daß die ACN sich geflissentlich von allem Sensationellen und Aktuellen fernhielten und die Hamburger Tradition verleugneten? Claudius deutet in den Briefen an Gerstenberg mitunter an, daß er mit Leisching nicht gut stände; er hatte zu literarische Interessen, welche dem praktischen Manne nichts galten. Schließlich kam es zum Bruche zwischen Eigentümer und Redakteur; warum, wissen wir nicht genau[71].

Am 1. Oktober 1770 (Stück 78) stand Claudius' letzter Beitrag in den ACN, mit dem er sich von seinem Leserkreise verabschiedete:

„Lieber Herr Gevatter!

Vor circa neun Vierteljahren schrieb ich Ihnen den ersten Brief, (S. das 52. St. von 1768.) und heute schreibe ich Ihnen den letzten, oder wenn Sie es lieber gleichnisweise haben: ich hatte in dem angenehmen Monat Junius des tausend sieben hundert acht und sechzigsten Jahres die Ehre, den Ball mit Ihnen zu eröfnen, erlauben Sie gütigst, daß ich auch den Henkerstanz mit Ihnen thue. Aber wovon soll ich Sie denn unterhalten, lieber Herr Gevatter? Vom Türken kriege? Nicht vom Kriege; ich habe darin recht dummes Haar, es steigt gleich Berg an, so bald ich nur von Krieg höre, und mit Berganstehendem Haar kömmt man wohl gut von Roßbach bis nach Amelung, schreibt aber schlechte Briefe. Von Amorn? von Amor muß man nicht Briefe schreiben, der haßt die Schwätzer, der kleine holde Götterknabe der! — und denn so giebts auch so viele Amors, die nicht holde Götterknaben sind, heßliche Alpen, Kinder der Erde und des Erebus — nicht von Amorn; also von Genie und Geschmack? Ey was gehn Sie und mich Genie und Geschmack an? Also von nichts? Ja doch, von nichts, meinetwegen, das ist so grade das Fach, darin ich am stärksten bin, und wenn ichs auch nicht selbst wäre, so habe ich doch über die Materie so viel von andern gehört, und kenne so viele grössere und kleinere Werke mit und ohne Register, wo ich mich Raths erhohlen könnte, daß mir ein Brief darüber gar nicht schwer werden sollte.

Pythagoras verglich einen weisen tugendhaften Mann mit einer rein gestimmten Leyer, es ist viel Wahrheit in dieser Gleichung dünkt mich, nur bemerke an verschiedenen Gelehrten — in den vergangenen Jahrhunderten, daß die Stimmwirbel nicht im Kopfe sitzen müssen. Gott stimme Ihn rein, lieber Herr Gevatter! und bewahre Ihn für ansteckende Krankheiten und Hungersnoth!

Sein Diener

G. Pfahl.

N. S. hat Er wohl ehender von dem komischen Fluß Guadiana in Spanien gehört? Er entspringt aus den lagunas de la Mancha, fließt bald darauf in die Erde, und kommt bey dem Sumpf los Ojos de Guadiana wieder zum Vorschein. Die Lateiner nenen ihn anas, welches Wort einige von dem arabischen radice Hanasa (sich verbergen) herleiten, denn der Fluß verbirgt sich und kommt, wie gesagt, bei dem Sumpf los Ojos de Guadiana wieder zum Vorschein."

Damit deutet Claudius hin auf sein eigenes Schicksal: er stand wieder einmal am Markte, doch bereits hatte ihn einer gedungen. Aus Hamburg verschwindet er, in Wandsbek taucht er wieder auf.

Kapitel IV.

‚Der Wandsbecker Bothe‘.

Der „privilegierte Buchdrucker in Wandsbeck bei Hamburg“ Dieterich Christian Milatz hatte das Wagnis uuternommen, dem kleinen Ort die erste Zeitung zu schenken. Am 28. Mai 1745 erschien die erste Nummer der ‚Wandsbeckischen Zeitungen von Staats- und gelehrten Sachen‘, die wöchentlich viermal den Interessenten zugestellt wurde; soviel sich aus den beiden einzigen Nummern, die sich auf die Nachwelt gerettet haben [1]), ersehen läßt, wurden darin natürlich die neuesten Weltereignisse abgehandelt; doch versprach der Verleger und Herausgeber auch Rezensionen der jüngsten „gelehrten Sachen“, Abhandlungen und Übersetzungen, ja sogar Gedichte. Im zweiten Jahrgang änderte das Blatt zunächst äußerlich sein Kleid; es nannte sich nun ‚Neueste Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen‘ und trug am Kopf als Vignette einen fliegenden Merkur, wurde daher im Publikum kurz ‚Wandsbecker Merkur‘ genannt. Allein mit dieser äußeren Hebung hielt der Inhalt nicht gleichen Schritt; der Redakteur suchte Anhang in den unteren Volksschichten zu gewinnen, pöbelhafte und rohe Bemerkungen und Anekdoten machten sich breit, auf Hamburger Vorfälle der Staatsleitung, des Handels und Privatlebens ward mannigfach in taktloser und unverschämter Art angespielt, der wohlhabende Bürger dem Gespött und Grinsen des Janhagels ausgesetzt. Vorsichtigerweise nannte sich der Buchdrucker nicht. Wir wissen aber, daß etwa zehn Jahre nach dem ersten Erscheinen Nikolaus Baade die Offizin innehatte. Als 1762 der Freiherr v. Schimmelmann das Gut Wandsbek gekauft hatte, trat zunächst ein Umschwung zum Besseren ein. Das Journal taufte sich abermals um in ‚Wandsbeckische Staats- und gelehrte Zeitungen‘, eine neue Vignette: Merkur mit zwei wilden Männern — prangte obenan, und man befliß sich eines höflichen und angenehmeren Tones. Aber nicht lange. 1767 tauchte die alte Vignette wieder auf, mit ihr jetzt offiziell der Name ‚Wandsbeckischer Merkur‘, und damit wieder der rüdeste Ton in der Behandlung lokaler Angelegenheiten. Bewußt für das niedrige Volk schrieb der natürlich anonyme Redakteur [2]), und daß er erreichte, was er wollte, daß er in diesen Kreisen, auf die er spekulierte, großen Anklang fand, beweist uns die Nachricht, vom gemeinen Mann werde das Blatt mit Vorliebe gekauft und mit schadenfrohem Behagen in den schmutzigsten Winkelkneipen gelesen [3]). Hatte doch auch die Schriftleitung mit offenkundigem Geschick etwas Neues in das Zeitungswesen aufgenommen! Seit dem Jahre 1746 nämlich waren in Hamburg sog. „poetische Zeitungen“ erschienen, d. h. Flugblätter, die, meist in kräftigen Knittelversen, politische und lokale Nachrichten unter der Menge verbreiteten; besonders Adam Gottfried

Uhlich und Wilhelm Adolf Paulli hatten dies Gebiet gepflegt[4]). Diesen Gedanken machte der ‚Wandsbeckische Merkur‘ sich zu eigen und brachte unter dem Stichwort „Aus Cappadocia“[5]) in hämischen und oft unflätigen Versen die chronique scandaleuse des Staates, auch Verwaltung und Senatoren mußten sich viele Bosheiten gefallen lassen. Natürlich wandte der Hamburgische Rat alle Mittel an, um solches unfaire Preßgebaren zu züchtigen und ganz abzustellen. Aber der Schreiber war nicht zu entdecken, man hatte wohl Vermutungen, doch keine Beweise; der aalglatte und mit allen Hunden gehetzte Holsteinische Sekretär Dreyer — denn er war allem Anschein nach der Schuldige — wußte sich stets aus der Schlinge zu ziehen, besaß sogar noch die Kühnheit, daneben eine Zeitschrift ‚Der plauderhafte Postillion‘ herauszugeben, die unter dem Decknamen einer „moralischen“ Wochenschrift denselben Stadtklatsch in satirisch ausgesponnenen, ergötzlich zu lesenden Betrachtungen noch einmal durchhechelte. Beschwerden des Rates beim Markgrafen (1755) blieben ohne Resultat. Erneute Proteste bei dem Freiherrn v. Schimmelmann zeitigten endlich das Ergebnis, daß im Oktober 1766 dieses Nebenblatt verboten wurde. Schließlich setzte es der Hamburgische Senat jedoch durch, daß das ganze bedenkliche Organ nicht mehr erscheinen durfte; 1770 erfolgte die endgültige Auflösung der Zeitung.

Freiherr v. Schimmelmann aber glaubte, in seinem Dominium für Volksaufklärung sorgen zu müssen und dies am besten durch Gründung einer neuen Zeitung zu erreichen „zur Aufnahme des Ortes und des Geschmacks“. Er beauftragte daher den Pastor loci Hahn damit, ein wirklich gutes, in diesem Sinne geleitetes Blatt zu gründen und nach einem tüchtigen Herausgeber Umschau zu halten. Hahn fand ihn in dem regsamen Hamburger Johann Joachim Bode, der sofort mit großem Eifer ans Werk ging. Basedow hatte sich auch bereit erklärt, kam aber mit seinem Angebot zu spät[6]).

Bode war kein Neuling auf diesem Gebiete. Bereits 1759 hatte er für die kurzlebige Dreyersche Zeitung gelehrte Artikel geschrieben und in den Jahren 1762 und 63 allein die Redaktion des ‚Hamburgischen Neuen Correspondenten‘ geführt. Ein unermüdlicher Pläneschmied, hatte er dann das Projekt gefaßt, selbst eine Zeitung zu begründen. Hierzu bedurfte er jedoch eines Privilegiums, und er betraute den Etatsrat Leisching damit, ihm ein solches auszuwirken; aber Leisching bestellte und erhielt es — für sich selbst. Da war es Bode sehr willkommen, in Wandsbek ein Zeitungsunternehmen organisieren zu können, ohne daß er sich erst um ein Privilegium bewerben mußte. Er übernahm also die geschäftliche Leitung des zu gründenden Blattes, richtete seine Druckerei am Holzdamm zu Hamburg dafür ein[7]) und betraute mit der Redaktion seinen jungen Freund Claudius, der sich eben mit Leisching überworfen hatte. Infolgedessen trat das junge Organ von vornherein in einen gewissen Gegensatz

zu den alten, eingesessenen Journalen, der NZ und den ACN, und verschärfte diesen Widerstreit noch dadurch, daß Bode wie Claudius geschickt die besseren Mitarbeiter jener Blätter auf ihre Seite zogen.

Ende Oktober 1770 berichtete Claudius zum erstenmal an seine Freunde Herder und Gerstenberg von dem Anerbieten Bodes und seiner Zusage[8]). Er siedelte dann nach dem kleinen Flecken Wandsbek selbst über und verbrachte nun hier mit kurzen Unterbrechungen seine ganze Lebenszeit. Allerdings nicht volle fünf Jahre nur im Dienste des ‚Wandsbecker Bothen‘ (WB).

Wer die Zeitung in die Hand nimmt, wird äußerlich nichts Besonderes an ihr entdecken[9]). Im Gegenteil, der graue Druck auf schlechtem Löschpapier macht einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck. Dazu die seltsame Vignette: Auf dem schmalen, den Titel ‚Der Wandsbecker Bothe‘ umgebenden Rahmen sitzt oben links von dem Schilde mit der Nummer des Blattes eine Eule, rechts ein flötenblasender Knabe, während unten in der Mitte auf dem Schilde mit der Jahreszahl vier Frösche hocken[10]). Wie die anderen Zeitungen in Quartformat gehalten, erschien sie viermal wöchentlich, die Nummer zum Preise von einem Sechsling[11]), das Jahresabonnement im Betrage von zwei Reichstalern[12]). Keine Nennung von Redakteur und Herausgeber, geschweige denn von Mitarbeitern! Ohne Aufsehen, ohne Reklametrommel trat der WB in die Welt, um nach Erfüllung seiner Aufgabe ebenso geräuschlos wieder zu verschwinden. Nur ein kleiner Kreis von Eingeweihten wußte um Name und Art; die große Menge hielt Bode für den Schriftleiter und identifizierte ihn mehrfach mit dem WB bis in spätere Jahre hinein[13]). Aber dieser kleine Kreis bestand aus den Feinschmeckern und literarischen Größen des damaligen Parnasses.

Die äußere Geschichte der Zeitung ist bald erzählt. Am 1. Januar 1771 erschien die erste Nummer mit dem Titel ‚Der Wandsbecker Bothe‘ und einem launigen, das Programm entwickelnden Eingangsgedicht von Claudius[14]). In literarischen Kreisen erregte sie rasch ein gewisses Aufsehen, und Claudius konnte in der letzten Nummer des ersten Jahrganges seinen Lesern berichten, daß sein Herr (Bode) mit ihm zufrieden sei und ihn zur Weihnachtsgans eingeladen habe[15]). Aber bald ward der Erfolg geringer. Bode hatte sich mehr davon versprochen und jammerte fortwährend in seinen Briefen, schob auch wohl voll Unmuts die Schuld auf Claudius. Schon im Spätjahr 1771 meinte dieser zu Herder: „Mit dem Wandsbecker Bothen wills nicht recht fort und ich glaube, daß ers nicht lange mehr aushält; Bode wäre auch nicht gescheut, wenn er ihn zu seinem Schaden noch lange fortsetzte“[16]). Doch nach einer Bemerkung in Nummer 6 des Jahrganges 1772 betrug damals die Auflage noch 400 Stück. Es war eben schlimm, daß die Zeitung nur als Lokalblatt galt und außerhalb Wandsbeks und Hamburgs kaum gehalten wurde. Dem

suchte Bode dadurch abzuhelfen, daß er seit 1773 eine Namensänderung vornahm und das Blatt jetzt ‚Der Deutsche Bothe' taufte — sehr gegen den Willen seines Redakteurs, dem es nicht behagte, damit an die große Öffentlichkeit gestellt zu werden. Claudius ließ daher auf dem neuen Titel: ‚Der Deutsche, sonst Wandsbecker Bothe' das ‚Wandsbecker' ganz groß in die Mitte drucken, so daß ‚Der Deutsche' recht an die Wand gedrückt wurde. Aber auch diese Verwandlung hatte nicht das erhoffte Resultat. Neue Klagen an Herder ertönen im Sommer 1773[17]), und Mitte 1774 gesteht Claudius, daß er sein Geschäft „nicht mehr mit so viel Eifer und Macht verrichte, als ehedem, weil es umsonst zu sein scheint"[18]). Auch dem frischgewonnenen Freunde Johann Heinrich Voß teilt er seine Befürchtungen mit[19]). Am 22. Juni 1775 wurde ihm überraschend von Bode gekündigt[20]), nicht ganz zu Unrecht. Denn die Beiträge waren schlecht geworden, er selbst gab sich nicht große Mühe mehr damit, da er an der doch verlorenen Sache kein Interesse mehr nahm. Auch sollen Unstimmigkeiten zwischen beiden infolge der verschiedenen Logenrichtung eingetreten sein[21]), was bei Bode, dem eifrigen Freimaurer, nicht wundernehmen könnte. Der Verleger war aber gewillt, das Unternehmen fortzusetzen, und sah sich nach einem neuen Redakteur um. Ihm kam der gute Gedanke, den bisherigen Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs Boie dafür zu werben, und er trug ihm die Stellung mit dem Jahresgehalt von 60 Louisdor an[22]). Boie war anfangs unschlüssig, lehnte aber dann ab. Darauf ließ Bode durch einen „obskuren Schreiber", vielleicht den Gymnasiasten Bernhard Christoph d'Arien[23]), der bereits hie und da matte Gedichte beigesteuert hatte, die Zeitung bis Ende Oktober fortführen; die letzte erhaltene Nummer 172 datiert vom 28. Oktober 1775. Geflissentlich hatte Claudius sowohl selbst wie durch seine Freunde die Nachricht verbreiten lassen, daß er seit Johannis nichts mehr mit dem WB zu tun habe[24]). Denn das Blatt kam ganz herunter, und niemand weinte ihm eine Träne nach, als es sanft entschlafen war[25]). —

Noch vor dem Erscheinen und die ganzen Jahre später wirkte Bode unermüdlich im Freundeskreise für sein Sorgenkind. Regelmäßig erhält der mächtige Friedrich Nicolai in Berlin die Zeitung zugesandt und wird dringend zur weiteren Verbreitung und zur Mitarbeit aufgefordert[26]). In gleicher Weise bearbeitet Bode Bahrdt und Herder und bittet sie um Beiträge[27]); Herder wiederum macht im Süden und Osten Deutschlands die interessierten Geister aufmerksam[28]). Boie sucht in seinem Bekanntenzirkel Stimmung für die neue beachtenswerte Erscheinung zu machen[29]), ebenso berichtet Pfarrer Hahn regelmäßig an Bahrdt, und dieser weiter an andere Bekannte[30]). Eva König in Hamburg lobt Lessing gegenüber die Klopstock-Anzeige des WB und will sie ihm zusenden[31]). Auch Wieland wirft hin und wieder einen Blick in die,

wie er glaubt, sonst wohl unbekannte Zeitung[32]). Seine Gegner, die Göttinger Haingenossen, sind natürlich entzückt von dem alles Neue und Gute warm und kräftig lobenden unerwarteten Bundesgenossen an der Elbe, und Voß will die „herrliche Zeitung“ in Mecklenburg einführen[33]). Zimmermann, durch Herder interessiert, äußert sich gleichfalls sehr zufrieden über Claudius' Kritik[34]). Umgekehrt sind die Vertreter der älteren rationalistischen Richtung nicht mit dem Ton und der Tendenz des WB einverstanden; Lichtenberg klagt über Unverständnis[35]), Nicolai macht ebenso seinem Unmut über die zügellose Jugend Luft, die in den Frankfurter gelehrten Anzeigen und im WB ihr Wesen treibe[36]), und Kästner wendet sich nach seiner Art in witzigen und schalen, nicht unerwiderten Epigrammen gegen Richtung und Tendenz des ihm unbequemen Organs[37]).

Die Mitarbeiter rekrutierten sich sowohl aus der älteren wie der neueren Fraktion in der Literatur. Ohne Unterschrift oder mit systemlos gewählten Chiffren[38]) gezeichnet, erschienen die Artikel, Rezensionen und poetischen Beiträge, und doch spürt der aufmerksame Leser oft, wes Geistes Kinder die anonymen Verfasser waren, und welch ein einheitliches Band alle zusammenhielt. Von der NZ waren Lessing, Alberti und Hahn als Mitarbeiter hinübergezogen worden, erster nur mit dichterischen Versuchen[39]), die beiden anderen für Anzeigen auf dem Gebiete der Theologie[40]). Eifrig tätig war Herder im Fach der Kritik und Poesie[41]), auch Gerstenberg hat vielleicht Besprechungen geliefert, ohne daß ich sie allerdings bestimmt nachweisen kann[42]). Carl Friedrich Cramer, von Kopenhagen her mit Claudius befreundet, half mit Rezensionen, die in einem Fall zu unangenehmer Polemik führten[43]). Ebenfalls beteiligte sich Eschenburg in Braunschweig[44]), und auch der Verleger Bode steuerte hie und da ein Referat bei[45]). Den Semitisten Paul Jakob Bruns, damals in Hamburg an dem großen Kennicotschen Bibelwerke tätig, finden wir einmal mit einer wissenschaftlichen Anzeige[46]), gleichfalls einen sonst unbekannten Mediziner Eckard[47]).

Die poetischen Beiträge waren recht gemischt. Neben unbedeutenden Epigrammen und schäferlichen Gedichten stehen Oden und Stachelverse eines Klopstock[48]), Fabeln und Übersetzungen eines Herder[49]). Die alte Richtung ist vertreten mit den Erzeugnissen von Poeten wie Johann v. Doering, J. J. Engel, Gleim, Gotter, den beiden Hensler, J. G. Jacobi, Ramler, v. Rüling, Schiebeler, K. F. Schmid, Zachariae; Michael Denis stimmt seine Leier zu Bardenklängen, und der neu entdeckte Naturdichter Thomsen besingt Feld und Garten. Vor allem aber fand die junge Generation hier für ihre dichterischen Produkte bereitwillige Herberge. Die Göttinger sind vollständig versammelt: Boie, Bürger, Carl Friedrich Cramer, Hölty, die beiden Vettern Gottlob Dieterich und Johann Martin Miller, Schönborn, die beiden Brüder Stolberg, Johann Heinrich

Voß[50]). Goethe hebt sich mit kleinen, feinen Versen vorteilhaft aus der Schar der übrigen heraus[51]), Claudius selbst hat einen Teil seiner schönsten Lieder hier zum erstenmal veröffentlicht[52]).

Was dem WB seine einzigartige Stellung unter allen damals erscheinenden deutschen Zeitungen verlieh, war das einheitliche Gepräge, das ihm sein Redakteur aufdrückte. Claudius leitete nicht nur den „gelehrten Artikel"; er hatte die gesamte Zeitung zusammenzustellen, also auch die politischen und lokalen Nachrichten zu sichten und zu bearbeiten. Diese oft recht unerquickliche und wenig lohnende Mühe erpreßte ihm manchen Seufzer; doch mit großer Sorgfalt verfuhr er dabei. Auch suchte er durch eingestreute Anekdoten, durch kleine satirische Schwänzchen, die er den häufig langweiligen Meldungen anhängte, durch Umschreiben einer Nachricht in seinen Stil den spröden Stoff den Lesern mundgerecht zu machen. Zu statten kam ihm, daß er mancherlei freundschaftliche Verbindungen im Auslande (z. B. noch mit Kopenhagen) unterhielt, wodurch er rasch und zuverlässig mit dortigen Ereignissen bekannt gemacht wurde. Schönborn, nunmehr Legationssekretär in Algier, sandte einen langen anschaulichen Bericht über die dortigen Kämpfe mit den Seeräubern, der in die Spalten der Zeitung willkommene Aufnahme fand[53]); vielleicht stammen noch andere Notizen über Nordafrika aus derselben Quelle. In gleicher Weise versorgte ihn ein Freund von Voß, der Gesandtschaftsprediger Müller in Lissabon, mit Neuigkeiten[54]). Getreu dem im Eingangsgedicht geäußerten Grundsatz hielt sich der WB fern von allem Stadtklatsch und war in örtlichen Angelegenheiten ungemein zurückhaltend. Auch die geistlichen Streitigkeiten wurden kaum erörtert; in dem berühmten Alberti-Goezeschen Fall ergriff die Zeitung nur vorsichtig für ersteren Partei, und Herders Rezensionen über die bei dieser Gelegenheit gedruckten Schriften sind durchaus sachlich und ohne Polemik gehalten. Erst zuletzt wagte sich der Verleger gegen Goeze lauter vor. Unparteilichkeit sollte natürlich geübt werden, um niemanden vor den Kopf zu stoßen; der WB wollte ein farbloses, lediglich referierendes Blatt sein, um es allen Leuten recht zu machen und keine Abonnenten zu verlieren. In der Hinsicht hatte Claudius ohne Zweifel bestimmte Direktiven von Bode erhalten. Offen ausgesprochen finden wir diese Richtschnur in einer deutlichen Erwiderung auf ein anonymes Schreiben, das bei der Redaktion in Begleitung eines Schmähartikels zum Abdruck eingelaufen war; in Nummer 6 vom 10. Januar 1772 steht da zu lesen:

„Paßquillen-Sachen.

Mein Herr E ††

Ihr Brief vom 7ten dieses ist uns richtig zu Händen gekommen. Sie würden sich nicht bemühet haben, ihn zu schreiben, wann Sie sich an das in dem kurzen Vorbericht des allerersten Stücks des ‚Wandsbecker Bothen' „doch

nicht aus Cappadocia“ erinnert hätten. Wir bitten Sie, zu glauben, daß wir, um einen Absatz von 400 Stück Zeitungen, nie unser eignes Urtheil, noch weniger den guten Namen irgend eines Menschen, am allerwenigsten aber die Ruhe auch nur eines Hauses aufs Spiel setzen werden. Wenn Sie, mein Herr E††, dem Publikum eine uns begreifliche nützliche Warheit zu sagen haben: so können Sie unsers Danks versichert seyn, und dürfen uns nicht zu bestechen trachten. Ihr Aufsatz aber, der den Brief von 7ten begleitet, deucht uns voller Galle zu seyn; und so würd' uns auch Ihr Name selbst, (den Sie uns gleichwohl bey der unnöthig angebothenen Bürgschaft verschweigen) nicht bestechen können. Wenn Sie uns, wie gesagt, Aufsätze einschicken, die nützliche Dinge etc. enthalten, so ist unser Blatt zu Ihren Diensten.

Die Verfasser des Bothen.“

Sein Hauptaugenmerk und seinen Hauptfleiß richtete Claudius auf das Feuilleton. Hier wollte er Original sein, Neues bringen und ins Weite wirken; hier wollte sein Ehrgeiz — falls man bei dem bescheidenen und genügsamen Menschen überhaupt von Ehrgeiz reden darf — Samen ausstreuen in brachliegendes Land und Früchte ernten. Kaum hatte ihn Bode zum Schriftleiter eingesetzt, mitten in den Vorbereitungen begriffen, schreibt er sogleich an die beiden vertrautesten Freunde, Herder und Gerstenberg, über seine Absichten fast mit den gleichen Worten; an Herder: „Bode legt zu Neujahr 1771 eine Zeitung in Wansbeck an, und ich werde sie schreiben helfen. Sie soll wie die meisten Zeitungen einen Politischen und einen Gelehrten Artikel haben. ich habe hin und her gedacht, wie man den letzten neu und etwas eigenes Habend einrichten könnte — eine Art von Fortsetzung von Bacons Zeitung de augmentis scientiarum schickt sich nicht, dünkt mich in dem einen Augenblick, für ein solches Blatt, und in dem andern schickte es sich wohl, aber es will mir nicht einleuchten, wie man nun eigentlich das Ding ergreiffen soll — ein Naiver launigter Ton in den Recensions wäre freilich ganz gut, aber ein Mensch kann ja nicht alle Recensions machen, und wer darf andrer Leute ändern? und so ferner, kurz es schwebt mir manchmal so etwas vor Augen, aber ich kann es nicht recht gewahr werden — Helfen Sie mir den Wechselbalg zur Welt bringen, oder schwängern Sie mich, wenn alles bey mir vielleicht nur Geschwulst und aufgedunsenes Wesen seyn sollte. ich habe schon diesen und jenen um Rath gefragt, und ich bitte Sie recht sehr um Ihre Projecte, wie ich denn noch allerley zu bitten habe . . .“[55]). Und an Gerstenberg: „Auf Neujahr legt Bode eine Zeitung in Wansbeck an und ich werde sie schreiben helfen. ich wollte gerne daß der gelehrte Artikel zwar nicht grade beßer wäre als in vielen andern Zeitungen, aber etwas eignes muß er haben, und nicht

so wie die andern seyn, geben Sie mir Ihre Gedanken über die Einrichtung doch auch mit zu besten, ich sammle itzo Stimmen deswegen." [56])

Claudius erkannte also klar, was ihm am besten lag: Ungezwungenheit und Humor in Auffassung und Stil, dazu strenge Unparteilichkeit in der Sache — das sind die Leitsterne, die ihm auf dem oft schlüpfrigen und nicht unbedenklichen Pfade der literarischen Kritik voranleuchten sollen. Das ist das einheitliche Band, welches alle seine Artikel und Aufsätze zusammenhält, mögen sie ein theologisches oder medizinisches Buch besprechen oder eine verheißungsvolle dichterische Neuerscheinung anpreisen, mögen sie ein welterschütterndes politisches Ereignis behandeln oder die Erfindung einer landwirtschaftlichen Maschine zum Thema haben. Schon in seinen frühesten Briefen befleißigt sich Claudius einer launigen und scherzhaft gefärbten Schreibart. Ich weiß nicht, ob er Gellerts Anweisung zum Briefschreiben je gelesen hat; wenn ja, dann ist er der erfolgreichste und dankbarste Schüler des Leipziger Professors gewesen. Denn dessen Grundsatz: „Schreibe, wie du sprichst", führt Claudius, zuerst vielleicht unbewußt, dann mit bewußtem Zwecke konsequent in seinen Briefen durch. Dialoge, Witze, Anekdoten, auch Flüche reihen sich aneinander, die Sprache des täglichen Lebens sucht der Epistolar auf das Papier zu bannen, sogar lautmalendes Stöhnen und Seufzen oder aufjubelndes Freuen und Lachen muß der Adressat mit den Augen anhören.

Diese Ausdrucksweise, „naiv und launigt", wie er sie selbst nennt, wendet er nun in wohldurchdachter Absicht in seiner Zeitung an. Er weiß, er schreibt im allgemeinen für den gebildeten Mittelstand; also herunter auf dessen Niveau, dem gemeinen Mann aufs Maul gesehen und dann ebenso den gelehrten, d. h. belehrenden Artikel geschrieben — nur so ist es möglich, in diesen Kreisen Anhang und Einfluß zu gewinnen, sie aus ihrem trägen Spießbürgertum aufzurütteln und zu einem einigermaßen interessierten Publikum emporzubilden. Das etwa war die Idee, die dem Journalisten Claudius vorschwebte. Die pädagogische Sucht, welche in seinem Zeitalter lebte, der Trieb, alles um sich zu erziehen und zu leiten, hatte auch ihn erfaßt, der einzige Tribut, den er dem Rationalismus zollte. In vielen seiner Rezensionen, besonders aber in seinen Jahresabschieden (in der letzten Nummer des jeweiligen Jahrganges) kommt diese Absicht klar zum Ausdruck. Ein königstreuer, in politicis durchaus konservativ gesinnter Mann, bemühte er sich, den Drachen Stumpfsinn aus den Hirnen seiner Leser herauszulocken, ihn zu töten und sie zur geistigen Freiheit zu führen.

Geistige Freiheit — das hieß ihm (nicht umsonst war er ein enger Freund Herders) Loslösung von den Fesseln des Regelzwanges auf jedem Gebiete der Dichtung, also vor allem Sprengung der französischen Ketten. Voltaire haßt er am meisten und bekämpft ihn mit bitteren Epigrammen und stachligen

Rezensionen[57]). Dafür verkündet er, auch hierin ein Schüler Herders, laut das Evangelium Shakespeares und Ossians. Homer als dritter kommt hinzu — sie verkörpern ihm den Gipfel aller Poesie. Aber er redet nun nicht einer blinden Nachahmung dieser Dreiheit das Wort; er will nicht an die Stelle der Franzosen die Engländer oder Griechen setzen. Im Gegenteil tritt er für eine kraftvolle, selbständige deutsche Kunst ein, wagt es, an Klopstocks antiken Silbenmaßen leisen Tadel zu üben, und betont stets das Ursprüngliche und Eigentümliche, das die deutsche Sprache berechtige, sich stolz mit den älteren Schwestern in der Literatur zu messen[58]).

Damit stellt sich Claudius Seite an Seite dem jungen Geschlecht, das, wie er auf Herders und Hamanns Schultern stehend, eine neue Kunst und eine neue Ästhetik sich zu erkämpfen im Begriff war. Allerdings — er hätte sich wohl lebhaft dagegen gesträubt, wollte man ihn in eine bestimmte Partei einzwängen oder auf eine einzige Richtung vereidigen. Weder mit den Stürmern und Drängern um Goethe noch mit dem Göttinger Hain um Klopstock geht er durch Dick und Dünn[59]). Aber die in eine helle Zukunft weisenden, keck und frisch auftretenden Dichtwerke, welche mit der selbstbewußten Kühnheit der Jugend das erstarrte Alter beiseite schoben, hie und da vielleicht zu unsanft mit den verdienten Vorgängern verfuhren, aber das Recht des Genies und des Könnens auf ihre Fahne geschrieben hatten — mit ihnen fühlte er mit, denn er war ja auch noch jung; sie in das norddeutsche Bürgerhaus einzuführen, darin sah er seine Mission; das aus dem Süden sich nahende, reinigende Gewitter dem Norden vorherzuverkündigen, dazu fühlte er sich berufen.

So können wir uns nicht wundern, wenn die eben auf dem Büchermarkt auftauchenden, zuerst helles Entsetzen erregenden, über alle Gebühr frevelhaft neuen Schriften, ob Dramen oder Romane oder Satiren, in der anspruchslosen Zeitung sofort nach Erscheinen mit treffender Kritik und richtiger Einschätzung von Claudius gewürdigt werden. Eine rasche Musterung des rezensierenden Bothen mag uns dies beweisen!

Mit dem stolzen Titel ‚Oden‘, ohne Zusatz, kam 1771 die erste echte Sammlung Klopstocks heraus, und eine begeisterte, aber auch mit Verständnis deutende und orientierende Anzeige setzte Claudius in sein Blatt. Die platte Anschauung, nur Gereimtes sei Poesie, führt er ad absurdum, den Rhythmus in den Oden hört der musikalisch so feinfühlende Kritiker klar heraus und sucht ihn den Lesern nahezubringen; eine tiefer eindringende Besprechung ist damals kaum erschienen[60]). Ebenso preist er unter dem Namen „Hartwig Rohrdommel“ drei Jahre später die wunderliche und schwerverdauliche ‚Gelehrtenrepublik‘, einer der wenigen nicht Enttäuschten[61]). Diese Rezensionen mag man vielleicht als einen Waffendienst für den verehrten Meister und für Bode, den Verleger Klopstocks, auffassen — wenn man eine

derartige Achselträgerei überhaupt Claudius zutrauen will —; doch was soll man dazu sagen, daß er sogleich mit seiner Witterung den Wert der ‚Frankfurter gelehrten Anzeigen‘ bei ihrer Neubelebung im Jahre 1772 erkannte und hervorhob? Sympathisch mag ihn die Versicherung berührt haben, daß die Herausgeber, wie er ausdrücklich zitiert, „ohne alle Autorfesseln und Waffenträgerverbindungen“ den Zustand der Literatur betrachten, und daß die Verfasser ihre Meinung „grade heraus, ohne viel Federlesens und ohne Stachelreden“ sagen wollen[62]). Auch glaubte er, die Hand seines Freundes Herder als leitende darin zu erkennen[63]). Anderseits ist er entzückt von Lessings ‚Emilia Galotti‘ und zeigt sie mit solcher naiven, aber nicht kritiklosen Bewunderung an, daß Lessing wohl zufrieden sein konnte[64]). Eine rühmende und Lessings Bescheidenheit hervorhebende Inhaltsangabe erhielt der erste Beitrag ‚Zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel‘[65]). — Herders Schriften werden selbstverständlich sofort gelesen, und ihre Gedanken dem Publikum, soweit es imstande sein konnte, sie zu fassen, klargelegt; Herders gereizten Gegner Schlözer hingegen rezensiert er derart, daß dieser wohl kein Verlangen nach nochmaliger Besprechung durch Claudius trug[66]). — Herders Lehrer und Claudius' nachheriger Gevatter Hamann in Königsberg mit seinen dunkelverworrenen Werkchen fand ebenfalls Beachtung; zum Teil hatte Claudius selbst ihre Drucklegung besorgt, und wenn er auch, wie er selbst zugibt, vielfach die geheimnisreiche Sprache, das raunende Denken des Magus im Norden nicht versteht, bemüht er sich doch ehrlich, in ihren Inhalt einzudringen und ihn seinen Lesern nahezubringen[67]).

Die lärmend und tumultuarisch einbrechenden Originalgenies, die Gefolgschaft jener beiden Bahnbrecher, werden vom Bothen ausdrücklich und ausführlich stets besprochen. An erster Stelle ihr stillschweigend auf den Schild erhobener Häuptling, der bisher unbekannte Frankfurter Advokat Goethe[68]). Die beiden theologischen Broschüren ‚Zwo wichtige biblische Fragen‘ und der ‚Brief des Pastors zu †††‘ erfahren eine lobende Anerkennung, und Claudius spürt heraus, daß beide von einem Verfasser herrühren müssen. Ungleich wichtiger ist die Rezension des ‚Götz von Berlichingen‘; hier offenbart Claudius seine Fähigkeit, alles Neue und Echte, das einen starken künstlerischen Willen hat, zu entdecken, auch wenn die rechte Form noch nicht gefunden ist, darin zu vergleichen dem alternden Fontane der ‚Vossischen Zeitung‘. Einige seiner frischen Sätze mögen hier Platz haben zur Charakteristik des Kritikers Claudius: „Der Vf. treibt nicht Schleichhandel zum Nachtheil der bekannten Einheiten, die Groß-Vater Aristoteles, und nach ihm die Klein-Enkel, progenies vitiosior, auf der ästhetischen Höhe zur Anbetung hingestellt haben, sondern bricht grade durch alle Schranken und Regeln durch, wie sein edler tapfrer Götz durch die blanken Esquadrons feindlicher Reuter, kehrt das Bild auf der Höhe unterst zu oberst,

und setzt sich aufs Fußgestelle hin hohnlachend. Das macht er nun freilich etwas bunt, und es läßt sich mit Fug gegen diesen Unfug manches sagen, das man auch sagen würde, wenn einen der Vf. durch einige Weisen die er an sich hat nicht versöhnte . . . . . . Bei Stücken wie dies, wo man nirgends das Winkelmaß anlegen kann, muß ein jeder den Werth aus dem Eindruck bestimmen, den das Stück so wie es da ist auf ihn macht, und da sind wir unsers Orts dem Vf. für seine Comödie verbunden und erwarten größere Dinge von ihm. Hin und wieder ein hartes Wort, das sich die Knechte herausnehmen, und das selbst Götz sich 1 oder 2 mal entfahren läßt, muß niemand beleidigen. Knechte sind Knechte, und Shakespear läßt sie auch nicht wie Petis-maitres sprechen, und die andern sprechen desto besser“. Claudius erkannte in diesem regellosen Drama, welches der alten Generation und Überlieferung kühn den Fehdehandschuh hinwarf, die vestigia leonis. Begeistert war er vom ‚Werther‘, dem er eine empfindsame und doch wieder ernste Anzeige widmete; sie lautet: „Weiß nicht, obs ’n Geschicht oder ’n Gedicht ist; aber ganz natürlich gehts her, und weiß einem die Trähnen recht aus ’m Kopf heraus zu hohlen. Ja, die Liebe ist ’n eigen Ding; läßt sich’s nicht mit ihr spielen wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zückt und stört, und mit ’m Kopf und der Vernunft kurzweilt. Der arme Werther! er hat sonst so gute Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach Pareis oder Peking gethan hätte! So aber wollt’ er nicht weg vom Feuer und Bratspieß, und wendet sich so lange d’ran herum bis er caput ist; und das ist eben das Unglück, und darum sollen sie unter der Linde an der Kirchhofmauer neben seinem Grabe eine Graßbank machen, daß man sich darauf hinsetze und den Kopf in die Hand lege und über die menschliche Schwachheit weine. — Aber wenn du ausgeweint hast, sanfter guter Jüngling, wenn du ausgeweint hast; so hebe den Kopf frölich auf, und stemme die Hand in die Seite, denn es giebt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zückt und stört. Sie soll nur mit viel Ernst und Verleugnung errungen werden, und deswegen nicht sehr bekannt und beliebt seyn, aber wer sie hat dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bey Sonnenschein und Regen, und wenn Freund Hain mit der Hippe kommt.“ Die männliche und gerechte Besprechung hatte wahrlich nicht den Spott H. L. Wagners verdient, der in seiner Satire ‚Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten‘ sich an allen Kritikern ‚Werthers‘ rieb und dabei auch mit Claudius abrechnen zu müssen glaubte. Der aber führte graziös den „Herrn Doktor Goethe“, denn natürlich hielt auch er ihn anfangs für den Verfasser, ad absurdum[69]) und hielt seine Anzeige aufrecht, wie er durch deren Aufnahme in den Asmus bewies[70]). Ebenfalls, wie die meisten Zeitgenossen, für ein

Werk von Goethe hielt Claudius das Erstlingsdrama des Goethischen Freundes und Rivalen Jakob M. R. Lenz [71]) ‚Der Hofmeister', das er einen „jüngeren Bruder" des ‚Götz' nannte. Besonders gefiel ihm der „herrliche alte Schulmeister Wenceslaus mit seinem Degout wieder's Zahnstechen". Bezeichnend schloß die Besprechung: „Doch ich will nicht weitläuftig über die Charactere raisonniren; aber wäre ich König, so wäre der Geheime Rath mein Prämier-Minister, sein Bruder mein Major, Graf Wermuth mein Hof- und Bollwerk mein Feld-Marschall, Pätus mein Vorleser und Maitre de Garderobe, Lise mein Maintenon wenn ich nämlich so schwach wäre einer zu bedürfen, Wenceslaus mein Ober-consistorialrath und General-Superintendent, und der Autor mein Freund". Ebenso gehört ihm ‚Der neue Menoza' „wieder zu den treflichen Comödien, davon seit einigen Jahren dann und wann eine erschienen ist, den guten Leser für das Hertzeleid bey Lesung der übrigen reichlich zu trösten". Mehr Verwickelung und unerwartete Auflösung", resümiert er nach der Inhaltsangabe, „findet man nicht in vielen Comödien beysammen, und mehr Natur und ächte Empfindung auch nicht". Und der Bothe, der stets die Unverdorbenheit und Naivität gegenüber den wenig guten Folgen der Kultur in Rousseauscher Nachfolge preist, kann sich den Seitenhieb nicht versagen: „Man wird der Comödie vorwerfen, daß der Prinz aus Cumba weiser und besser sey, als die Baccalaurei und Profeßors in Europa. Er ists nun aber". Der dritte Dramatiker der jungen Generation, der bedeutende Leistungen versprach, F. M. Klinger, konnte mit seinem ‚Leidenden Weib' gerade noch eine allerdings der sonstigen Art nicht entsprechende gewundene Kritik von Claudius über sich ergehen lassen; wiederum hob der Bothe hervor, daß die „bekannten Einheiten darin sehr zu Wasser geritten" würden, und bemerkte mit tröstender Ermutigung am Ende: „der Verfasser hat ohne Zweifel grosse Anlage, und hin und wieder Funken von dem, was den meisten dramatischen Schriftstellern fehlt und nicht fehlen sollte" [72]).

Wie unvoreingenommen Claudius sein Kritikerhandwerk betrieb, bezeugt die Art und Weise, in welcher er dem schärfsten Gegner der neuen Richtung, Friedrich Nicolai, gerecht zu werden suchte. Seit dem Xeniengericht hat man sich daran gewöhnt, in Nicolai nur den verständnislosen, platten Vorkämpfer einer verwässerten Aufklärung zu sehen, und hat dabei vergessen, daß ihn ein Lessing und Mendelssohn ihrer persönlichen und literarischen Freundschaft würdigten. Wenn er Goethes ‚Götz' und ‚Werther' oder das sich mitunter wirklich toll und seltsam geberdende Kraftgeniewesen nicht goutieren konnte, so darf man ihn nicht als einen traurigen Reaktionär hinstellen, sondern man möge bedenken, daß auch Lessing diese neue Richtung mit sehr zweifelnden, später feindseligen Blicken betrachtete. Wer sich die Mühe nimmt, einmal genauer Nicolais umfangreiche Korrespondenz durchzumustern, wird an den zahl-

reichen, oft langen Randbemerkungen, die er den an ihn gerichteten Briefen beizuschreiben pflegte, bald erkennen, wie bitter ernst es diesem Mann ursprünglich um wirkliche Hebung der Literatur und des Geschmacks war, und wie er keineswegs der machtgierige Schwätzer ist, als den man ihn oft hinzustellen pflegt. Diesen wahrhaften Ernst, diesen beständigen Eifer um das Wohl der vaterländischen Kunst fühlte auch Claudius aus den Schriften des Berliners heraus; dazu kam, daß Nicolai sich energisch gegen die überhebliche Hierarchie wandte, welche die starre protestantische Rechtgläubigkeit in Norddeutschland zu erringen suchte, und in eigenen Werken wie in der ‚Allgemeinen deutschen Bibliothek‘ gegen die drohende Verdunklung ankämpfte. Daher begrüßte der Bothe in Nummer 75 des Jahrganges 1773 den ersten Band des Romans ‚Sebaldus Nothanker‘ als Bundesgenossen, zeigte sich recht eingenommen für Inhalt und Idee und äußerte eine ungeschminkte Freude an den Charakteren[73]. Und bei aller Sympathie, die er für den ‚Werther‘ und dessen Verfasser empfindet, scheint ihm doch Nicolais verständnislose Satire ‚Freuden des jungen Werthers; Leiden und Freuden Werthers des Mannes‘, welche der Sorge um das geistige Wohl der zur Überspannung neigenden Jugend entsprungen war, ein gutes Werk zu sein und ihm baß zu behagen: „Muß sagen, daß's Büchel, ob Albert gleich größer und Werther kleiner darin gemacht sind, doch'n feines Büchel sey, und viel Bonsens, wie die Gelehrten sagen, enthalte“[74]. Von dem erzürnten Frankfurter Kreise wurde er dafür im ‚Prometheus‘ an den Pranger gestellt, und Goethe war eine zeitlang ernstlich verstimmt, noch dazu, da Claudius sich ausdrücklich geweigert hatte, den derben Spottversen ‚Nicolai auf Werthers Grabe‘ in seiner Zeitung Unterschlupf zu gewähren[75].

Dagegen einen gab es auf dem deutschen Parnaß, dessen Poesie Claudius mit Erbitterung verfolgte: Wieland. In ihm sah der Bothe nur den „Tugendverderber, den Jugendverführer“, der um so gefährlicher schien, als das süße Gift durch eine glänzende Außenseite verdeckt war. Eine frivole, sich nicht verantwortlich fühlende Moral wollte da aus dem Westen her sich Eingang verschaffen, welche verkündete, das Leben sei ein Spiel, und der lebe am besten und wahrhaftesten, welcher das sich Angenehmste und Erfreulichste abzuschöpfen verstände. Claudius selbst hat den Gegensatz der beiden Weltanschauungen klar formuliert, als im Sommer 1775 Wieland sich mit schmeichlerischer Gebärde ihm nahte und die Hand zur Versöhnung darbot. Mit freiem Mannesmut schrieb er da die offenen Worte: „Was übrigens die Ähnlichkeit unserer Denkart über das was Schön und Gut ist und das davon abhangende Mitarbeiten am Mercur betrift, so glaube ich auch, daß H. Asmus sich darüber in seinem Buch offenherzig genug erklährt hat. Meine Philosophie ist einfältigen ärmlichen Ansehens, aber ich habe noch keine andere funden, die unter allen Umständen

Stich hält, und weil es mir nun mehr aufs Stichhalten als aufs Schönaussehen ankommt; so hab ich sie mir erwählt, und laße gern einem jeden die seinige wie sich das von selbst versteht.“ Damals aber, vier Jahre früher, verstand sich das für ihn noch nicht von selbst, und seine Devise hätte mit Goethes ironischen Versen lauten können:

„Wieland soll nicht mehr mit seinesgleichen
Edlen Mut von unsrer Brust verscheuchen.“

Dabei verkannte Claudius den Charakter und die Ziele Wielands arg. Allerdings, eine ästhetisch-eudämonistische, durch Shaftesbury geweckte Lebensanschauung, die zur spielerischen, leichten Auffassung neigte, war dem Verfasser der ‚Musarion‘ eigen; aber in frivolem, alles negierendem Sinne des Wortes: ‚Après nous le déluge‘ diesen nihilistischen Egoismus konsequent zu Ende zu denken, davor schreckte Wieland doch zurück, und mit Händen und Füßen hätte er sich dagegen gesträubt, wenn man ihm gar sozial-ethische Momente hätte unterlegen wollen. Mit Geschmack und Anmut zierlich unterhalten war sein schriftstellerisches Ideal. Seine graziöse Art, die Sprache zu handhaben, zu biegen und zu drehen, die Verse in rhythmischem Fluß zu erhalten und die Reime in reinem Wohllaut ertönen zu lassen — wodurch Wieland so ungemein befruchtend auf die deutsche Literatursprache einwirkte —, diese Vorteile zu erkennen und ihre Bedeutung zu würdigen, war dem Bothen versagt. Er sah nur die anscheinend verfaulte Innenseite unter der gleißenden Decke und nahm auf seine Art den Kampf dagegen auf. Zwar nicht wie später Goethe und Lenz sandte er in Gestalt von literarischen Satiren fernhintreffende Pfeile ab; ihm stand ein anderer Weg zu Gebote. Als Redakteur konnte er glauben, durch seine Zeitung auf die breiten Volksschichten Einfluß zu haben und dadurch erfolgreicher zu wirken, als die Göttinger mit ihrem Toben und Dräuen im engen Kreise.

Grimmig springt er schon mit Thümmels lüsterner ‚Inoculation der Liebe‘ um und erklärt sich prinzipiell gegen derartige Stoffe, aber auch gegen die Behandlungsart, und kraftvoll spricht er es aus: „Das ewige weiche Tändeln ist wider den ernsthaften Character des Deutschen, der deswegen keineswegen ein unempfindlicher Sauertopf ist“ (1771, Nr. 91). Doch das war nur ein Vorpostengefecht gewesen. Den Hauptschlag führte Claudius in seiner langen Besprechung des ‚Neuen Amadis‘. Ausführlich zitiert er aus dem Gedicht, lobt auch die Sprache und die Verse, fährt dann aber fort: „An diesen und andern Stellen guckt hervor, dünkt mich, innerliche heimliche Freude, darüber, wenn der diebische Affe in gemächlicher Ruh die geraubten Mandeln knackt, und Spott der Tugend, die doch nur gespielt wird und allgemach die Saiten herunterstimmt

Ich bin vom Dorfe und kenne die Welt nicht, Mode mag das seyn, das will ich gar nicht streiten, ich will sogar glauben, das aus einem Schwärmer ein Mandelknacker werden kann; aber käme so ein Mandelknacker in unser Dorf, wahrhaftig, die Mädchen spyen ihn an, und würfen ihn mit Steinen. Und wenn sie es nicht thäten; so sollte doch kein ehrlicher Mann darüber lachen, und dadurch das Herunterstimmen befördern. Es ist doch besser tugendhaft zu seyn, wie süß auch die Mandeln dem Affen schmecken mögen, der kein deutsches Tier ist. N. S. Es hat mir neulich jemand sagen wollen, daß in Schriften dieser Art die Tugend gelehrt werde. Hm! Tugend gelehrt! — Sir Bambo hat das wohl eingesehen.

‚Und bin ich etwa zum Hüter von Bambos Töchtern bestellt?‘ —
Das hieße wohl den Bock zum Gärtner gesetzt?“

Mit dieser bereits 1771 veröffentlichten Rezension [76]) steht Claudius an der Spitze der offenen Wielandgegner. Auf seinem Wege folgte ihm der Göttinger Hain, wohl durch ihn beeinflußt; folgten ihm die jungen Stürmer und Dränger, alle von gleichen Motiven beseelt. Es waren eben zwei Generationen, zwei Weltanschauungen, die aufeinanderprallten; und wie stets in der geschichtlichen Entwicklung, trug das jüngere mit frischer Kraft emporstrebende und neue Werte verkündende Geschlecht den Sieg davon über das Alter, welches behaglich von den kondensierten Früchten einer abgewirtschafteten Geistes- und Sittenkultur zehrte. Dabei besaß Claudius indes Gerechtigkeitsgefühl genug, den ‚Teutschen Merkur‘ mit einer wenn auch sehr diplomatischen Empfehlung seinen Lesern vorzustellen, muß jedoch über Wielands überhöfliches Benehmen dem Publikum gegenüber herzlich lachen [77]). Auch weiterhin streut er hie und da lobende oder referierende Anzeigen über die Zeitschrift in seinen gelehrten Artikel ein [78]). Einmal allerdings, als er selbst in den ‚Kritischen Nachrichten vom Zustande des Teutschen Parnasses‘ angegriffen worden war, wehrte er sich mit ausgezeichnet treffender Ironie gegen die Vorwürfe der Parteilichkeit und des Mystizismus [79]). Des Pfarrers Christian Gottlieb Contius salzlose Satire ‚Wieland und seine Abonnenten‘ erledigt er als „gar ein kahler Pendant“ zu ‚Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten‘ oder zu ‚Götter, Helden und Wieland‘, verschmäht aber die günstige Gelegenheit zu Seitenhieben auf Wieland selbst [80]). Seine Meinung über ihn hat er jedoch nicht im geringsten geändert; als er schon nichts mehr mit dem WB zu tun hatte, ärgerte er sich „heiß“, daß in der Zeitung „der Mercurius von Wieland so pflegelhaftig und eßelhaftig gerühmt ist“, und wünschte ausdrücklich eine Nachricht in den neuen Vossischen Musenalmanach, daß er „seit Johannis“ nicht mehr Redakteur sei [81]).

Diese Bekämpfung Wielands hing eng zusammen mit seiner Vaterlandsliebe, seiner „Deutschheit“, die sich unter Klopstocks persönlichem Einfluß in

Kopenhagen gebildet hatte. Mannigfach kehren in den Rezensionen und sonstigen Aufsätzen die Hinweise auf die Tüchtigkeit der Vorfahren wieder, und daran ist fast regelmäßig die Mahnung geknüpft, ihnen nachzueifern und der Verwelschung in Sitte und Glauben entgegenzutreten. Es war wieder der Kampf der inneren Verantwortlichkeit, vor Gott und sich selbst, gegen das schrankenlose ‚Laisser faire, laisser aller'. Doch war Claudius weit entfernt von dem, was wir heute mit Chauvinismus bezeichnen und er „politischen Patriotismus" nennt, vielmehr erteilt er dieser „Ausgeburt der Seelendrüse" einmal bei Gelegenheit eines hyperdänischen Pasquills gegen Bernstorff eine derbe Lektion[82]). Er war ein vir patriae amans, ohne blind für dessen Schwächen zu sein. Ich kann eine Anreihung einzelner Belegstellen unterlassen und will nur als erstes und schönstes Zeugnis für seine Gesinnung in extenso die Anzeige anführen, welche er von der neuen Müllerschen Wochenschrift ‚Der Deutsche' in Nr. 16 des 1. Jahrganges seines Blättchens schrieb, und welche weit kräftiger und stärker hallte als das Rezensendum selbst. Sie lautet[83]):

„— und wir vergäben uns etwas! — wir schämten uns unsers Vaterlandes und ahmten nach! — wir vergäben uns etwas! Ha, beym Teut. — halt, ich will erst weiter lesen. „Gerechter Unwille muß jedem Deutschen das Blut ins Gesicht treiben, wenn er auch nur flüchtige Blicke um sich wirft. Der Franzose ist oft so unverschämt, uns grade zu ins Angesicht Hohn zu sprechen, und der ist kein Deutscher, der nicht sein Vaterland liebt", jawohl, und wer sich Hohn sprechen läßt. Uns Hohn sprechen! der Franzose dem Deutschen Hohn sprechen! — — hm! — aber das müssen nur die Französischen Gelehrten thun, die Französischen Bothen thun es nicht. Ich kam einmal mit einem von Nürrenberg, Gott weiß was er da gehohlt hatte, der sprach nicht Hohn. Ich habe die Geschichte noch niemals einem von meinen Cameraden erzählt, ich spreche nicht gerne nachtheilig von jemand hinter seinem Rücken, es sieht nicht gut aus, es schickt sich nicht, und am allerwenigsten von einer ganzen Nation; aber wüßte ich, daß jemals ein Franzose meinem Landsmann Hohn gesprochen hätte, haarklein wollte ichs erzählen, jetzt will ich noch schweigen — genug also der sprach nicht Hohn, sonst hätte ichs sicher hören müssen, sein Mund war meinen Ohren nah genug — Weiter: „die Tapferkeit, die Treue, die Mäßigkeit, die Keuschheit, die Redlichkeit waren deutsche Tugenden." O das noch einmal, „die Tapferkeit, die Treue, die Mäßigkeit, die Keuschheit, die Redlichkeit waren Deutsche Tugenden." Bisher bin ich mit meiner Menschenstimme zufrieden gewesen, itzt aber möchte ich wohl eine Stimme wie eine Canone haben, so wollte ich auf einen hohen Berg gehen, und es laut in die Thäler und Wälder meines Vaterlandes rufen, und zum Wiederhall tanzen, daß meine Vorfahren tapfere, treue, mäßige, keusche, redliche Leute gewesen,

Das waren sie, das waren sie, das sind sie noch, und wer es nicht ist, der vergesse die Deutsche Sprache und hasse sein Vaterland! Den wollen wir an die Gränze bringen, da soll ihm der Franzose Hohn ins Angesicht sprechen.

„Ein Volk das einen Joseph hat“, damit wird er wohl unsern Kaiser meinen, ja, das hab ich oft gehört, der soll ein grosser Regent seyn, ich habe auch schon davon munkeln hören, daß er willens ist, zur Aufnahme und Ausbreitung der Wissenschaften in seinem Volke nächstens etwas zu tun, wie man es von dem ersten unter den Deutschen erwarten kann; „daß einen Friedrich hat“, ich weiß auch wohl, wen er damit meint, ich hab's oft im Felde mitgesungen:

Zu Potsdam grosse Weisen ließt,
Nach Weisheit Thaten mißt,
Und selbst ein größrer Weiße ist
Als alle die er ließt.

O der versteht sich besser auf die Gelehrsamkeit als mancher Professor, und stellt sich, als halte er mehr von unsern Nachbarn, damit er uns eifersüchtig mache und hoch über sie hebe. Aber das sind wir ja schon, sagt der Mann. Welcher Mann? ich bitte die Leser um Vergebung, ich habe den Fehler an mir, daß ich manchmal in Gedanken stehe, und bey mir selbst spreche — da haben sie mir ein Blatt „der Deutsche, erstes Stück, Magdeburg, am 5ten Jan. 1771.“ uneingepackt mitgegeben. Darin hab' ich unterwegens gelesen, und da steht alles dies d'rin, und da steht auch d'rin, daß wir die edle Einfalt der alten deutschen Sitten, die Mäßigkeit, die Keuschheit, die Tugend, gegen die eitlen Künste, gegen die Weichlichkeit, die Wollust, die Laster und Thorheiten unsrer Nachbarn umgetauscht hätten; daß uns alles mißfiele was vaterländisch ist; daß unsre Sprache, unsre Gebräuche, unsre Kleidung ausländisch wären; daß wir unsre Kinder von Französinnen erziehen liessen, und für einen ausländischen Gecken unsern klügern und beßern Landsmann verachteten usw. aber ich kann das nimmermehr glauben. Wer wollte seinen Landsmann nicht lieb haben, und sich für ihn und für sein Vaterland nicht gerne todtschlagen lassen? Wer könnte unsern Barden einen Französischen Leyrendreher vorziehen, und ihre zierlichen Pomeranzenbäume unsrer majestätischen Eiche? und weichlich, lasterhaft geworden seyn! — horche nicht her von der Eiche Wipfel, heiliger Schatten des Vorfahr! wir sind noch was wir immer gewesen sind, und einer wage sich herzu, unsre edle einfältige Sitten zu vergiften! Wer noch tapferer, noch treuer und redlicher ist, als wir und unsre Vorfahren, der sey unser Freund und unser Landsmann! das Mädchen, das noch keuscher und bescheidener ist als unsre Mädchen, das komme in unser Land, der sollen unsre Jünglinge Blumen streuen, und ihr eine Jasminlaube beym Grabe der Thusnelda bauen!

Der Mann will noch mehr solche Blätter schreiben und darin allerley von den alten Deutschen erzählen, ich lese für mein Leben gerne solche Geschichten, die Leute sollen mir die Blätter immer uneingepackt mitgeben, er will vom Ursprung, den Sitten, Gebräuchen, vom Gottesdienste der alten Deutschen erzählen. Ich bin nur ein schlechter Kerl, aber wahrhaftig, ich kann seinem Unternehmen meinen Beifall auch nicht versagen."

Doch das Bild des Wandsbeker Journalisten ist noch nicht vollendet. Wir haben gehört, wie ihm von gegnerischer Seite Mystik vorgeworfen wurde. Also seine religiöse Anschauung fand nicht den Beifall anderer, wurde sogar grob mißverstanden, was ihm lange Jahre später noch ärger widerfahren sollte. Wie kam man zu jenem Vorwurf? Sehen wir die Prosa des WB durch, so stoßen wir auf wenige von Claudius selbst verfaßte Artikel, in denen religiöse oder überhaupt theologische Fragen behandelt werden. Da wäre die Kritik von Albertis ‚Anleitung zum Gespräch über die Religion‘ (1772, Nr. 51), aus der aber mit dem besten Willen nichts Mystisches herauszulesen ist. Indes einige Stücke weiter (Nr. 64, 65) hat Claudius in einer langen Besprechung der ‚Anleitung über die Religion vernünftig zu denken‘ von Jochin dem Rationalismus auf theologischem Gebiet eine klippe und klare Absage erteilt. In demselben Sinne verwirft er die ‚Lobrede auf den Messias‘ [nicht Klopstocks Gedicht] von Christian Bastholm (Nr. 105), rühmt als sehr gelehrt Semlers ‚Paraphrasis Evangelii Johannis‘ (Nr. 134) und bringt dabei einige schwärmende Worte über seine Empfindungen bei der Lektüre des Evangeliums an, die wohl in den Augen eines eingefleischten Deisten als mystisch gelten könnten. Offen erklärt er seinen christlichen Positivismus bei Gelegenheit der ‚Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee‘ von Münter (Nr. 142), spottet über die „Kinder des Unglaubens", die „üppig glänzenden Vernunftssprünge" und die „steife Orthodoxie" (Nr. 152) und will von der Philosophie in der Religion nichts wissen (Nr. 199). Weder zur „Schwärmerei" noch zur „kalten raisonnirten Dogmatik" gehörig nennt er sich in der Anzeige von Goethes beiden theologischen Schriftchen (1773, Nr. 43) und legt sein Bekenntnis dar in dem Satze: „Wie menschlich, wie klein denkt sich doch der Mensch Gott, wenn er nicht aus dem engen Kreise seiner Endlichkeit heraustritt, wenn er die große Absicht des Schöpfers verkennet, oder nicht fassen kann: die Glückseeligkeit Aller!" (Nr. 112). Mich dünkt, daß er den Zorn des eingebildeten Schmid im ‚Teutschen Merkur‘ hauptsächlich durch die Anzeige von Herders ‚Ältester Urkunde‘ hervorgerufen hat (1774, Nr. 88—92); hier macht Claudius Front wider „einige Herren Deisten und chinesische Spitzköpfe", „einige Herren Theologen und philosophische Breitköpfe" und preist in emphatischen Worten seines Freundes Auslegung, deren Symbolik und (in gewissem Sinne) Mystizismus er sich zu eigen macht. Von

seiner konservativen Auffassung zeugt auch der Widerspruch, welchen er gegen die neue Art und Weise eines Bahrdt und Teller, die Bibel in modernes (recht verwässertes) Deutsch zu übertragen, kräftig und laut äußerte (1773, Nr. 150; 1774, Nr. 71). — Um seine religiöse Anschauung persönlicher zu gestalten, führte Claudius den „Vetter Andres“ in die Zeitung ein, an den er, dem Muster der moralischen Wochenschriften folgend, fragende Briefe richtete, mit dem er, der einfältige Bothe, sich unterhielt, von dessen Gelehrsamkeit stets willige Auskunft erteilt ward. Claudius' einfacher, natürlicher Gottesglaube, sein undogmatisches, sich nur auf die Bibel stützendes Christentum, ohne Engherzigkeit und Intoleranz, tritt zwar im WB nicht scharf hervor, mochte aber gerade, wenn es betont wurde, recht auffallend erscheinen und daher, zu den Zeiten der Vernunftreligion, mit Mystik bezeichnet werden. Claudius selbst wußte sich frei von jeder verstiegenen Schwärmerei und inbrünstigen Verzücktheit.

Die Mission des WB war 1775 erfüllt, er konnte vom Schauplatz abtreten; an seinem Teil hatte er redlich mitgearbeitet, den Weg bereiten zu helfen jener neuen Gefühlsbewegung und Kulturströmung, die man viel zu eng mit „Sturm und Drang“ bezeichnet, die, durch den Pietismus vorbereitet, Rousseau als ihren Propheten auf den Schild hebt, unter dem Vortritt Hamanns und Herders gegen die Autonomie der Vernunft auf allen Gebieten, sei es Theologie oder Philosophie oder Literatur oder Kunst, Sturm läuft, die der Verstandesregel gegenüber das Recht des Genies predigt und vorurteilslos alles betrachten will, wie es geworden ist. Nicht ein dienender Bruder, sondern ein eifrig kämpfender Ritter in diesem durch unsichtbare Bande sich verknüpft fühlenden Orden der Jugend — eröffnete der ‚Wandsbecker Bothe‘ verheißungsvoll das siebente Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts.

Kapitel V.

Wandsbeker Stilleben 1770—76.

Doch wir haben über dem im Tageskampfe stehenden Journalisten den Menschen Claudius ganz vergessen und müssen uns nun nach ihm umsehen! Mit dem Antritt seines neuen Postens als Redakteur war zugleich die Übersiedlung nach Wandsbek verknüpft. Im Dezember des Jahres 1770 etwa begab er sich dorthin, um eine Wohnung zu suchen.

Wandsbek, welches damals noch nicht wie heute von den Fangarmen Hamburgs erreicht worden war, bestand aus dem adligen Gut und dem Flecken gleichen Namens, dem Vorwerke Mühlenbeck, den Dörfern Hinschenfelde und Tonndorf[1]).

Das Gut, ursprünglich königliches Lehen, verkaufte Friedrich V. an seinen Geheimen Rat, Heinrich Karl Freiherrn von Schimmelmann. Die Familie Schimmelmann, die aus dem Bürgerstande bis zum Grafentitel emporstieg, war das Muster einer deutschen Adelsfamilie, die in Dänemark Kultur und Literatur verbreitete und im Staatsdienst vielfach die leitenden Stellen innehatte. Heinrich Karl sorgte wie ein Vater für seine Gutsuntertanen, baute ihnen Häuser, wenn die alten baufällig oder abgebrannt waren, teilte Saatkorn den Bedürftigen aus; seine edle Gattin pflegte die Kranken in den Hütten, spendete Speise, Trank und Kleidung den Armen, bemühte sich um das religiöse Innenleben ihrer Bauern. Ein schönes patriarchalisches Verhältnis bestand zwischen Herrschaft und Untertan, gegründet auf das alte Feudalband der gegenseitigen Mannentreue. Mit diesen von vornehmer, christlicher Gesinnung durchdrungenen Edelleuten trat Claudius, vor allem in späteren Jahren, in nahe Beziehungen, dichtete zu ihrem Lob für den Mund der Bauern und Schulkinder leicht singbare Lieder und setzte ihnen ein würdiges Denkmal in seiner Erzählung ‚Paul Erdmanns Fest'[2]). Sie bildeten gleichsam den verkörperten Beweis für den Denkspruch: „Der Adel besteht in Stärke des Leibes bei Pferden, bei Menschen in guter Denkart", den Matthias kurz glossierte: „Gilt auch bei unserm Adel."[3])

Schon früh hatten die verschiedenen Gutsbesitzer versucht, auf alle mögliche Art den Flecken Wandsbek in die Höhe zu bringen, z. T. durch bedenkliche Privilegien an die Juden, die seit Anfang des 17. Jahrhunderts hier Wohn- und Religionsfreiheit genossen, z. T. durch große Erleichterung der Eheschließung, so daß Wandsbek zu einer Art Gretna Green für einige Jahrzehnte geworden war. Kein Wunder, daß infolge dieser Vorrechte, auch als sie längst nicht mehr galten, der Flecken in wenig schmeichelhaftem Rufe stand, und das verächtliche Wort: „Das gilt zu Wandsbek!" war in Hamburg wie in der Holsteinischen Umgebung noch lange im Schwunge.

Als Claudius seinen Einzug hielt, zählte der Ort 136 Feuerstellen. Eine schmucke Kirche, unter der Regierung Friedrichs IV. erbaut, überragte die Dächer der Häuser, welche meist inmitten großer Gärten lagen; die Gärten waren untereinander kaum durch Zäune getrennt[4]), so daß es den Eindruck machte, als läge das ganze Dorf in einem üppig grünenden Walde. Den Blick der Fremden zog sofort das stattliche Schloß auf sich, das im Jahre 1568 durch H. Rantzau neu errichtet, 1648 restauriert und durch den Freiherrn von Schimmelmann zum dritten Mal umgebaut und verschönert worden war. Hier wohnte und observierte in den Jahren 1597—99 der Astronom Tycho de Brahe, dessen Claudius in der poetischen Schilderung seines Wohnorts gedenkt. Das Schloß lag mitten in einem prächtigen Park, dem sog. „Wandsbeker Gehölz", der in englischem Stil angelegt war; kleine Lusthäuser, schattige Lauben,

glänzende Pavillons boten dem Besucher Schutz vor Regen und Ungewitter, Statuen schimmerten durch das Gebüsch, Springbrunnen und Wasserkünste erfüllten das Ohr mit lieblich fallendem Geplätscher, überraschende Aussichten mit Blick auf Hamburg waren an verschiedenen Stellen durchgeholzt, die dunkeln Wipfel gewährten sangesfrohen Vögeln sicheren Unterschlupf. Oft lauschte der Dichter mit seinen Freunden entzückt dem Schlag der Nachtigallen oder beobachtete, behaglich im Grase ruhend, den leuchtenden Flug eines Johanniskäferchens. An Sonn= und Festtagen war das Gehölz ein beliebter Ausflugsort für die benachbarten Großstädter, die dann steif und würdig im Feiergewand durch die Gänge und Wege schritten, förmliche Grüße miteinander austauschten und leise, weil vornehme, Zwiesprache pflogen. Eine Sitte unserer Zeit vorwegnehmend, hatten sich auch einzelne Hamburger in Wandsbek angesiedelt, kleine Villen erbaut und suchten, dem Beispiel des Gutsherrn folgend, das Ihrige zur Verschönerung der sonst wenig reizvollen Gegend beizutragen.

,Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet',

hätte Claudius mit dem Römer ausrufen können; und in holprigen, nicht gerade sapphischen Versen pries er in dem ,Wandsbecker Liedchen'[5]) die Zufriedenheit und Stille des Örtchens:

Weihet euch nicht Gram und Leide
Ueber die Gebühr!
Unterm Mond ist viele Freude
Und die meiste hier.

Hier wachsen Büsch' und Bäume
Und Blumen überall;
Hier träumt man goldne Träume
Zum Lied der Nachtigall.

Die alte Sitte waltet
An keinem Orte mehr,
Die Unschuld geht hier umher
Als ein fein Liebchen gestaltet;

Mit ihr macht bunte Reihe
Sir Amor klein und zart,
Und alte deutsche Treue
Mit einem langen Bart. —

Auch liegt zu unserm Vergnügen
Die große Stadt uns vorm Gesicht.
Wir sehn sie an und lassen sie liegen
Und neiden sie nicht,

Und ehren unsre Eichen
Nach altem gutem Brauch
Und freun uns in Gesträuchen
Und zwischen Aehren auch,

So lange bis nach vielen frohen Tagen
Der freundlich kommt, der mit der Hippe haut.
Ihr Herren hört's und laßt euch sagen!
Und, Andres, aufgeschaut.

Zwei Jahre darauf ließ Claudius ein kleines Schriftchen ausgehen: ,Wandsbeck, Eine Art von Romanze', in welchem er in launiger Weise einen poetischen Reiseführer durch den Flecken gibt und dessen Geographie und

Geschichte in „ziemlich nachlässig hingeworfenen Versen“ behandelt[6]). Aus der lustigen Schilderung, die im Asmus[7]) nachgelesen zu werden verdient, heben wir folgende Strophen heraus:

Nur siehe fleißig vor dich hin,
So wirst du schaun und sehen
Da einen Wald, wo mitten d'rin
Lang Thurm und Häuser stehen.

— — — — — — — — —

Schön ist die Welt, schön unsre Flur,
Und unser Wald vor allen
Ist schön, ein Liebling der Natur,
Voll Freud' und Nachtigallen.

— — — — — — — — —

Viel große Kunst ist zwar nicht hier,
Wie in Rom und Egypten;
Doch haben wir Natur dafür,
Die auch die Alten liebten,

Und der läßt man hier ihren Lauf,
Und folget ihren Winken,
Und stutzet sie ein wenig auf
Zur Rechten und zur Linken,

Und so ward endlich unser Wald,
Wo man bald Saatfeld siehet,
Bald wilder Waldwuchs ist, und bald
Ein Musa-Pisang blühet,

Und bald durch Oefnungen, mit List
Im Walde ausgehauen,
Die große Stadt zu sehen ist,
Voll Männer und voll Frauen,

— — — — — — — — —

Die Mode, welche Städter zwängt,
Ist hier gehaßt, wie Schlangen,
Und hoch an unsern Eichen hängt
Bocks-Beutel aufgehangen,

Und wer hier kömmt, sey wer er sey,
Nur habe er Ducaten,
Ist ganz sein eigner Herr, und frey,
Und mag sich selber rathen,

Und singen, springen kreuz und queer,
Ohn allen Zwang und Wächter.
Auch sieht man hier von ohngefähr
Hammona's schöne Töchter,

Wenn sie in Negligee und Pracht,
Darin sie Herzen nehmen,
Von Morgen an bis in die Nacht
Durch unsre Gänge strömen.

Ich habe ausführlicher, als sonst meine Gewohnheit ist, zitiert, um Claudius' Glücksgefühl und Heimatlichkeit in Wandsbek deutlich zur Geltung zu bringen. Kurz danach lobt er auch Herder gegenüber die Schönheit seines Wohnortes[8]), und Besucher, wie Voß und Sprickmann[9]), stimmen in diese Lobsprüche ein.

Und fürwahr, Claudius hatte allen Grund, mit Wandsbek zufrieden zu sein. Hatte ihm dieser Flecken doch die Seligkeit seines Lebens beschert, sein „Bauermädchen“, Rebekka Behn, die Tochter eines Zimmermanns[10]). Mannigfache, sich zum Teil widersprechende Erzählungen liefen in der Familie um über Zeit und Art, wie Claudius sie kennen gelernt habe. Ich gebe die Familientradition in den Anmerkungen[11]); eine Entscheidung über richtig oder falsch zu treffen, ist unmöglich und unwichtig; wahrscheinlich entspricht sie nicht genau dem wahren Sachverhalt und ist legendenhaft verbrämt worden.

Jedenfalls können wir das Aufkeimen und Wachsen der Liebe in der Brust des jungen Journalisten an Hand seiner Aufsätze und Gedichte im ‚Wandsbecker Bothen‘ schön verfolgen. Claudius mußte sich seine Gefühle von

der Seele schreiben, und so finden wir vielfach versteckte Selbstbekenntnisse in seiner Zeitung. Schon in Nr. 28 des ersten Jahrganges steht das feine, rhythmisch wunderbar abgetönte Zwiegespräch: ‚Als Daphne krank war‘[12]), und drei Stücke später kehrt diese melancholische, trübe Stimmung wieder in dem ‚Brief an den Mond‘, wo er die stille Freundin u. a. anredet: „Sanftes sympathetisches Mädchen! Erlauben Sie, daß ich meinen Gramschleier[13]) einen Augenblick vom Gesicht thue, Ihre Hand zu küssen; erlauben Sie, daß ich Sie zur Vertrauten meiner wemüthigen Kummerempfindung und melancholischen Schwärmereyen mache und in Ihren keuschen Schooß weine“[14]). Im Frühjahr wird das Gefühl wieder stärker:

„Ich weiß ein deutsches Mädchen;
Ihr Aug ist blau, und sanft ihr Blick,
Und gut ihr Herz,
Und blau, o Hertha, blau ihr Aug.
Wer nicht stammt von Thuiskon,
Der blicke nach dem Mädchen nicht.“

singt der Liebende in stolzer Seligkeit[15]), um bald darauf beklommen den kleinen zarten Zuruf ‚An die Nachtigall‘[16]) zu richten:

„Er liegt und schläft an meinem Herzen,
Mein guter Schutzgeist sang ihn ein;
Und ich kann fröhlich sein und scherzen,
Kann jeder Blum' und jedes Blatts mich freun.
Nachtigall, Nachtigall, ach!
Sing mir den Amor nicht wach!“

Im Juli folgt ein zweiter ‚Brief an den Mond‘, in dem er am Schluß „von Daphnen erzählen will, als sie starb. Niemand wußte von unsrer Liebe, und als sie begraben ward, kam ich, meine Seele klebte an ihrem Sarge, doch mein Gesicht war frölich, ich gieng vorüber; als aber der Grabhügel wieder allein war, als die Nacht über ihn herabhieng und Thränen ungesehen fliessen konnten — doch was erzähle ich Ihnen, Sie haben mich ja auf dem Grabe gesehen“[17]). Es ist bezeichnend, daß so von Grund aus sonnige und heitere Naturen mit einer tiefen Empfindung viel zu schaffen haben; wie viele begabte Jünglinge, träumte er in solchen Stunden gern von Tod und Begrabenwerden und hegte Selbstmordgedanken. Er bemühte sich, gegen seine Liebe anzukämpfen, denn der Verstand sagte ihm, daß er unmöglich imstande sei, eine Frau zu ernähren. In solcher Stimmung schreibt er im August in einem Briefe an Vetter Andres: „ich sitze mit Thränen in den Augen und nag' an der Feder, daß unterm Mond so viel Mühe des Lebens ist, und daß einen jeden seine eigne Nücken so unglücklich machen müssen“[18]).

Einen Monat darauf sprachen sich jedoch die Liebenden aus und gaben sich am 16. September[19]) das Jawort. Nun ist der Humor bei Asmus wieder eingekehrt, und er benutzt ein unbekanntes englisches Vorbild zu dem schalkhaften Epigramm:

„Es legte Adam sich im Paradiese schlafen;
Da ward aus ihm das Weib geschaffen.
Du armer Vater Adam, du!
Dein erster Schlaf war deine letzte Ruh.“[20])

Seine Rebekka war, wie er sie meist nannte, ein „unbedeutendes Bauermädchen“[21]), „ein ungekünsteltes rohes Bauermädchen im wörtlichen Verstande, aber“, fügt er hinzu, „lieb hab ich sie darum nicht weniger, mir glühen oft die Fußsohlen für Liebe“[22]). Für ihn, den Boten mit einfachem Gemüt, welchem der Urgrund alles Wahren und Schönen „Mutter Natur“ und „ihr roher abgebrochner Schrei“[23]) waren, konnte es keine passendere Lebensgefährtin geben. Bei ihr konnte er nicht „zänkisch und brummsch“ sein[24]), eine Reihe warmer Ehelieder[25]) bezeugen sein „märchenhaftes“ Glück an ihrer Seite; am einfachsten und innigsten sprach er es aus in dem Gedicht zu ihrer silbernen Hochzeit:

Ich habe Dich geliebet und ich will Dich lieben,
So lang' Du goldner Engel bist;
In diesem wüsten Lande hier, und drüben
Im Lande wo es besser ist.

Ich will nicht von Dir sagen, will nicht von Dir singen;
Was soll uns Loblied und Gedicht?
Doch muß ich heut der Wahrheit Zeugniß bringen,
Denn unerkenntlich bin ich nicht.

Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben.
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand;
Doch ich fand nicht. GOTT hat Dich mir gegeben;
So segnet keine andre Hand[26]).

„Rustica Phidile“[27]) hat seine Liebe mit gleicher Wärme erwidert; in jenem Zeitalter, das vielfach einer laxen Moral huldigte nach dem Grundsatz: „Erlaubt ist, was gefällt!“, bildet diese Ehe, dieses Ineinanderaufgehen, Einanderverstehen der beiden Gatten ein erstrebenswertes Vorbild, und junge Paare, wie Herder und Karoline, Voß und Ernestine waren ernstlich bemüht, dem nachzueifern.

Rebekka brachte dem Bräutigam nichts in die Ehe mit als sich selbst[28]) und ihr reines, kindliches, allen guten Eindrücken offenes Gemüt. Ihr Äußeres schildert uns der Sohn Fritz aus späterer Erinnerung: „Sie war von gewöhnlicher

Größe, von edler Gestalt und Haltung, hatte feine, edle Gesichtszüge, eine ziemlich scharf geschnittene Nase, braune Augen, starkes braunes Haar", und er berichtet weiterhin von ihrer „ungezwungenen aber durchaus feinen imponierenden Haltung". Sie hatte nur die notdürftigsten Schulkenntnisse im Rechnen, Schreiben und Lesen, weder fremde Sprachen noch Musik waren ihr vertraut. Aber gerade das war etwas für Claudius, er wollte eine natürliche Seele, keine Modepuppe jener Zeit, und er widerstand der für so manchen Mann vielleicht lockenden Aufgabe, sie nun „hinaufzubilden" durch zwangsweise Lektüre, durch oberflächliches Sprachenlernen; das hätte im besten Falle nur zu einem äußeren Firnis von sog. Bildung geführt. Auch fand bei der sich rasch mehrenden Kinderzahl die Mutter später kaum einmal Zeit zu ruhiger Lektüre in ungestörter Stunde. Dagegen war Rebekka wahre Herzensbildung, feines Taktgefühl eigen; ihr angeborener scharfer Verstand, ihr lebendiges Interesse an allem, was um sie vorging, und ihr stets gerühmtes vorzügliches Gedächtnis befähigten sie, durch den täglichen Umgang mit Claudius und seinem Kreise sich so weit auszubilden, daß der Mangel an positiven Kenntnissen nie hervortrat, und sie sich ohne Verlegenheit in jenem Zirkel bedeutender Geister bewegen konnte. Allen Gesprächen auch wissenschaftlichen und gelehrten Inhalts folgte sie mit Verständnis und wußte durch die Klarheit ihres Blickes, durch die Einfalt und Reinheit ihres Gefühls manche Verhältnisse und Zustände besser zu beurteilen und sicherer das Richtige zu treffen als mancher andere, dessen Hirn mit Kenntnissen aller Art vollgepfropft war. Noch nach Jahren erinnerten sich die Kinder mit herzlicher Dankbarkeit nicht nur des reichen Bornes ihrer Liebe und Freundlichkeit, sondern auch der großen Klugheit, ja Weisheit, mit der sie von der Mutter aufgezogen worden waren[29]).

Bei allem Glücksüberschwang aber mußte sich Claudius doch danach umsehen, ein festes Fundament für den eigenen Herd sich zu bauen. Der Redakteurposten trug nicht so viel ein, daß eine Familie davon leben konnte[30]); also mußte ein Ausweg geschaffen, eine lukrativere Stelle gefunden werden. Die Freunde wurden zu diesem Zwecke in Anspruch genommen. Schon am 3. September 1771 ergeht ein Hilfeschrei an Gerstenberg in Kopenhagen: „— a horse! a other horse! bind up my Wounds — have mercy Jesu — Denn mein itziges Pferd kann uns nicht beide tragen, und sie muß mit mir — ich habe mir die unnöhtige Mühe gemacht, ein unbedeutendes Bauermädchen lieb zu gewinnen, und ich habe es mit ehrlichem Blut und Hirn beschlossen, sie zur Männin zu machen, wenn mir irgendwo auf dem Lande eine kleine Amtsverwalter pp Stelle werden könnte, im Dänischen oder Deütschen, gleich gut. ich weiß nicht, mein lieber Rittmeister, ob Sie itzo etwas dazu beytragen können, oder mein ehemaliger Graf [Holstein] Hochgebohren. ich hätte Oncle Lorck

gebeten mit dem Grafen zu sprechen, aber er thut Ihnen eher etwas als Lorck, den er ist gar ein großer Freünd und Beschützer der Gelehrten Leut. Ehlers seine Stelle in Oldenburg [Rektor am Gymnasium] ist offen, ich weiß fast keine einzige Regel mehr aus der Grammatick, und bin in dem Betracht gar nicht geschickt zum Rector, habe auch eben nicht große Lust in Oldenburg zu seyn, aber wen Sie's meinen, wollte ichs doch werden, oder was Sie sonst meinen"[31]). Mit größerer Naivität und Offenheit hätte niemand seine Unfähigkeit für ein Amt und trotzdem die Bitte darum aussprechen können. In Kopenhagen wußte man wohl über den wunderlichen Vogel genau Bescheid, Graf Holstein kannte seinen Charakter und seine Fähigkeiten nur zu gut noch aus der einstigen Hauslehrerzeit her, und so ist es nicht zu verwundern, wenn aus dem Oldenburger Plane ebensowenig wurde wie aus einer „kleinen Amtsverwalterstelle". Ein Gerücht, Claudius habe „eine sehr gute Stelle beym Lotto in Copenhagen" erhalten, bewahrheitete sich nicht, und mit Galgenhumor ruft er aus: „aber ich muß bald etwas haben, oder ich thue mir ein Leid, und das wäre doch Schade um mich"[32]). Dem Freund zu helfen ist auch Herder in Bückeburg bemüht, der doch selbst nicht in der rosigsten Lage sich befand. Ihn hatte Claudius ebenfalls um „irgend eine kleine Stäte auf dem Lande (welche es auch sey)" gebeten und den Brief mit der inständigen Beschwörung, auf Herders ‚Ursprung der Sprache' anspielend, geschlossen: „Bey den Sprachgebehrden und rohen Schrey's der ersten Völker, bey der Wunde in der Hüfte des Adonis beym Vers im Virgil ‚Speluncam devenere eandem' — bey der Schlafmütze des Jupiters, bey der Einfalt und Unschuld, beym genie, das in euch wohnt, lacht, wenn ihr diesen Brief gelesen habt, aber thut mehr als lachen, und bedenkt, daß Gott erschaffen hat ein Männlein und ein Fräulein"[33]). Erneute flehende Hilfsgesuche waren gefolgt[34]), und sorgenvoll berät sich Herder mit seiner Verlobten in Darmstadt. Vorläufig kann er auch nicht helfen, ladet aber den Freund wenigstens für den Winter zu sich nach Bückeburg ein und hofft, ihm im kommenden Frühjahr eine Stelle verschaffen zu können[35]).

Aber auch das Frühjahr brachte keine Lösung. Länger mochte der heillos verliebte Bräutigam nicht warten, sondern rüstete kurz entschlossen die Hochzeit, um sich auf die schmalen Einkünfte aus dem ‚Wandsbecker Bothen' einen Hausstand zu gründen. Man möchte es leichtsinnig nennen, und war im Grunde doch nur rührendes felsenfestes Vertrauen auf den, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Und das Vertrauen ist zum Segen ausgeschlagen.

Wie Claudius immer etwas Absonderliches an sich hatte, so auch seine Hochzeit. In aller Stille hatte er sich durch die Kopenhagener Freunde einen sogenannten „Königsbrief" verschafft, der ihm Befreiung vom

öffentlichen Aufgebot gewährte[36]). Am 15. März 1772 waren Eltern und Braut bei ihm versammelt; wie zu einer Gesellschaft waren dazu geladen worden (doch wir wollen Claudius selbst das Wort geben) „Klopstock, der Verfaßer der Gesetze der gelehrten Republique ist; Profeßor Ehlers, der itzo Rector des Gymnasium in Altona ist; der dicke Herr in Hamburg [Bode], dem seine Frau vorgestern einen kleinen Herrn gebohren hat, der auch vieleicht einmal, wenn unsre Enkel Zeitungen lesen und schreiben, ein dicker Herr seyn wird; Schönborn, der ein Gesicht wie Eichenrinde, und ein Herz wie Blumenduft hat, und anbey ein Gemüht wie Newton und Cartesius; und noch 2 oder 3 andre Herren, die nicht dick und nicht dünn waren, und auch seitdem nicht geworden sind. Denn als diese Gevattern alle durch Kunstgriffe versammlet waren und der Pastor loci, fieng ich an von copulirt werden zu sprechen gleichsahm scherzweise, und ward, nachdem ich eine Königl. Concession, ein Richtweg in den Ehestand, aus dem Schubsack gezogen hatte, gleich auf der Stelle copulirt"[37]). Die Freunde waren damit wenig einverstanden: Herder verglich den „nackten, armen, dürftigen Claudius" einem „Rasenden"[38]), und noch zwei Jahre später tadelte Voß: „Aber heirathen hätt' er noch nicht sollen. Die Zeitung trägt nicht so viel, daß eine Familie davon leben kann"[39]).

Zunächst mußte das freudige Ereignis auch den Lesern des ‚Bothen' bekanntgegeben werden. Da steht in der Nr. 50 vom 27. März folgender Aufsatz[40]):

„Gelehrte Sachen.

Ja, Gelehrte Sachen — wenn ich sonst nichts zu thun hätte — — —
„Ein jeder lern sein Lection,
So wird es wohl im Hause stohn!"

Das thun aber die Gelehrten nicht immer. Sie laßen mich oft leer, und da soll ich auftischen. Ich nun thäte das am Ende zwar gerne, ich bin nur so grämlich um der Leute willen denen ich mein albernes Geschwäz für gute Waare bringe. Indeß will ich darum keines Weges auf die Gelehrten schmählen, wer unter dem Monde lernte wohl immer seine Lection? —

Es geht mit uns großen Leuten wie mit den Kindern; sie könnten immer gute Tage in der Schule haben und einen freundlichen Schulmeister, und es geht selten ein Tag hin, an dem nicht Thränen vergoßen würden — an dem nicht Thränen vergoßen würden — und der Vater im Himmel hat den Menschen gewiß nicht zum weinen erschaffen, er schuf sie ja ein Männlein und ein Fräulein — — —

Ich habe als Knabe schon oft gedacht, daß der Spruch nicht von ohngefähr in der Bibel stehe, und ich habe ihn meiner Mutter mehr als einmal angeführt, wenn sie mich schalt, daß ich unsers Nachbars Tochter so gerne Aepfel und Nüsse brächte. Und würklich ich denke noch, er soll uns lehren, wenn so ein Fräulein mit ihren Taubenaugen oder mit ihrer Halsspangen einen solch' einen Unfug in uns anrichtet, daß wir uns deß nicht schämen, und unsern Blick vom Fräulein grade zum Himmel aufwenden dürfen, denn Gott hat das Fräulein mit den Taubenaugen erschaffen. Ihn

jammerte des Menschen, der im Schweiß seines Angesichts sein Brodt eßen und mit viel Mühe und Widerwärtigkeiten im Thal der Verwesungen ringen muß, und Gott beschloß ihm einen Trost zu schenken und Vorempfindungen eines beßern Lebens — da hieß er die zarten Lispel durch Mark und Bein wandeln, da schlug die Liebe die Flügel, und seine Engel tanzten zum Klange des ersten Flügelschlags.

Was mich in dieser Vermuthung bestärkt, ist das sonderbare und unbegreifliche bey der Liebe. Da steht man und zittert und verstummt und das Herz fängt einem an zu schlagen und die Wange zu glühen, und man weiß nicht wie und warum. Und grade da wo die Philosophie scheitert und die Vernunft sich hinter den Ohren kratzen muß, wo man ein Sausen hört aber nicht weiß woher es kommt und wohin es fähret, grade da vermuhte ich Gottes Finger. Und wenn ich vollends den sonderbaren Handel ganz bedenke — — — — —

O ihr schützenden Mächte des Himmels, wacht über das Geschöpf dem ich's einst thun werde oder schon gethan habe!"

Im Mai folgt das zierliche Zwiegespräch zwischen ‚Charlotte und ihrer Mutter'[41]), das in Form und Pointe an ältere Anacreontica erinnert:

„Die Mutter. Charlotte, sag' ich, bleibe da,
Sonst werd' ich strafen müssen.
Das Mädchen. Wieso? Fritz thut mir nichts, Mama.
Er will mich nur küssen.
Die Mutter. Das soll er nicht, Närrin, bleibe da.
Das Mädchen. Warum nicht, Mama?"

Eine Zeit stiller Sammlung ist über Claudius gekommen; auch am ‚Bothen' wird fleißig gearbeitet, und mehr Beiträge gehen in diesem Sommer aus seiner Feder hervor als in anderen Jahren.

Aber auch Kummer sollte dem jungen Paare nicht erspart bleiben. Zwei Monate zu früh, am 30. September 1772, gebar Rebekka einen Knaben, der nicht lebensfähig war und „nur so lange lebte, daß er einmal recht herzlich zum Mond aufweinen konnte"[42]). Dieser Verlust erschütterte den Vater tief, viel tiefer, als man aus den gelegentlichen Bemerkungen in den Briefen erkennen könnte. Claudius war eine weiche Natur, die instinktiv alles Traurige von sich fernzuhalten strebte; traf ihn aber ein schwerer Schlag, dann suchte er ihn innerlich mit sich allein abzumachen, ohne der Mitwelt sein Gefühl zu offenbaren. Eine Keuschheit der Empfindung, die er sich sein Leben lang bewahrt hat! Nur in Dichtung und dichterisch gehobener Prosa machte er seinem Herzen Luft, ohne für dritte stets verständlich zu sein. So haben wir es eben bei seiner Hochzeit beobachtet, so finden wir es auch jetzt wieder. Der Schmerz um den kleinen Sohn, der nicht als Gefährte dem Vater aufwachsen durfte, zittert durch manche seiner Verse noch Jahre später hindurch[43]), und am Abend nach dem Tode des Kindes flüchtet er zu seiner alten vertrauten Freundin Luna, um sich

bei ihr auszuweinen: „Ich komme eilig zu Ihnen mit einer Thräne im Auge, Sie — heilige Klaggestalt! Heimchen der Natur! Sie wimmern zu hören, und mich einen Augenblick in den Falten Ihres sanften Gram=Schleyers zu verbergen — O, es dauert mich so, daß Sie Ihren kleinen Endymion verloren haben!" [44])

Auch Sorgen um das tägliche Brot schlichen sich in das Haus am Steindamm. In demselben Briefe, in welchem er Gerstenberg den Tod seines Anselmuccio anzeigte, schrieb Claudius zugleich: „wenn ich jährl. ein hundert Thaler mehr hätte, würde ich mich nach nichts umsehen. So ist freilich angusta res domi, aber das schärft das Ingenium" [45]). Von neuem spähten die Freunde nach einträglicherer Stellung aus. Allen voran war Herder unermüdlich im Schmieden neuer Pläne, treulich beraten und unterstützt von Karoline. Claudius und seine Zukunft heißt das stehende Thema im Briefwechsel der Verlobten. Phantastische, wunderliche Ideen tauchen auf; man sieht, es kam den Freunden mehr darauf an, ihren Asmus überhaupt unterzubringen, als sich zu fragen, ob er denn auch zu einer der proponierten Stellen tauglich wäre; genau so wie Claudius in dem oben erwähnten Briefe an Gerstenberg voll Naivität sich geäußert hatte. Nach Bückeburg hatte Herder ihn ziehen wollen, dem stand entgegen, daß Claudius kein Geistlicher war [46]); dann schrieb er an Karolines Schwager, den Geheimrat Hesse in Darmstadt, einen „Bettelbrief": „wenn er doch was wirkte oder wirken könnte!" [47]) Des längeren wird der abenteuerliche Vorschlag erwogen, Claudius zusammen mit Herder als Professoren an die Universität nach Gießen zu bringen! „Wann doch ein paar von den schlechten Menschen dort abgingen!" klagt sie, „sie sind wie auf der Galeere zusammengebracht. Bahrdt führt sich wie ein Bube auf, hat Händel, schilt wie ein Gassenbub ..... Ginge doch eine solche Art Menschen, und Sie und Claudius nähmen Besitz!" [48]) Doch die Professur der schönen Wissenschaft, welche man Claudius zugedacht hatte, war bereits durch C. H. Schmid besetzt worden. Herder bemühte sich nun, Claudius bei der neugegründeten Akademie zu Mitau in Kurland, wohin er viele Beziehungen noch von früher her unterhielt, eine Versorgung zu verschaffen [49]); ohne Erfolg. Auch Herders alter Freund Westfeld, an den ebenfalls ein Notruf ergangen war, konnte nichts für Claudius tun [50]). Die Kopenhagener Freunde, Gerstenberg, Stolberg, Esmarch, Stemann, wollten ihm die Organistenstelle bei der Petrikirche in Kopenhagen verschaffen; woran dies scheiterte, ist nicht mehr zu ersehen [51]).

Asmus selbst machte nicht die geringsten Anstalten, sich persönlich nach etwas umzusehen, und beschied sich mit seiner augenblicklichen Lage. Jeder Ehrgeiz lag ihm fern, dafür besaß er jene Selbstgenügsamkeit, die sich in alles findet und jeder, auch der schlechtesten Situation immer noch eine gute Seite

abzugewinnen vermag. „Darum sorget nicht für den anderen Morgen" schien sein Leibspruch zu sein. Mit unerschütterlichem Optimismus wand er sich durch alle Verlegenheiten hindurch, oft genug war Schmalhans Küchenmeister; doch die treffliche Hausfrau half zu ihrem Teil getreulich mit, über die Kümmernisse hinwegzukommen, und war dem geliebten Gatten eine unersetzliche, stets heiter- und frohgelaunte Stütze. Trotz seinen eigenen bedrängten Umständen versagte Claudius nie seine Hilfe anderen, wenn er glaubte, ihnen wirklich nützen zu können. Wie schon früher, suchte er jetzt wieder durch Gerstenbergs Vermittlung für seinen Bruder ein „Kammergut", d. h. eine Domäne, pachten zu können[52]), und bittet denselben Freund, Fürsprache einzulegen für einen Bekannten, der sich um das erledigte väterliche Pastorat in Ottensen beworben hatte[53]).

Am 7. Februar 1774 schenkte ihm Rebekka nach harter Entbindung eine Tochter Karoline, die später die Frau des Buchhändlers Perthes ward und im Sinne ihres Vaters wirkte. Nun war die Freude groß. Ganz versteckt nach seiner Art setzte der Vater in die Zeitung nur die Worte: „Du sollst auch freundlich Dank haben, Lucina"[54]). Die innigen Wiegenlieder, die Claudius einst vorahnend als Hagestolz gedichtet, jetzt werden sie Wahrheit, und er selbst singt damit die Tochter in den Schlummer. Stundenlang beschäftigt er, welcher das Bild des Kindes an der Mutter Brust in von Glück überströmenden, zartesten Versen[55]) festgehalten hat, sich später mit der Kleinen, trägt sie umher, tollt mit ihr und wälzt sich auf dem Boden oder im Grase[56]). Als vorurteilsloser, von Reimarus beeinflußter Mann gestattete er, daß Rebekka selbst der Tochter die Blattern einimpfte, um sie vor der entstellenden Krankheit zu behüten, ein unerhörtes Novum in jener Zeit, und sie überstand die Impfung glücklich[57]). Eigene leicht auftretende Krankheit im Herbst 1774 und Frühling 1775 ging rasch vorüber und konnte keine Mißstimmung in der zufriedenen Familie aufbringen[58]).

Um so schmerzlicher wurde Claudius durch den Tod seines Vaters getroffen. Noch am 3. September 1773 (Nr. 141) hatte er den 70. Geburtstag im ‚Wandsbecker Bothen' besungen:

„Auf den Gebuhrtstag eines alten Mannes.

Gebuhrtstag, sey mir willkommen!
Und frölich will ich an dir seyn,
Das hab' ich mir recht vorgenommen,
Und trinken Wein
Und trinken Wein und singen Lieder —
Aber, Gebuhrtstag, komm' auch, wenigstens noch einmal wieder."

Die trübe Ahnung, die sich im letzten Vers ausspricht, sollte bald in Erfüllung gehen. Am 4. Dezember stand der Sohn tieferschüttert an der Bahre des geliebten Vaters, der ihm mehr als ein Vater, ein verständnisvoller Freund

und sicherer Berater gewesen war. Nach seiner Art schrieb er nur kurz an Herder: „Mein Vater ist vor 14 Tagen gestorben. Mag der Ihrige, wenn Sie noch einen haben, desto länger leben!“ [59]) Diese kühle Äußerung entsprach aber nicht seiner wahren Empfindung; wie tief er den Verlust fühlte, beweist am besten das am 14. Dezember (Nr. 199) im ‚Bothen‘ erscheinende innige Gedicht ‚Bey dem Grabe meines Vaters‘, das später den stimmungsvollen Abschluß seines Asmus bilden sollte.

Eine Trösterin in jeder Zeit und Stunde war ihm die Musik; „mit seinem Küsterton“ [60]) trug er bei den kleinen festlichen Veranstaltungen in Wandsbek und Hamburg vor oder sang im Chore mit; auf seinen Morgenspaziergängen stimmte er gern „einen schönen Psalm mit einer kräftigen Melodie“ an [61]). Sein „Bauermädchen“ mußte das Cello bearbeiten lernen, und Voß und Hölty wollte er nur unter der Bedingung bei sich aufnehmen, daß beide Violine zu spielen imstande wären, damit sie ein Konzert halten könnten [62]). Der Briefwechsel mit Gerstenberg drehte sich hauptsächlich um musikalische Dinge. Bach stattete er noch Besuche ab, wenn auch nicht mehr so häufig, wie früher; oft ging er nach Hamburg hinein, um eine schöne Kirchenmusik anzuhören. Die zahlreichen sachverständigen Rezensionen und Besprechungen von musikalischen Neuerscheinungen im ‚Bothen‘ rühren größtenteils von seiner Hand her und sind Beweis, wie eifrig er bestrebt war, gute Kompositionen auch unter dem Volke zu verbreiten [63]). Denn guter Musik schrieb er eine veredelnde Wirkung zu [64]), die leichten Operettenmelodien aber, das „ewige Quinkeliren“, haßte er und suchte ihren verderblichen Einfluß auf die unteren Schichten einzudämmen, so gut es ihm als Zeitungsschreiber möglich war. Gleich im ersten Jahrgang des ‚Wandsbecker Bothen‘ veröffentlichte er einen längeren, durch zwei Nummern hindurchgehenden Aufsatz über die Musik [65]), in welchem er einen historischen Überblick über die Entwicklung der Musik gab, wie er sie sich dachte, dabei energisch gegen die Entartung der Tonkunst in ohrenkitzelnde, wollüstige Melodien Front machte und schließlich „Musik in Kraft und Einfalt“ forderte; ein würdiger Zeitgenosse des großen Gluck!

Rasch freundete er sich daher mit dem jungen Tonsetzer Reichardt aus Königsberg an, den ihm Hamann [66]) zugesandt hatte, und den Claudius wiederum mit der Handschrift der ‚Ältesten Urkunde‘ nach Bückeburg zu Herder weiterschickte [67]). Eine ganze Anzahl von Liedern des Bothen hat Reichardt komponiert, allerdings fanden seine Vertonungen nicht den Beifall der Zeitgenossen, wie die des Abraham Schulz, und haben daher kein langes Leben geführt.

Oft hallte die kleine Wohnung am Steindamm wider von den fröhlichen Gesängen der dort versammelten Tafelrunde. Denn wenn es auch im allgemeinen knapp in der Familie Claudius herging, wurden doch die Feste

gefeiert, wie sie fielen; und wenn einmal Geld im Hause oder ein Feiertag war, ward er mit Schmausen und Trinken begangen.

Aus Hamburg stellten sich, geladen oder ungeladen, die Freunde ein. Da erschien Klopstock, der nach Bernstorffs Sturze 1771 seinem Beschützer in die Hansestadt gefolgt war, zu ländlichem Mahle, besprach gern mit Claudius seine literarischen Pläne einer deutschen Grammatik oder einer Gelehrtenrepublik und teilte ihm die neuen Gesänge des ‚Messias' mit[68]); er wußte das ungeschminkte und häufig treffende Urteil des einfachen Bothen richtig zu schätzen. Claudius vermittelte die Bekanntschaft zwischen Herder und Klopstock und brachte die beiden bedeutenden und doch so verschiedenen Männer einander näher[69]). Gleich Klopstock, mußten Bode und Ehlers als Trauzeugen bei Claudius' Hochzeit fungieren und fügten sich mit gutem Humor in das Unvermeidliche. Bode, der Verleger der Zeitung, war natürlich ein häufiger Gast im Hause seines Redakteurs, doch kam er nicht nur aus geschäftlichen Rücksichten, sondern auch persönlich knüpfte sich, wenigstens für eine Zeitlang, ein freundschaftliches Band zwischen beiden. „Der dicke Herr" ist seinem Zeitungsschreiber anfänglich wohlgewogen, beehrt den noch Unverheirateten mit einer Einladung zum Weihnachtsdiner[70]) und ist später bei den einfachen Gastereien der Wandsbeker ein allzeit lustiger und aufgeräumter Gesellschafter. Seine Übersetzung von Cumberlands ‚Westindier' dedizierte er mit einer schalkhaften Vorrede dem „lieben Herrn Asmus", und der ‚Bothe' wiederum zeigte in einem zierlich dankenden Artikel das Büchelchen in seiner Zeitung an[71]). Recht ein Gegenbild zu Bode war der Rektor des Altonaer Gymnasiums Ehlers, ein Mann mit gediegenen wissenschaftlichen Kenntnissen, der einer sokratischen Fröhlichkeit nicht abhold war und in der ernsten Grundstimmung mit Claudius harmonierte. Einst hatte Claudius gehofft, neben ihm in Oldenburg zu wirken oder an seine Stelle nach Oldenburg einzurücken; doch ging ihm dieser Wunsch in Trümmer. Bereits 1768 hatten sich die beiden Männer kennen gelernt[72]), jetzt traten sie sich in Hamburg näher und gewannen Gefallen aneinander. Klopstock führte seine jungen Göttinger Freunde in Claudius' Haus ein; Miller, Voß, die Brüder Stolberg fühlten sich bald recht wohl in der gemüt- und humorvollen Geselligkeit[73]). Auch mit dem bedeutenden Arzt Philipp Gabriel Hensler, dem Bruder und späteren Herausgeber des Dichters Peter Wilhelm Hensler, stand Claudius in Beziehungen[74]). Eine markante und originelle Persönlichkeit bildete in diesem Freundeskreise Jakob Mumsen, kurzweg nach Fieldingschem Vorbilde „Oncle Toby" genannt, ein tüchtiger Arzt in Altona, der in manchen Geldangelegenheiten dem sorglosen Bothen zur Seite stand, in allen schwierigen Lagen Rat zu schaffen wußte und sich bis an beider Lebensende als wahren, echten Freund erwies[75]). In

Kollegialität hielt Claudius sich zu seinem einstigen Mitarbeiter, dem Redakteur Kruse von der ‚Neuen Zeitung'[76]; dagegen weder der Charakter noch die Schriftstellerei eines anderen Kollegen, Albrecht Wittenberg vom ‚Reichspostreuter', nötigten ihm Achtung ab, vielmehr stand er mit ihm in häufiger und nicht gerade zarter Preßfehde[77].

Ebenfalls griff er mit Epigrammen, Rezensionen und einer kleinen Broschüre furchtlos in die religiösen oder vielmehr theologischen Streitigkeiten ein, die damals ganz Hamburg in zwei feindliche Lager spalteten. Die beiden Antipoden Goeze und Alberti waren wieder aneinander geraten[78]. Man hat sich vielfach gewöhnt, den Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze ausschließlich mit den Augen Lessings und der Liberalen zu betrachten, ohne auf die höheren Zwecke einzugehen, die er unablässig verfolgte. Es war ja so leicht, sich in satirischen Versen, groben Parodien und spitzigen Jamben an ihm zu reiben oder ihn als „Ehren Stauzius" an den Pranger zu stellen, ja noch 1856 hat ein Literat ihn als protestantischen „Großinquisitor" hingestellt und ihm „Stolz, Dünkel und angeborene Herrschsucht" vorgeworfen[79]. Kein Urteil ungerechter als das! Es war Goeze um das Heiligste zu tun, was der Mensch besitzt, um den Gottesglauben; felsenfest stand bei ihm die Überzeugung, daß der wahre Grund alles Christentums der lutherische Protestantismus sei, und daß jedes Abweichen von Luthers Lehre und Bekenntnis zu Unglauben und Seelenverderbnis führen müsse. Wie ein düsteres Mahnzeichen aus dem 16. Jahrhundert ragt dieser streitgewaltige und unerschrockene Kämpe in die Zeiten der Galanterie und des Rationalismus hinein. Wie Luther ist er überzeugt von der persönlichen Macht des Teufels, der auf Erden umginge, die Menschen zu Fall zu bringen; wie Streitschriften aus den Zeiten der Reformation lesen sich seine wuchtigen Anklagen, Verteidigungen, Repliken und Dupliken. Auf festem Grunde hat er seinen Glauben errichtet und ficht gegen alle, die sein einheitliches Gebäude erschüttern wollen. Nicht mit Unrecht wirft er der liberalen Theologie Halbheiten vor: sie hinke auf beiden Seiten und suche einerseits rationalistisch Glaubensbekenntnis und Offenbarung zu erklären, anderseits wolle sie doch nicht den alten Väterglauben aufgeben, und so entstehe ein laues, inkonsequentes Christentum, mit dem keinem geholfen sei.

Diese Vorwürfe, in Wort und Schrift, von Kanzel und Schreibpult oft geäußert, richteten sich gegen seinen nächsten Amtsbruder Julius Gustav Alberti, der im Äußeren und Inneren ihm so ungleich wie möglich war. Ein von der Schwindsucht gezeichneter Körper, eine sanfte, allem Streit abholde Seele, war Alberti der weltgewandte Pfarrer, der in der feinen Gesellschaft verkehrte, philosophische Studien trieb und eine derartige vermittelnde

Stellung zwischen alter und neuer theologischer Auffassung einzunehmen versuchte. Schon 1767 hatte Boie an Gleim berichtet: „Herr Alberti, dessen Predigten Sie kennen, ist ein würdiger Geistlicher und liebenswürdiger Mann. Unsere Zeiten und unsere Nation wäre glücklich, wenn wir viele solche Geistliche hätten. Sie können sich nicht vorstellen, was der Mann von dem Verfolgungsgeiste eines Goeze und Zimmermann hat ausstehen müssen. Er hat den einzigen Fehler, daß er für ein Mitglied des Hamburgischen Minsterii zu vernünftig ist. Izt da die Hofnung ihn abgesezt zu sehen verschwunden ist, schweigt auch das Geschrei seiner Feinde zimlich. Er hat neulich eine Predigt von der Intoleranz gehalten, die ich sehr im Druck zu sehen wünsche. Sie wissen daß er ein Kenner und Verehrer der schönen Wissenschaften und ein Freund Klopstocks ist: ich habe die Gabe zu erzählen nicht leicht bei einem im höhern Grade gesehen als bei ihm"[80]).

Kurz danach war ein neuer Anstoß zu Streitigkeiten durch Alberti gegeben worden, der als Anhänger der Toleranz die Psalmworte „Schütte deinen Grimm auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen" (Psalm 79, 6) aus dem berühmten Bußgebete der Hamburgischen Kirche unterschlagen hatte. Goeze, welchem Gott seine Allmacht gerade im Strafen und Rächen bekundete, wollte die Formel festgehalten wissen, da sie sich, wenn auch nicht gegen die schuldlosen Afrikaner und Indianer, doch gegen Türken, Papisten und die ganze Klerisei richteten, und die Auflösung des Jesuitenordens eine recht sichtbare Erhörung dieses Gebetes sei. Der Hamburger Senat entschied den Streit durch ein Salomonisches Urteil, das beiden gerecht wurde: der kräftige Fluch wurde zwar beibehalten, aber durch einen erläuternden Zusatz gemildert. Da legte Goeze, als Mann von eiserner Konsequenz, sein zehn Jahre hindurch musterhaft verwaltetes Seniorat nieder, eiferte nun von der Kanzel herab gegen Laue und Ketzer und fand beim gemeinen Mann vielen Beifall. Dagegen hielt wiederum Alberti seine ‚Zwey Predigten von der Einträchtigkeit mit denen, welche in der Religion verschieden von uns denken' und gab sie im Druck heraus (Hamburg 1771). Doch das war nur der Ehrengang, ein prüfendes Klingenkreuzen, gewesen vor dem scharfen Waffengang, der nun anhub. Alberti, ermutigt durch den Zuspruch seiner Freunde und sich als „Apostel der Toleranz" in Hamburg fühlend, veröffentlichte eine ‚Anleitung zum Gespräch über die Religion, in kurzen Sätzen, besonders zur Unterweisung der Jugend', die auch das Lob der ‚Göttinger Gelehrten Anzeigen' fand. Die Schrift war ein modernisierter Katechismus, ein nach demselben Prinzip verwässerter Luther, wie Bahrdt in seiner Übersetzung des Neuen Testamentes verfahren war, „nicht kalt, nicht warm, bemüht, den nötigen Schein der Orthodoxie zu wahren und sich doch an Trinität und Gottheit Jesu schweigsam

vorbeizuschleichen". Gewaltig trat Goeze dagegen von der Kanzel herab auf; sein strenggläubiges Herz war aufs tiefste erbittert über ein derartiges Schielen nach rechts und links ohne eigene konsequente Überzeugung und ergoß sich in übertrieben heftigen Scheltworten und Schmähungen gegen diese Neologie. Damit war der Anfang gegeben zu einer wüsten Polemik von Orthodoxie und Liberalismus gegeneinander; die beiden Führer beteiligten sich weniger lebhaft als ihre gelehrigen Anhänger und Schüler an dem Streit, der auch vor gemeiner Klatschsucht und niederen Verleumdungen gegen Goeze und Alberti nicht zurückschreckte. „Gewiß war Schuld und Unmaß auf beiden Seiten anzutreffen, und die über die Grausamkeit der Goezischen Sekte gegen den kranken Aufklärer sich so laut empörten, haben ihrerseits Goezes in den Tagen, da er seinen Sohn beweinte, nicht geschont." Aber der Hamburger Senat, der ewigen Streitigkeiten müde, griff ein und konfiszierte kurzerhand in Bodes Druckerei sämtliche Exemplare von Goezes ‚Text am 5ten Sonntage nach Epiphanias' gegen Alberti, in welchem der Hauptpastor den von jenem geleugneten Satan retten wollte. „Dieser Schritt hat nun", wie Claudius an Herder berichtet[81]), „große Bewegung unter dem gemeinem Mann erregt, die alle Alberti einen Erzkezer heißen, und sich mit Eile gürten die Sache Gottes zu führen." So wenig Claudius selbst sonst einer liberalen Halbheit zuneigte, so streng er sich zur lutherischen Lehre bekannte, mit einem derartig heftigen und maßlosen Eisenkopf wie Goeze konnte er nicht sympathisieren. Schon ein halbes Jahr vorher hatte er im ‚Wandsbecker Bothen' gestichelt auf den Bußgebetsstreit und sich Kunz und Heinz darüber unterhalten lassen[82]):

„Kunz. War David nicht ein weicher Mann? —
Wie konnt' er Gott denn bitten
Auf Menschen, die ihm nichts gethan
Den Zorn-Kelch auszuschütten?

Heinz. Kunz, laß dir sagen wie das war.
Zun Zeiten der Philister
Da war ein König König zwar,
Doch war er auch ein Priester."

Nun im „Hornung" 1772 „erlaubte er sich einen kleinen Luftstreich", wie er an Herder schrieb[83]), und veröffentlichte das mit einem humoristischen Kupfer geschmückte Schriftchen ‚Eine Disputation zwischen den Herren W. und X. und einem Fremden über Herrn Pastor Alberti ‚Anleitung zum Gespräch über die Religion' und über Herrn Pastor Göze ‚Text am 5. Sonntage nach Epiphanias' unter Vorsitz des Herrn Lars Hochedeln'[84]). Je ein überzeugter Anhänger Goezes (= W.) und Albertis (= X.) streiten auf das hitzigste miteinander, nicht sachlich, sondern persönlich, und Lars der Präses, ein köstlich

gezeichneter, mit falschen lateinischen Brocken um sich werfender, ungebildeter Laie, weiß sich nicht zu helfen. Schließlich ruft er einen „Butenminsch“, einen zuhörenden Fremden, zum Beistand auf, unter dessen Hülle Claudius seine Meinung zum besten gibt. Mit überlegenem Lächeln weist der Fremde darauf hin, daß man, wenn man wolle, auch in Goezes ‚Text‘ Manichäismus finden könne, will aber damit Goeze nicht etwa den Vorwurf der Ketzerei machen, erklärt ihn vielmehr für einen berühmten orthodoxen Theologen. Gegen den Hauptvorwurf Goezes, Alberti habe „die Lehre vom Satan und seinen Wirkungen“ ausgelassen, macht der Fremde geltend, Alberti habe die jungen Herzen der Kinder, für die sein Buch geschrieben sei, zur Liebe und nicht zur Furcht Gottes erziehen wollen, ferner habe Alberti „kein ausführliches Gespräch“ liefern wollen. Den Tadel, Alberti „spräche nicht die Sprache der Theologen“, entkräftet der Fremde mit den schönen Worten: „Aber der Geist der Religion wohnt nicht in den Schaalen der Dogmatick, hat sein Wesen nicht in den Kindern des Unglaubens, noch in den ungerahtenen Söhnen und übertünchten Gräbern des Glaubens, läßt sich wenig durch üppig glänzende Vernunftsprünge erzwingen, noch durch steife Orthodoxie und Mönchswesen; Und, für Kinder, deren Herz durch die Religion gebessert werden soll, ist freilich der simpelste und kräftigste Ausdruck der beste.“ Claudius nimmt damit eine vermittelnde Stellung zwischen den streitenden Parteien ein und erkennt auch Goezes Gründe für sein Auftreten an: „Es ist Ehre für einen Mann und für ein Volk, wenn es strenge und eifrig für seine Religion ist, aber es ist doch auch Billigkeit, zu untersuchen ehe man eyfert.“ Schließlich fordert er mit einem Blick auf das himmlische Wiedersehen die Disputanten zur Versöhnung auf: „Nicht wahr, Herr Präsident, wenn sich zwey Menschen versöhnen, ist wie eine schöne große Narbe fürs Vaterland? Aber viele sind ihrer Schöne kaum wehrt.“ Dieser harmonische Ausklang war ganz nach Claudius' Sinn, und er bedauerte es lebhaft, daß in Wirklichkeit eine Einigung nicht zustande kam. Daran hinderte schon das frühe Hinscheiden Albertis, welches plötzlich am 30. März 1772 erfolgte. Nun hatte die Gegenpartei einen Märtyrer, und unaufhörlich wurde laut und leise Goeze beschuldigt, durch seine Härte den Widerpart, der längst ein vom Tode gezeichneter Mann gewesen war, in den Tod getrieben zu haben. Allerdings hatte der unbeugsame Goeze noch am Begräbnistage gegen die Irrlehren des Entschlafenen in der Predigt gewettert, für ihn gab es nur ein entschlossenes Entweder — Oder, ein offenes Farbebekennen; er gewährte weder noch verlangte er Schonung in religiösen Fragen. Hatte Claudius in seiner eben analysierten Broschüre Wasser in das Feuer des Streites gießen wollen, so mußte er in seiner Zeitung vorläufig recht diplomatisch sich aussprechen. Denn Bode war Goezes Verleger und mußte daher große Vorsicht anwenden. Aber Pasquille

wider Albertis Partei aufzunehmen, weigerte sich doch der Redakteur standhaft und mit Erfolg, und ein von Bode geschickt publizierter Briefwechsel zwischen ihm und den Hauptpastor zeigte letzteren nicht im besten Lichte. Noch vor Albertis Tod stand dafür folgender Dialog zu lesen[85]):

„Hinz: Ich bin der Mann, mich soll man hören!
Ich weiß die Tugend recht zu lehren,
Mich kennt man fern und nah'!
Ich weiß was die Moral gebietet,
Wie sich ein Mensch für Fehler hütet,
Weiß viel Moral die mancher übersah —
Menno: Maar, doet gy ook daarna?"

Dieses offenbar von Claudius verfaßte Epigramm war auf den sittenpredigenden Hauptpastor gemünzt, und zwei Nummern später druckte der Bothe schmunzelnd die günstige Besprechung von Albertis ‚Anleitung' aus den angesehenen ‚Göttinger Gelehrten Anzeigen' ab, da er selbst sich kein Urteil über ein so gelehrtes theologisches Buch zutrauen könnte[86]). Damit war für die Zeitung im allgemeinen der Kampf erledigt. Rein sachlich referierte Herder noch einmal über die Broschüren in der Angelegenheit der ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen' gegen Goeze[87]), während er trotz Claudius' Aufforderung[88]) ‚Des Hamburgischen Ministerii Bedenken über Albertis Gespräch' unbesprochen ließ. Dafür klagte Claudius in der üblichen ‚Wiederhohlung der Denkwürdigkeiten des Jahres 1773 in Denkversen von A bis Z, oder Silbernes A B C':

„Theologie war leider krank
Durch Übersetzungen und Zank.
Ungläubig wurde jedermann,
Sir Hagel und 'Squeir Urian."[89])

Daß der ‚Bothe' es nicht mehr nötig hatte, „die dickköpfigen Orthodoxen zu schonen"[90]), bewies er nun durch zwei Rezensionen, in denen Goeze wegen seiner Sucht, alle Streitigkeiten auf der Kanzel abzumachen, offen der Text gelesen wird, und deren Verfasser sicherlich Claudius selbst gewesen ist[91]). In den dann beginnenden Streitigkeiten über die freie Religionsübung der Reformierten in Hamburg, welche der eifernde Starrsinn Goezes natürlich wieder bekämpfte, trat ebenfalls der Bote in seiner Zeitung gegen den Pastor Goeze auf und versetzte ihm manche scharfen Hiebe[92]).

Die Toleranz führte bald Claudius zu jenem Bunde, welcher Duldung und Humanität auf seine Fahne geschrieben hatte, zur Freimaurerei. Schon im Jahre 1772 hatte er mit Freuden im ‚Bothen' von der Wohltätigkeit der Dresdener Freimaurer berichtet und den Artikel geschlossen mit der Frage: „Und solcher Menschen wären so viele, die in allen Landen wie wohltätige

stille Schutzengel dem übrigen Menschen-Geschlecht unsichtbar hinterm Rücken stünden? Wenn das wahr wäre, so sage mir einer etwas, das mich heisser machen könnte. Aber ich muß alsdann sehr unglücklich gewesen seyn. Ich habe wohl eher bey mir selbst gedacht, wenn ich das und das hätte, das und das wüßte, daß ich wohl einige Menschen zu meinen Vertrauten haben möchte, und habe in dem albernen Gedanken, einem jeden Menschen, der mir bisher aufgestossen ist, ins Gesicht gesehen — und noch habe ich kein halb Dutzend zusammen."[93]) Diese Sehnsucht nach gleichgesinnten, gleichgestimmten Seelen, welche damals die besten Köpfe zusammentrieb, führte auch Claudius der Freimaurerei zu. Sein Freund Mumsen war ein eifriger Logenbruder und Meister vom Stuhl. Wohl auf seinen Einfluß ist es zurückzuführen, daß im Sommer 1774 die vier Freunde Claudius, Voß, Christian und Friedrich von Stolberg sich zum Eintritt in die Hamburger Loge „Zu den drei Rosen" nacheinander meldeten und aufgenommen wurden, deren Mitglied auch Lessing geworden war[94]). Claudius, der am 12. August, merkwürdigerweise als „Philosophiae Studiosus", rezipiert ward, erhielt sofort den Meistergrad „wegen seiner Verdienste in der Beamtenloge". Es sei gleich vorweggenommen, daß Claudius zugleich später der am 1. August 1777 gestifteten Andreas-Loge „Fidelis" in Hamburg angehörte, davon die ersten drei Jahre als „Redner"[95]); über 1800 hinaus ist seine Mitgliedschaft aber nicht mehr nachweisbar. Er trat in den Orden ein, weil er glaubte, in ihm ein Ideal zu finden, dem er persönlich allein schon immer nachgestrebt hatte. Allein eine Einwirkung freimauerischer Gedanken und Ziele auf seine Schriften und Lebensanschauung ist nirgends zu entdecken. Humanitäts- und Beglückungsideen lagen damals sozusagen in der Luft, der Absolutismus des achtzehnten Jahrhunderts mußte notgedrungen den Kosmopolitismus hervorbringen. Ideen, denen ein Marquis Posa dann eindringliche Worte verlieh, waren in vielen mächtig, und man schwärmte von einer zukünftigen allgemeinen Weltverbrüderung, bis die französische Revolution, zuerst stürmisch begrüßt und bejubelt, die erschreckende Kehrseite der ungebundenen Fraternität den überspannten Köpfen wies. Einige Lieder, die Claudius für die Loge dichtete, bezeugen das Interesse, das er anfangs an ihren Bestrebungen nahm[96]); doch scheint nach einiger Zeit eine starke Ernüchterung eingetreten zu sein; er hatte wohl erkannt, daß die geheimnisvolle Schale dem inneren Kern nicht entsprach, und enttäuscht wandte er sich dann gänzlich ab. Zumal sich in ihm die Meinung, daß Unterschiede auf Erden gut wären und sein müßten, in den neunziger Jahren, wie wir sehen werden, immer mehr befestigte und auch nach außen hin schärfer aussprach. Die Mitgliedschaft am Freimaurerbunde bildete eine Episode in seinem Leben, die ohne Einfluß auf Denkrichtung und Weltanschauung geblieben ist. Gegenüber der heute vielfach beliebten Methode, die Freimaurer

als bedeutende Anreger in unserer Geisteskultur, womöglich als die Begründer des Klassizismus auszuspielen, möchte ich dies noch einmal betonen[97]).

Durch die Logenangehörigkeit knüpften sich noch enger die Bande, welche von Wandsbek nach Göttingen sich schlangen. Durch Boie war eine Annäherung zwischen den schwärmerisch empfindenden Studenten, welche neue literarische Bahnen einschlagen wollten, und dem Redakteur des ‚Wandsbecker Bothen‘ vermittelt worden. Auf einer Reise nach der Heimat im Winter 1773/74 hatte Boie zweimal Station in Hamburg gemacht[98]) und dabei durch Klopstock auch Claudius persönlich kennen gelernt[99]), mit dem er bereits Briefe gewechselt hatte[100]). Er sandte ihm für den ‚Bothen‘ kleine Gedichtlein[101]) und erhielt dafür als Gegengabe Poesien für den ‚Musen-Almanach‘[102]). Beider Briefwechsel, der uns leider nur lückenhaft erhalten ist[103]), dreht sich daher hauptsächlich um Almanachfragen und hinterläßt keinen persönlichen Eindruck.

Wichtiger ist, daß durch Boie seine jüngeren Freunde mit Claudius bekannt wurden. Besonders Johann Heinrich Voß trat bald dem Bothen näher, mit welchem er in der Sympathie für ein einfaches, zurückgezogenes Landleben übereinstimmte. Als Voß im April 1774 bei dem angebeteten Meister Klopstock in Hamburg verweilte, suchte er, wohl von diesem ermuntert, Claudius in Wandsbek auf. In urwüchsiger Harmlosigkeit wurde er sogleich in die Familienfreuden eingeweiht; beide fanden sich als gleichgestimmte Seelen, und nun war während des kurzen Aufenthaltes ein fortwährendes Gehen und Kommen zwischen Wandsbek und Hamburg[104]). Claudius ward in die heimliche Verlobung mit Ernestine eingeweiht und faßte den Plan, Voß zu einer Anstellung und damit Heiratsmöglichkeit in seiner Nähe zu verhelfen. Bald soll er Wittenbergs Nachfolger am ‚Reichspostreuter‘ werden, bald Kruse in der Leitung der ‚Neuen Zeitung‘ ersetzen[105]). Schon im Herbst 1774 taucht der Gedanke auf, Voß solle den Almanach an Boies Stelle übernehmen, und „denn kommen Sie nach Wandsbeck und leben wie der Kaiser von Japan, und denn dedicir ich Ihnen quartaliter eine Romanze“[106]). Dieser Gedanke wird festgehalten und schließlich derart in die Tat umgesetzt, daß Voß neben den anerkannten Göttingischen noch einen selbständigen Almanach zu setzen wagte[107]), und Claudius ihn bei dessen Herausgabe unterstützte. Nebenbei bemühte sich Claudius aber weiterhin um des Freundes Zukunft; „Oncle Toby“ muß einem Herrn von Strahlenheim „Vortrag“ halten, der sehen will, für Voß bei dem Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz Fürsprache einzulegen und ihm so eine Anstellung in der Heimat zu verschaffen[108]). Vor allem aber wollte er den neuen Freund möglichst in der Nähe haben. Bereits am 4. Juni 1774 hatte Voß an den Bund geschrieben: „Claudius hat mir angeboten, daß ich 4 Wochen bey ihm wohnen könnte. Ich mag es darum nicht

annehmen, weil mich herzlich nach euch wieder verlangt"[109]). Doch Claudius läßt nicht nach mit Bitten und Drängen, mit Vorschlägen und Entwürfen zu einem gemeinsamen Leben in Wandsbek. Auch Hölty soll mitkommen, Voß vom Ertrag des Almanachs, Hölty von Übersetzungen, die Weygand wie Bode auftragen sollen, leben. Schon hat der rasch entschlossene Asmus ein Haus für die „beiden Hirten" gemietet, einen differenzierten Kostenanschlag dessen, was sie in Wandsbek jährlich brauchen würden, aufgestellt und sie bestimmt für Ostern erwartet. Voß kam endlich allein, am 27. April 1775; Hölty blieb in Göttingen, da er nicht genug für einen dauernden Aufenthalt in Wandsbek hätte verdienen können[110]). Nun beginnt das idyllische, zufriedene Stilleben der beiden Freunde in Wandsbek, das Voß in reichen Berichten an die Geliebte in Flensburg, mit stiller Sehnsucht zwischen den Zeilen, sie doch bald in die Hütte am Walde heimführen zu können, geschildert hat. Wirklich „ein Schäferleben" führten sie in Selbstgenügsamkeit; die ruhigen Tage mit einfachem Mahl wurden hie und da unterbrochen durch kleine Schmausereien und Feste bei sich selbst und bei Freunden in Hamburg. Die Natur ward bewundernd belauscht, und ihr Weben und Leben wurde beiden oft zum Gedicht[111]). Aber auch der Humor, welcher sich bis zur Satire steigerte, blieb nicht aus: Das übertriebene Bardengesinge parodierten sie mit übermütigen Versen, welche dann im ‚Wandsbecker Bothen' prangten und mit dem Pseudonym der Dichterkompanei „Ahorn" unterzeichnet waren[112]).

Der weichliche Johann Martin Miller weilte damals ebenfalls in Hamburg und Wandsbek, liebelte nach seiner Weise, allerdings ohne Glück, bei einer Hamburger Schönen herum, schwärmte, zechte und dichtete mit Claudius und Voß und verließ erst im Hochsommer die gastlichen Stätten, um für immer in die Vaterstadt Ulm zurückzukehren. Auf den oberflächlichen Empfindler hatte doch die innere Heiterkeit und gefestigte Ruhe des Bothen einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen, und in seinem bald danach erschienenen, viel Selbsterlebtes widerspiegelnden ‚Briefwechsel dreyer Akademischer Freunde' hat er, wie überhaupt die Hamburger Erlebnisse, so auch sein Zusammentreffen mit „dem braven Claudius" ausführlich erzählt. Da schreibt er vom ersten Besuch: „Auf dem Rückwege nach dem Wirthshaus giengen wir bey Claudius, der den Wandsbeckerbothen schreibt, vorbey. Carl, der ihn gut kennt, führte uns in sein Haus; Er war hinten in seinem kleinem Gärtchen. Ich hatte den Mann schon vorher, aus dem Wenigen, was ich in seiner Zeitung von ihm gelesen hatte, vor vielen tausend Menschen liebgewonnen; Aber die halbe Stunde, die ich jetzt bey ihm zubrachte, machte mir sein Andenken ewig unvergeßlich und heilig. Man glaubt, wenn er spricht, die Wahrheit und Liebe selbst zu hören. Herzlichkeit, Zutraulichkeit und Güte begleiten alle

seine Reden. Man muß ihn lieben, wenn man vor ihm steht, möcht ihm in die Arme sinken, und ihm alles sagen, was man für ihn fühlt. Das Herze wird in seiner Gegenwart offen; Man hat Zutrauen zu ihm, sein Auge ladet dazu ein, und macht jeden zu seinem Freund; Alle Zurückhaltung fällt weg, wie er selber keine zeigt; Es ist einem so wohl um ihn, wie in den goldnen Zeiten der Unschuld. Welterfahrung und Studium der alten und neuen Weisen breiten über all sein Thun und Reden wahre Weisheit, die allein Philosophie ist, aus. Man sollte zu ihm ziehen, wie man zu den Weisen Griechenlands zog, um ächte Lebensweisheit zu lernen. Ich wenigstens habe in der kurzen Zeit bey ihm mehr gelernt, als man aus dicken Folianten kennet. Dabey hat er so viel herrliche und muntre Einfälle; Er sagt sie mit solcher Unschuld und Wahrheit, daß auch sein Witz — welches gewiß selten ist — das Herz rührt. Ich werde den herrlichen lieben Mann gewiß noch einmal besuchen; Er lud uns auch sehr freundschaftlich dazu ein"[113]. Bei einer anderen Gelegenheit wird Claudius' Gastlichkeit gerühmt[114], und schließlich die Summe der Persönlichkeit gezogen: „Claudius ist ein gar vortreflicher Mann, der nicht einmal in Klopstocks Gegenwart verliert; Und das ist gewiß viel. Denn ich halte es für den sichersten Probierstein eines großen Mannes, wenn er in Gesellschaft eines noch größern noch groß bleibt. Claudius sprach immer so aus vollem Herzen, seine Seele schwebt ihm immer so auf der Zunge, daß die Wonne, welche man bey ihm genießt, oft an Thränen gränzt. Ich kenne nicht leicht einen Menschen, der die Herzen Aller so an sich zieht, und doch sogar nicht zeigt, daß er diese Absicht habe, wie Claudius"[115]. Während Asmus mit Miller noch nach dem Abschied Briefe wechselt[116], scheint er seinem einstigen jugendlichen Eisgefährten Carl Friedrich Cramer geringe Sympathie abgewonnen zu haben, der im Bund sich tumultuarisch geberdete und auf der Reise zum Altmeister Klopstock natürlich auch einen Abstecher nach Wandsbek machte[117].

„Die beiden Grafen v. Stolberg", meldete Claudius am 31. März 1775 an Voß, „kommen in 8—14 Tagen hier. Sie thun eine Reise durch Deutschland und die Schweitz". Die demokratischen adligen Brüder, welche mit Enthusiasmus die Prinzipien des Hains vertraten, langten denn auch in Hamburg an, „lebten und webten bei Klopstock" und mußten sich „zwischen Hamburg, Altona, Wandsbeck theilen"[118]. Eine innige Vertrautheit umfaßte alsbald die Herzen der Grafen und des Bothen, sie fanden gewisse Überein-stimmungen im Denken und Fühlen. Fortwährend gehen von der berühmt gewordenen „Genietour" herzliche Grüße nach der bescheidenen Hütte im Norden[119], und mit treuer Freundschaft hielten die drei zusammen bis an des Lebens Ende. Den Brüdern gleich im Denken und Fühlen, edel an Charakter und klug an Geist war Auguste von Stolberg, die schwärmerische Verehrerin

und Briefstellerin Goethes. Schon früh muß sie mit Claudius bekannt geworden sein; jedenfalls korrespondiert sie bereits im Beginn des Jahres 1774 mit ihm[120]), zu Ostern hielt sie sich ebenfalls mit Christian und Fritz an den Stätten der Elbe auf[121]), und für sie dichtete Claudius das prächtige, von Naturfreude und Naturempfindung überströmende Lied ‚Der Frühling'[122]).

Ihr Freund Goethe findet zu Claudius vorläufig nicht den rechten Standpunkt. Wir hatten gesehen, mit welch heiligem Eifer sich der Bothe für den ‚Werther', den ‚Götz'[123]) ins Zeug gelegt hatte, ohne die kritische Entfernung zu verlieren. Durch Schönborn bahnte sich ein brieflicher Verkehr an[124]), und Goethe sandte Beiträge zum ‚Wandsbecker Bothen', Volksballaden und eigene Verse[125]). Aber eine Entfremdung trat ein, als Claudius in seiner Unparteilichkeit auch die Parodie Nicolais auf den ‚Werther' lobend rezensiert und ihr manches Verdienst zugesprochen hatte. Er ward dafür von H. L. Wagner in der Farce ‚Prometheus, Deukalion und seine Recensenten' unverdientermaßen derb mitgenommen. Freunde wie Boie waren wenig zufrieden damit und versuchten eine Einigung herbeizuführen[126]); auch Miller rühmte sich, Goethe wie Klinger beruhigt und „vieles ins Reine gebracht zu haben"[127]). Goethe und Claudius waren aber so grundverschiedene Naturen, daß eine dauernde Harmonie nicht hergestellt werden konnte. Wir werden sehen, wie Goethe später dem „wunderlichen" Bothen Gerechtigkeit widerfahren läßt, ja sogar ihn hochschätzt und als Kritiker seiner Werke gern hören will. Aber von Freundschaft konnte zwischen ihnen unmöglich die Rede sein.

Um so inniger gestaltete sich in jenen Jahren der Bund mit Herder. Entzückt von dem Menschen und Dichter Claudius schrieb dieser zärtliche Briefe an Braut und Freunde in Darmstadt und dünkte sich viel geringer als der einfache Bothe[128]), dessen „reine Religiosität" und „poetische Natürlichkeit" ihn anzogen; von seinen unablässigen Bemühungen, dem Mittellosen eine Stellung zu verschaffen, haben wir schon gehört und werden wir noch hören. Bei den großen Auktionen in Hamburg muß ihm Claudius häufig Bücher erstehen und als Makler dienen[129]). Asmus vergilt diese Fürsorge mit treuer Gegenliebe[130]); die Schriften Herders zeigt er im ‚Wandsbecker Bothen' mit überzeugten Lobsprüchen an, steht ihm mit Freude bei im Kampf gegen Schlözer und Michaelis[131]) und hilft ihm bei der Volksliedersammlung durch Zusendung von Balladen, die er erst von Goethe erhalten und in der Zeitung veröffentlicht hatte[125]). Claudius selbst mag dem beobachtend sammelnden Freunde ein Beweis für seine Theorie der Volksdichtung gewesen sein. An der endlichen Heirat des Vertrauten nimmt er zärtlichen Anteil, und als bei ihm selbst die erste Tochter geboren wird, soll selbstverständlich Herder Gevatter stehen[132]), genau so, wie er dann die Patenschaft bei dem Bückeburger Stammhalter übernehmen muß.

Durch Herder war die Verbindung aufgenommen worden mit einem anderen Manne, dessen Gevatter Claudius ebenfalls werden sollte, mit Hamann. Herder hatte seinem „alten lieben Socrates" einen „Alcibiades" empfohlen[133]), anderseits dem Bothen die neuen Schriften Hamanns zugesandt[134]), nachdem er ihn mündlich in die Gedankenwelt des „Magus im Norden" einzuführen versucht hatte. Im Mai 1774 beginnt dann der langdauernde Briefwechsel zwischen Hamann und Claudius[135]), von der uns durch einen glücklichen Zufall nur, wie es scheint, vier Episteln erhalten sind[136]), die erste aus dieser Zeit (21.—22. Mai 1775). Ein Auszug wird am anschaulichsten die Interessensphäre der Korrespondenten beleuchten. Hamann schreibt:

„Ihren kleinen Aßmum habe den 4t. huj. zu Mittag erhalten, fieng ihn mit dem ersten Bißen an und war mit dem letzten Glase fertig. Während dem Lesen, Eßen und Trinken schien sich der hypochondrische Schmachtriemen aufgelöst zu haben, mit dem ich seit dem Abend, wo ich den heillosen Hephästion kennen gelernt hatte, gegürtet gewesen bin. — So leicht fällt es mir mich krank und gesund zu lesen. — Beym Auffstehen vom Tisch und Pult schien ich alle Knochen zu fühlen und glaubte in Freund Hain verwandelt zu seyn. Hinc illae lacrymae — ... Sagt mir doch lieber Gevatter! aus welcher alten Legende habt ihr diesen mystischen Namen [Freund Hain] her. — Ich bin von andren auch schon darüber inquirirt worden und Ihnen mit einem sokratischen Non liquet willkommen gewesen. Ihr müst euch an mir euren Andres vorstellen, der gern alles aus dem Grunde wißen will. daß Ihr meine Schriften versteht, will ich Euch zu Gefallen glauben. Daß Ihr meine Briefe nicht faßen könnt, hab ich leider lang gewust und mich darüber geärgert. Ob es an meiner Schalkshand oder an eurem Tauben Auge liegt, sub iudice lis est. Hab Euch wieder meine Art und Weise so viel Briefe geschrieben, weil Ihr Mste von mir verlangt habt. Folio recto liegt da, wo sie der seel. Abbt suchte, und folio verso ein paar Spannen tiefer, auf des Momus FreßerKopf. Wollt Ihr nicht auch wißen Mystiker! wie ich meine Mste paginire, hebräisch oder occidentalisch? . . . Sie haben sehr klug gethan, lieber Gevatter, daß Sie meine Einladung nicht verstanden haben — Ohngeachtet Sie hier zu Lande vielleicht nicht verrathen und verkaufft hätten seyn sollen u. so sehr mir auch daran gelegen war den 45 sten Sommer meines Lebens hoch zu feyren: so wird den Leüten immer banger hier zu Lande vor Warten der Dinge, die dem ärmsten Philosophen noch einfallen können sich unsterblich zu machen. — Weil ich nicht wie Jonathan Swift sein Vaterland laut seegnen kann: so spiel ich die Rolle aus Jean F. . qui pleure et qui rit — in der Wüste. Melden Sie mir doch, ob mein Gevatter K——r [Kanter] von hier aus an Sie geschrieben Zu mir hat er Nein! und zu andern Ja! gesagt. Wenn er es gethan, so wär es mi lieb, daß Sie ihm nach der Lage der Sachen, grob oder fein geantwortet hätten. Daß Hartknochs Concession Ernst gewesen, hab ich noch bey seiner Durchreise erörtert. Ein mercantilisches aber von seiner Seite macht mir Ihre Bedenklichkeit fast lieb; unterdeßen wünsche ich nur, daß Ihre Gleichgiltigkeit oder Sprödigkeit weder Ihnen noch Bode zum Nachtheil gereiche. Es sey aber Mangel an belesenen und empfindsahmen Persohnen — oder die gegenwärtige Theurung baarer Thaler — oder die Unschicklichkeit der Reclamation — oder ein Vorurtheil gegen Freund Hain — kurz in

ganz Ost- und West-Preußen hat sich bis zum heutigen dato kein einziger Numerant gefunden. [Nur 4 Exemplare; Reichardt wollte 25 unterbringen, ist aber durch Krankheit daran verhindert worden. Will morgen weiter schreiben.] D. 22 ... die 4 baar bey mir liegenden sind von der Ankündigung und Recension eingelaufen ... Die 4 Leute sind mein Freund Kriegsrath Hennings, Hoffrath (von) Ehrenreich, ... meine Freunde Criminalrath Hippel und Kirchen Rat Lindner sind die beyden letzten, welche mir Geld gegeben. Bin fest entschloßen keinem ein gut Wort hier zu geben — weil mir die Shandysche Collecte [für Bode] noch zu sehr auf dem Herzen liegt. Habe an Niemanden als Trescho seit undenkl. Jahren deshalb ein paar Zeilen geschrieben; war willens an unsern Grecourt, den weiland Kriegsrath Scheffner, der sich den Plan gemacht hatte wie Sie ein Dorflieger zu werden zum ersten mal zu schreiben — und an den Grafen Anhalt, dem ich für erwiesene Ehre ein Gegencompliment schuldig bin — Hab mich aber gantz in Ihre Denkungsart versetzt: „Der Lust zum Büchel hat, mag der an mich schreiben und ihms soll werden das Büchel." [Familiäres. Amüsiert sich über Claudius als Ziegenmelker.] Wenn ich auf meinem SorgStuhl im Geist lache, welches Gottlob! noch oft genug geschieht und meine Leute glauben daß ich Engel sehe: so ist es wahrlich nichts als der kleine Asmus in hoc opere operato. [Reichardt hat ‚Die Mutter bei der Wiege' komponiert, will es auch mit der ‚Nachtigall' tun.] Wär ich ein Musicus und Componist (da ich keine Note mehr verstehe und Kirchenmusick ausgenommen aller übrigen entwöhnt bin) — und es fiel mir einen Abend ein, daß ich Noch ein Dito, zufolge Ihrem Ideal von der Music in Noten setzen möchte um durch die Reinheit der Melodie das Alterthum der Worte zu heben.... Ich habe den Grenville meines Brooke gelesen — die voyages des alten Montaigne — Pfeffingers [Pfenningers] Vorlesungen, unter denen mir die erste am besten und die letzte am schlechtesten gefallen. Alles scheint auf einen gesetzlichen Pharisäismum auszulaufen — im Müntz Till u. Kümmel zu gerecht und zu weise, in der Hauptsache desto weniger. In Bachii Opuscula habe die erste Abhandl. pro Mysteriis Eleusiniis gelesen. Möchte der Adelgunde die Ausarbeitung dieser Materie überlaßen. Ohngeachtet ich bloß Lust habe sie a priori zu behandeln: so wünscht ich doch meine Schlüße und Muthmaßungen a posteriori berichtigen zu können. Wißen Sie mir darinn was zu empfehlen; so erwarte Ihre Beyhülfe ex officio memoriali. Orpheus und Eschenbachs Epigenus liegt mir schon zur Hand und um die Autores, welche Morken [Morgan] in seinen Commentarii anführt, will ich mich auch bemühen. Was unser lieber Bückeburger über die P. Z. [Prolegomena Zachaei] sagen will aus dem Zenda vest, ist auch noch ein Geheimnis für mich. [Bitte um Bescheinigung von Brief und Geld für Bode von Hartknoch.] Mit dem ersten Buch des Tristrams bin fertig ... Endlich hab ich 2 Freunde ausgeholt über die Sibylle — Der eine sagt mir im Vertrauen, daß etwas schmutziges — der andere, welcher jenen sehr verdammte mit dem: Naturalia non sunt turpia, wollte es verbeßern und wollte etwas profanes darin entdeckt haben. — Ich gestand dem letzten, daß mir diese Anklage harter und ärger als die vorige schiene. Erwarte auch Ihre Meinung darüber weil ich gern Anlaß haben wollte mich darüber zu erklären — und die Mysterien des Hymens mir ein beqvemes Beyspiel zu seyn scheinen allgemein über die Natur der Mysterien zu montagnabolisiren — Halten Sie Wort und antworten Sie auf 3 die auf Ihrem Kerbholtz stehen und erklären Sie mir einmal Ihr in petto, von dem Sie einmal schrieben. ..."

Von Hamanns Gedanken hat Claudius sicherlich mehr intuitiv erfaßt als klar begriffen und durchdacht, soweit dies bei der sprunghaften Ideenfolge des Magus möglich war. Auch mit den Briefen haperte es; bei der schlechten Handschrift Hamanns konnte er rein äußerlich manches oft nicht entziffern und nach der Entzifferung oft nicht verstehen[137]). Dennoch fühlte er den genialen Geist des „Zeichendeuters" und war gern bereit, den Druck verschiedener Schriften, soviel Ärger es ihm auch machte, in Hamburg zu besorgen und zu überwachen[138]). Hamann bemühte sich seinerseits, wie wir eben gelesen, mit schwachem Erfolg, um die Subskription des Asmus und erließ eine originelle Anpreisung in den ‚Königsberger Zeitungen'[139]). Nach außen hin dokumentierte sich das Freundschaftsverhältnis in wechselseitiger Gevatterschaft, zu der die eifrigen Väter einander einluden[140]); auch die Frauen traten in Korrespondenz untereinander[141]).

Erst in späterer Zeit sollte Hamanns Saat auch in Wandsbek Frucht tragen. Mit seinem Antipoden Lavater, dem „Magus im Süden", knüpfte sich im Sommer 1775 die erste Bekanntschaft ebenfalls brieflich an. Für seine ‚Physiognomik' sammelte der Züricher Diakonus begierig von überallher Stoff und bat bekannte und unbekannte Schriftsteller, ihm behilflich zu sein; auch Claudius ging er darum an; jede Woche sollte er, was ihm an physiognomischen Betrachtungen und Merkwürdigkeiten aufstieße, nach Zürich senden und dafür entsprechend honoriert werden. Dem Bothen schien allerdings dieser Auftrag etwas schwierig, und in seiner Bescheidenheit glaubte er ihm nicht gewachsen zu sein; doch wollte er dem ihm vertrauensvoll Entgegenkommenden nicht einen rund abschlägigen Bescheid geben und schrieb daher ausweichend zurück[142]). Indes hat er wohl nie etwas eingeschickt. Das weitere Verhältnis zu Lavater wird uns späterhin noch zu beschäftigen haben, ebenso die Freundschaft mit dem leicht enthusiasmierten Gleim, der gleichfalls durch Herder auf Claudius aufmerksam gemacht worden war[143]).

Nehmen wir noch hinzu, daß mit alten Freunden, wie Schönborn und Gerstenberg, ein mehr oder minder reger Briefwechsel stattfand, so haben wir damit den immerhin beträchtlichen Umkreis der Claudiusschen Bekanntschaft abgeschritten und können uns nun wieder dem Mittelpunkt, dem Bothen selbst, zuwenden.

Es war kein geringer Schlag für Claudius gewesen, als ihm plötzlich Bode die Redakteurstelle kündigte. Er sah sich auf einmal vis à vis de rien und wußte im Augenblick nicht, wie er das Brot für seine Familie schaffen konnte. Da war es gut, daß er bereits seit längerem eine Sammlung seiner zerstreuten Gedichte und Prosaaufsätze vorbereitet und soeben auf Subskription veröffentlicht hatte.

Bis weit zurück können wir in Claudius' Briefen den Plan verfolgen, seine Schriften herauszugeben. Bereits in einem undatierten Briefe an Gerstenberg, den ich geneigt bin in das Frühjahr 1770 zu setzen, als Claudius sich in höchster finanzieller Bedrängnis befand, äußerte er den Gedanken, „1 oder 2 Bogen Wiegenlieder drucken zu lassen lucri caussa", welche auch fremdes Gut enthalten sollten[144]); doch kam es nicht dazu. Im Spätjahr 1771 spricht er von einem ähnlichen Vorhaben Herder gegenüber: „Ja ja, ist wahr, meine bon mots aus Adresblat und Zeitung sollen zusammengedruckt werden, und die wollt' ich mitschicken, sind aber noch nicht fertig, ist noch nicht daran angefangen"; und im nächsten Briefe: „ich habe Ihnen letzthin gesagt, daß ich die Kleinigkeiten, die ich hie und da habe eingerückt oder auch zum Theil nicht eingerückt, zusammen drucken laßen wollte. Noch ist es nicht geschehen, und ich glaube hier geschiehts auch nicht. Wenn Sie allenfalls einen Herrn Buchhändler wüßten der so dum seyn wollte mir etwas dafür zu geben, oder noch beßer gleich dafür zu schicken, so sollte ers gerne haben. es können etwa 10 Bogen werden"[145]). Ein Jahr danach, auf Herders Anfrage, entgegnete er: „Die Flicke operum meorum kann ich Ihnen nicht schicken. ich habe sie zum Theil höchstens nur einmal, und, wie ich Ihnen gesagt habe, sie sollen einmal zusammengedruckt werden unter dem Titel „sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen", so bald ich einen Verleger finde"[146]). Erst am 24. Oktober 1774 hören wir dann von der gleichen Idee wieder in einem Briefe an Voß: „Da es mit dem Bothen nicht weit mehr vom Amen zu seyn scheint, so werde ich wohl zu Ostern, pour corriger la fortune, meine oevres sämtlich ediren"[147]). Nun macht er Ernst mit seinem Projekt. Ihm ist es hauptsächlich um den pekuniären Erlös zu tun, und daher bedient er sich des damals beliebten Mittels der Subskription. In der Nr. 179 des ‚Wandsbecker Bothen' vom 9. November 1774 erließ er die originelle, ganz seiner Art und Neigung entsprechende (vom 8. November datierte) ‚Subscriptions-Anzeige' auf das Büchlein, das „aus Gedichten, einigen Briefen und andern Prosaischen Stücken, welche letztere zum Theil mein einfältiges Urtheil über ein und andres Buch enthalten", bestehen soll. „Der Preis ist 2 Mark schweres Geld, und für die Herren Critiker und Journalisten etc. 3 Mark." Mit einem gewissen Stolz konnte er endigen: „Schließlich wissen die geneigten Leser aus dem Göttinger Musen-Almanach, wo ich mir manchmal auch einen andern Namen gebe, und sonderlich aus dem Wandsbecker Bothen, was sie zu erwarten haben, und ich bin unschuldig, wenn einer subscribirt und hernach nicht zufrieden ist"[148]). Die Freunde und Bekannten sammelten für ihn Subscribenten, so Voß[149]) und Boie[150]) in Göttingen, Herder in Bückeburg[151]), Sprickmann in Münster[152]), Schubart[153]) und Miller in Ulm[154]), Esmarch und Preisler in Kopenhagen[155]). Der berühmte Leibarzt Zimmermann

hatte sich erboten, auf einer Reise in seine Heimat, die Schweiz, dort den Kollekteur zu spielen[156]), und auch Wieland war in verzeihender Gefälligkeit bereit, Exemplare des Werkchens zu vertreiben[157]). Hamann rückte eine „wunderliche Einladung“ zur Subskription auf den Asmus in die Nr. 39 der ‚Königsbergischen Zeitungen' vom 15. Mai 1775[158]) ein. Goethe beteiligte sich von Weimar[159]), Lessing von Berlin aus[160]) an der Subskription. Hölty mußte Exemplare verkaufen[161]), sogar bis nach Lissabon drang die Kunde von der Ausgabe und bewirkte dort Bestellungen[162]).

Zur Ostermesse 1775[163]) erschien die Sammlung unter dem Titel: ‚ASMVS omnia sua SECVM portans oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen, I. und II. Theil, Hamburg, gedruckt bey Bode 1775‘. (XVI, 232 S.) Das zierliche Bändchen war geschmückt mit drei Kupfern von Preisler und Stöttrup[164]) und einer Scherzzeichnung. Gewidmet hatte es der Verfasser seinem „Schutzheiligen und Hausgott“ Freund Hain, dem Tod, dessen Knochengestalt das Titelkupfer zeigt[165]). Der Erfolg muß nicht schlecht gewesen sein; denn findige Nachdrucker bemächtigten sich bald des lohnenden Objekts, sehr zum Schaden des Autors, und besonders ein gewisser Flörke in Danzig druckte das Büchelchen auch äußerlich so täuschend nach, daß nur an der veränderten Ortsangabe[166]) es möglich war, die echte Ausgabe von der falschen zu unterscheiden.

Mit dem etwas preziös klingenden Titel sollte wohl die Bedürfnislosigkeit des Herausgebers bezeichnet werden, sein Nichtachten äußeren Reichtums, sein Hochhalten geistiger Schätze. Asmus, Abkürzung für Erasmus, hatte sich Claudius schon im ‚Wandsbecker Bothen‘ (1774, Nr. 98 zuerst) genannt; wie er dazu kam, habe ich nicht ausfindig machen können. „I. und II. Teil“ lautete die Bezifferung, und damit hatte sich Claudius das Recht gesichert, nach Belieben Fortsetzungen zu geben oder es bei diesem einem Versuche bewenden zu lassen. Wir werden später sehen, wie allmählich noch sechs dieser Sedezbändchen sich dem Erstling würdig zur Seite stellten.

Wie ist der erste Eindruck, welchen der Leser von dem mit „Kleister und Schere fertigen Buche“[167]) empfängt? Eine Olla potrida, ein Sammelsurium, bunt gemischt aus Poesie und Prosa, aus Scherz und Ernst, aus Literatur und Theologie. Bereits Gedrucktes und noch Ungedrucktes[168]) sind darin vereinigt; ersteres wurde für diesen Zweck meist zurechtgestutzt, überarbeitet, verkürzt, verlängert[169]), letzteres zum Teil erst für die Ausgabe verfaßt. Die Anordnung ist wohlerzogen und feindurchdacht. Stimmungsvoll den rechten Begleitakkord gleich anschlagend, eröffnet ‚Mein Neujahrslied‘; in weite, dunkle Fernen deutend beschließt das innige ‚Bey dem Grabe

meines Vaters'. Auf die Werther-Rezension folgt scherzhaft das kleine Epigramm ‚Fritze':

„Nun mag ich auch nicht länger leben,
Verhaßt ist mir des Tages Licht:
Denn sie hat Franze Kuchen gegeben,
Mir aber nicht."

Oder an den launigen Aufsatz ‚Von Projecten und Projectmachern' schließt sich das satirische Gedicht ‚Die Nachahmer' an. Das wundervolle, der Komposition eines Brahms so würdige Zwiegespräch ‚Der Tod und das Mädchen' wird begleitet von dem selbsterlebten Dialog in freien Rythmen ‚Als Daphne krank war', hinter den, wie zum Dank für die Genesung der Geliebten, der kurze Freudenjauchzer ‚Im May' gestellt ist. An den ‚Brief von Pythagoras an Fürst Hiero von Syracusa', welcher die Genügsamkeit als höchstes Gut preist, reiht sich das denselben Gedanken ausdrückende ‚Fragment, das nach der Stoa schmeckt'.

Einfach, kunstlos, aber von warmer Empfindung beseelt sind die Poesien. „Der alten Barden Vaterland Und auch der alten Treue" steht dem Dichter obenan. Die von Klopstock ausgehende vaterländische Begeisterung, welche sich bei dem Messiassänger wie bei den getreuen Jüngern des Göttinger Hains in pathetischen Oden und haßerfüllten Streitliedern besonders gegen alles Welsche äußerte, hatte, wie gezeigt worden ist, auch bei Claudius ihren Widerhall gefunden. In schmucklosen, aber zu Herzen gehenden Versen mahnt er zur Einfachheit in Sitte und Brauch, Glaube und Kunst; an die Stelle des Tyrannenhasses tritt bei ihm Fürstenverehrung und Fürstenwarnung. Doch auch über Deutschland hinaus schweifen seine Blicke. Lange vor Frau Beecher-Stowe fand er Mitleidsworte für den gequälten Negersklaven, damit mehr zu Herzen dringend als Gellert mit den glatten Versen in ‚Incle und Yariko'; ebenso hatte der für seine Freiheit kämpfende, doch von den Türken besiegte und wundverstorbene Scheik Ali Bey von Ägypten seine Sympathie. Die Mißstände seiner Zeit geißelte Asmus in kleinen, meist recht drastischen Epigrammen; die für diese Dichtart typischen Figuren der dialogisierenden Bauern Hinz und Kunz, der Vorgänger von Müller und Schulze im ‚Kladderadatsch', benutzte er, um geldgierige Advokaten, unfähige Ärzte, flache Philosophen an den Pranger zu stellen, Themata allerdings, die schon lange gang und gäbe waren und nur durch seine Behandlungs- und Beleuchtungsart neues Antlitz bekamen. Sehr am Herzen lag dem Bothen naturgemäß die deutsche Literatur. Gegen das Bardenunwesen, die Nachahmung der Franzosen macht er wiederum energisch Front, weist auf Homer, Ossian und Shakespere, als auf die wahren Vorbilder aller Poesie, hin und betont stark den vaterländischen Geist, der in

der Dichtkunst herrschen müßte, alles Forderungen, die wir ihn bereits unablässig in seiner Zeitung vertreten sahen.

Eine ganz eigene, damals kaum gehörte persönliche Note erhielt das Büchlein durch die eingestreuten „Familiengedichte". Claudius, der, geschaffen zum Familienvater, seine ganze Freude in Weib und Kindern fand, schöpfte aus dieser ursprünglichsten, reinsten Menschenliebe seine schönsten und unvergänglichsten Lieder. Schon Voß rühmte an ihm: „Ich habe mich gewundert, wie schön der Bothe Wiegenlieder singen kann" [170]). Mutter und Kind sind ihm ein unerschöpfliches Thema; er besingt seine Rebekka, wie sie scherzhaftes Zwiegespräch mit dem Kind in der Wiege hält, oder begrüßt mit Entzücken das schlafende Kind an der Mutter Brust. Die beiden einfachen und von Naturgefühl überströmenden ‚Wiegenlieder bey Mondschein zu singen' fehlen nicht, und es ist schwer zu unterscheiden, welchem von beiden die Palme zu reichen ist. Aufs heißeste hegt er den echten Manneswunsch, einen Sohn sein eigen nennen zu dürfen, und umso ergreifender, weil echt empfunden, erklingt die Klage um seinen zu früh geborenen und rasch verstorbenen Anselmo; nicht minder erschütternde Worte hat ihm die Trauer um den Tod des Vaters in den Mund gelegt. Aus älterer Zeit finden sich zarte und feine Liebeslieder, z. T. im anmutigen Stil der Anakreontik gehalten, denen er jetzt wohl durch ihre Aufnahme eine Deutung auf Rebekka verleihen wollte, und kraftvoll erklingt der Sang des deutschen Jünglings als wirkungsvolles Gegenstück zu Klopstocks Mädchenlied.

Zum Familienkreis in weiterem Sinne, dem auch der treue vierfüßige Wächter Alard nicht fehlen durfte, gehörte für Claudius seine neue Heimat, an der er mit niederdeutscher Zähigkeit festhielt, Wandsbek, Schloß und Dorf. Zu ihren Ehren hatte er die im Bänkelsängerton Schiebelers und Gleims gesungene ‚Romanze Wandsbeck' gedichtet; der einfache und stille Ort mit seinem bescheidenen, jeder Aufregung baren Tun und Lassen wird in Gegensatz gestellt zum Hasten und Lasten der Großstadt Hamburg, seine Vorzüge in historischer und natürlicher Hinsicht geschildert, und mit der für Claudius' Naturgefühl bezeichnenden Strophe endet die Beschreibung:

„Doch Freundin Luna kömmt daher!
  Empfangt mich, Busch und Bäume! —
Ihr stilles Zauberwort ist mehr
  Als hunderttausend Reime!"

Seine Grundstimmung leuchtet bereits hier hervor, wenn er das Dorf lobt, weil man da frei und ungezwungen, allerdings auch ohne Ansprüche, leben könne. „Genügsamkeit" ist seine Devise, und so gelingt es ihm, ein englisches

Volkslied, das diesen Gedanken ausspricht, vollkommen seiner Dichterseele eigenzumachen und einzudeutschen:

„Zufrieden sein, das ist mein Spruch!
Was hülf mir Geld und Ehr?
Das, was ich hab, ist mir genug,
Wer klug ist, wünscht nicht sehr;
Denn was man wünschet, wenn mans hat,
So ist man darum doch nicht satt."

Oder, wie er im ‚Fragment, das nach der Stoa schmeckt', es in Rätselform kleidet:

„Es ist ein Ding in dieses Beinthals Nacht,
Das groß und herrlich ist und schöner als die Sterne,
Das bittern Mangel reich, zu Ueberfluß und Pracht,
Und Dörflein Ulubris zum Garten Gottes macht."

Noch stärker schimmert die einheitliche Grundanschauung durch in den Prosabeiträgen, welche Claudius für würdig befunden hatte in die Sammlung einzugehen. Einerseits hält er fest an den literarischen Tendenzen, die er bei der Leitung des gelehrten Artikels im ‚Bothen' beobachtet hatte, und die wir bereits oben festgestellt hatten: Kampf gegen alles Undeutsche, gegen Franzosen und Französlinge, besonders heftig gegen Wieland und seine lüstern-erotischen Dichtungen; hier hat sich Asmus nicht gescheut, durch Streichung, Hinzusetzung, Heraushebung einzelner Partien offen seiner Antipathie gegen den ehemaligen Weimarer Prinzenerzieher Ausdruck zu geben[171]), ohne Furcht vor etwelcher Rache des einflußreichen Herausgebers des ‚Teutschen Merkurs'. Wieland hat diese Angriffe als ungerecht sehr schmerzlich empfunden, gerade weil er die Ehrenhaftigkeit und Biederkeit des Bothen anerkennen mußte, und sich bitter darüber beklagt[172]). Durch die Aufnahme der Rezensionen von Hamanns und Herders Schriften, von Klopstocks ‚Oden', von Goethes ‚Werther' wollte Claudius zugleich seine Stellung zur neuen Literatur seiner Zeit dokumentieren und trat auf die Seite des Sturms und Drangs, dessen Anhänger ihm sympathischer waren als die Freunde der älteren Richtung auf dem deutschen Parnaß. In dem Aufsatz ‚Über das Genie' zeigt er sich beeinflußt durch Hamanns und Herders Ideen über die Sprache und den angeborenen Schöpfergeist des Genies („Fremd Kraut, und meine Brühe d'rüber", ist seine Quellenangabe); nach dem originellen Vergleich des Genies mit einem Walfisch findet er das schöne Bild: „Der menschliche Körper voll Nerven, und Adern, in deren Centro die menschliche Seele sitzt, wie eine Spinne im Centro ihres Gewebes, ist einer Harfe zu vergleichen, und die Dinge in der Welt um ihn den Fingern, die auf der Harfe spielen. Alle Harfensaiten beben und geben einen Ton an, wenn sie

berührt werden. Einige Harfen aber sind von einem so glücklichen Bau, daß sie gleich unter'm Finger des Künstlers sprechen, und ihre Saiten sind so innig zum Beben aufgelegt, daß sich der Ton von der Saite loßreißt und ein leichtes ätherisches Wesen für sich ausmacht, der in der Luft umher wallt und die Herzen mit süßer Schwermuth anfüllt. Und dies leichte ätherische Wesen, das so frey für sich in der Luft umher wallt, wenn die Saite schon aufgehört hat zu beben, und der die Herzen mit süßer Schwermuth anfüllt, kann nicht anders als mit dem Namen Genie getauft werden, und der Mann, dem es sich auf'n Kopf setzt, wie die Eule auf'n Helm der Minerva ist ein Mann, der Genie hat."[173]) Schöner und poetischer hat damals keiner das Wesen des Dichters ausgelegt, als der einfache Bothe.

Seine durch und durch religiöse Natur, sein frommvertrauender Gottesglaube, der aber weit entfernt ist von aller engherzigen Dogmatik und Orthodoxie, tritt vor allem in den Prosaaufsätzen jetzt ausgeprägt hervor. Daß ohne Gottes Willen kein Sperling vom Dach fällt, daß Jesus als unser Heiland am Kreuz gestorben ist und damit uns die Vergebung der Sünden erkauft hat, ist für ihn unumstößliche Wahrheit, und er schämt sich dieses seines Bekenntnisses nicht, in einer Zeit, wo fanatische Rechtgläubigkeit auf der einen Seite und indifferenter Deismus oder frivoler Skeptizismus auf der anderen sich bis aufs Blut befehdeten. „Am Karfreitagmorgen" redet er seinen alten Freund, den Mond, an: „Heut Nacht vor tausend acht hundert Jahren schienst du gewiß nicht so, dacht' ich bey mir selbst; denn es war doch wohl nicht möglich, daß Menschen im Angesicht eines so freundlichen sanften Mond's einem gerechten unschuldigen Mann Leid thun konnten!"[174]) Oder die schöne Stelle über das Evangelium Johannis: „'s ist mir immer beym Lesen im Johannes, als ob ich ihn beym letzten Abendmal an der Brust seines Meisters vor mir liegen sehe, als ob sein Engel mir's Licht hält, und mir bey gewissen Stellen um den Hals fallen und etwas ins Ohr sagen wolle"[175]). Oder „im Junius", bei Betrachtung der schwellenden Natur, empfindet er: „'s ist, als ob Er vorüber wandle, und die Natur habe Sein Kommen von Ferne gefühlt und stehe bescheiden am Weg' in ihrem Feyerkleid, und frolocke!"[176]) Im letzten Prosastück des Büchleins, im ‚Brief an Andres', der erst für die Sammlung verfaßt wurde, hat er dann noch einmal, gleichsam zur Bekräftigung, seine „einfältigen Bothengedanken" über Christus in schlichter, schöner Sprache zusammengefaßt: „Hast du wohl eher die Evangelisten mit Bedacht gelesen, Andres? — Wie alles, was ER sagt und thut, so wohlthätig und sinnreich ist! klein und stille, daß man's kaum glaubt, und zugleich so über alles groß und herrlich, daß einem 's Kniebeugen ankommt, und man's nicht begreifen kann. Und was meinst du von einem Lande, wo seine herrliche Lehr in eines jedweden Mannes

Herzen wäre? Möchtest wohl in dem Lande wohnen? Ich habe mir einen hellen, schönen Stern am Himmel ausgesucht, wo ich mir in meinen Gedanken vorstelle, daß ER da sein Wesen mit seinen Jüngern habe. Ich seegne den Stern in meinem Herzen und bet' ihn an, und oft, wenn ich's Nachts unterwegen an den Rabbuni denke und zu dem Stern aufseh', überfällt mich ein Herzklopfen und eine so kühne überirrdische Unruhe, daß ich würklich manchmal denke, ich sey zu etwas beßerm bestimmt, als zum Brieftragen; ich trag indeßen immer den Weg hin und find' auch bald wieder, daß es mein Beruf sey" [177]).

Mit dieser innigen Frömmigkeit paarte sich die weitestgehende Duldsamkeit in Glaubenssachen, welche nur versagte, wo Claudius Heuchelei oder Frivolität witterte. Sokrates ist ihm das Vorbild eines Christen in heidnischer Zeit [178]); den Mystiker Swedenborg verurteilt er nicht wie viele seiner theologischen Zeitgenossen [179]). In den hitzigen Hamburger Kirchenstreitigkeiten hatte er persönlich, wie wir sahen, stets Partei genommen für den weitherzigeren Teil der Geistlichkeit und, was in seinen schwachen Kräften stand, zur Unterdrückung der Orthodoxen vom Schlage Goezes beigetragen. Um diese aller Schroffheit abgeneigte, aller ehrlichen Überzeugung gerechtwerdende Stellung scharf hervorzuheben, nahm er nun die bereits drei Jahre zurückliegende umfängliche ‚Disputation über Hrn. Pastor Alberti Anleitung zum Gespräch über die Religion usw.' in seinen Asmus vollkommen unverändert auf [180]), zugleich wohl in der Absicht, dem leider frühverschiedenen Alberti ein Denkmal zu errichten.

Die Herausgabe dieses ersten Bändchens war ein gelungener Wurf. Mit sicherem Geschmack hatte Claudius das, was von seinen „Schurrpfeifferеyen" [181]) wertvoll und dauernd war, ausgewählt, mit feinem Takt war die Sammlung geordnet. Vor allem aber, sie spiegelte das Bild der Persönlichkeit ihres Verfassers in einer harmonischen Einheit wieder, wie sie selten bei solchen Sammlungen zu finden ist. Die kindliche, reine, unerschrockene, innige und tiefempfindende Seele des Bothen leuchtete aus jeder Zeile, so daß von nun an seine Stellung in der deutschen Literatur überhaupt begründet ist.

Je nach der Partei äußerten sich die Zeitgenossen. Voß ist natürlich voller Begeisterung und trifft das Richtige, wenn er an Sprickmann schreibt: „Sein Buch ist eins von den Wenigen, die für's Herz geschrieben sind" [182]), und in seiner derben Art lobte Bürger: „Der Secum portans des theuren Asmus ist mir ein recht lieblicher Fraß gewesen" [183]). Einen wahren Dithyrambos stimmte Schubart in der ‚Deutschen Chronik' an [184]):

„Eine Frucht wie Ananas, die man auf Königstafeln zum Nachtisch setzen könnte. Deutschheit, Empfindungsfülle, Religions- und Wahrheitsliebe, ächte deutsche Laune sind der Charakter des Bothen zu Wandsbek. (Aber nicht des jezigen Bothen; denn das ist ein Mensch von sehr gemeinem Schlage.) Nicht

selten zuckt dem Leser Genieflamm ins Gesicht, und dieß vorzüglich in den poetischeren Stücken. Nur ein Pröbchen; wer kann wählen, wo alles größtentheils so vortrefflich ist?

Die Römer, die vor vielen hundet Jahren, ... [Asmus I/II, S. 190 f.] Claudius schrieb mehr! Unversiegend ist dein Erfindungsquell, deine Laune, deine Phantasie, die eine gewöhnliche Sache so lang dreht, bis sie neu und interessant wird. Dieß vortrefliche Buch ist bey Stage in Augsburg, bey Fritz in München, bey Wohler und Stettin in Ulm, und so Gott will, bey allen Buchhändlern in Deutschland zu haben."

Vorsichtig und diplomatisch drückte sich der Gießener Schmid im ‚Almanach der deutschen Musen' aus, dessen unfreiwilliger Mitarbeiter Claudius infolge unbefugten Abdrucks seiner Poesien öfter gewesen war[184]). Kühl und akademisch gehalten war die Rezension in den ‚Göttinger Gelehrten Anzeigen'[185]), die vor allem auf den Stil des Bothen eingeht, auf die Fehler einer stets gleichbleibenden manierierten Schreibart hinweist und zum Schluß lobend hervorhebt, daß Claudius „nicht alle Aufsätze im Bothenstile hat abdrucken lassen, und die wieder gedruckten mit viel andern abwechseln läßt". Etwas spät, zwei Jahre nach Erscheinen des Bändchens, besprach es die ‚Allgemeine deutsche Bibliothek'[186]); auf das anfangs günstige Urteil mag Nicolais persönliche Bekanntschaft mit Claudius im Dezember 1775 eingewirkt haben. „Den Namen eines Originals" erhält der Verfasser zugesprochen, und es wird von ihm gerühmt: „Er hat ächten Humor, starken Witz, und scharfe Satire; sein Ausdruck, bis auf einzelne Wörter, ist fast immer drollicht und launicht, aber hohe Züge des Geistes und edle Wärme des Herzen stralen überall hervor." Auf den Stil, die „Verkürzung der Wörter, die Weglassung der Fürwörter, die Apostrophierung des Artikels", Eigentümlichkeiten, die aber Claudius nur als Bothe hätte, wird ebenfalls aufmerksam gemacht. Aber dann — bezeichnend für das Organ der Aufklärung — wird dem Verfasser vorgeworfen, er überlasse sich zu sehr seinem gefühlvollen Herzen, seinen Empfindungen „auf Kosten des Verstandes, der kalten Überlegung und der deutlichen Begriffe". „Es kann eine Zeitlang", fährt der kluge Kritikus fort, „angenehm seyn, in süßer Phantasie herum zu wallen, das Herzchen wie ein krankes Kind zu pflegen, und ihm all seinen Willen zu gestatten, über Dinge, die wir wissen, und die wir wissen können, schön zu träumen; — aber am Ende erwacht man doch aus diesem elysischen Schlummer, oder man träumt sich zum Schwärmer, und zu noch etwas Aergern. Denn wo ist der Mann, der sich rühmen kann, seinen Empfindungen sicher trauen zu können? Willkommen sey uns immer die kältere Überlegung, willkommen die deutlichen Begriffe." Einen verständnisloseren Rezensenten hätte Claudius kaum finden können. Auch die Lemgoer ‚Auserwählte Bibliothek der

neuesten deutschen Literatur'[187]) äußerte sich durchaus tadelnd. „Wie ganz ist doch das gegen die Vorschriften der gesunden Vernunft und des gesunden Geschmacks! Wir wissen den Verf. nicht besser zu vergleichen als mit einem Dichter, der ehedem die Belustigung von Sachsen war; dem sogenanten Teutsch-Franzosen. Die Sprache des Pöbels kann eben sowol nur Leute ohne Geschmack ergözen, als die Sprache eines Franzosen, der das Teutsche verstümmelt. Daß Hr. Asmus hier und da einen guten Einfal, eine drollige Wendung hat? Die hatte der Teutsch-Franzos bisweilen auch. Ein Mensch der die Baurensprache gut nachmachen kann, ergözt eine Geselschaft wohl einmal damit; aber was würde man von ihm denken, wenn er immer so spräche? Eben so konte eine Recension in der Sprache des Pöbels, in einem fliegenden Blatte als eine Zeitung, woraus man Fidibus macht, wenn sie gelesen ist, wol angehen. Aber ein Buch davon! Wie lächerlich." Das war eine Versündigung gegen die „beiden Gesezgeber", „gesunden Verstand und gesunde Vernunft". Bei den Alten gab es sicherlich keine solche Originale, „die wie die Bauern um Rom und Athen schrieben, und sich dabei rein dünkten". Der ‚Teutsche Merkur' schwieg, gereizt durch die Angriffe des Bothen[188]).

Die Gelder, die aus den Subskriptionen auf den Asmus allmählich, doch bisweilen auch recht stockend, einliefen, hielten Claudius eine Zeitlang über Wasser und bewahrten ihn vor der bittersten Not. Um den Ertrag zu steigern, entschloß er sich, den Preis zu erniedrigen, da der billigere Nachdruck sonst zu starke Konkurrenz machte[189]). Aber was sollte dann geschehen? Es begann für ihn wieder die alte leidige Misere, sich nach einem sicheren Posten umzusehen. Allerdings — wir wissen, daß seine Neigung zu geregelter Tätigkeit äußerst minimal war, und am liebsten hätte er mit einer, wenn auch noch so kleinen Rente in Wandsbek ein beschauliches Nichtstuerdasein geführt. Doch er hatte Weib und Kind zu ernähren, da gab es kein Fragen nach persönlichen Liebhabereien, die Pflicht des Familienvaters trat gebieterisch in den Vordergrund und heischte ein bestimmtes Einkommen.

Anfangs wußte er nicht wo aus noch ein, ob er in Wandsbek bleiben könne oder nicht[190]). Dann tauchte ein literarischer Plan in ihm auf, seinem Naturell so ähnlich, daß nur ein so ungebundener und dabei unpraktischer Geist wie er ihn hatte aushecken können. „Er schreibt vielleicht eine Art gelehrter Zeitung unter dem Titel Heinrich Blaubart, wenn keine andere Versorgung sich finden sollte", berichtete Voß an Miller[191]). Wie Claudius auf diesen Namen kam, ist nicht festzustellen; jedenfalls wurde glücklicherweise nichts aus der phantastischen Idee, die unmöglich den erwünschten Zweck hätte erreichen können. Denn wer hätte bei der Flut von Zeitschriften noch auf ein ähnliches Organ des in weiteren Kreisen wenig bekannten Verfassers abonnieren mögen?

Ich hege die Vermutung, daß Claudius durch den Erfolg der ‚Deutschen Chronik‘ Schubarts auf diese Idee gekommen ist, nur daß er eben das Politische, was gerade Schubarts Stärke ausmachte, — und damit einen Hauptanziehungspunkt für viele Leser — weglassen wollte. So flüchtig, wie der Gedanke erscheint, verschwindet er auch wieder, und greifbarere Projekte treten an seine Stelle.

Zunächst erhielt Claudius durch J. M. Millers Vermittlung von dem Leipziger Verleger Weygand einen Übersetzungsauftrag. Reiseliteratur war in jenen Jahren ein beim Publikum sehr beliebter Artikel, und so bot ihm Weygand an, Richard Twiß' Travels through Portugal and Spanien in the years 1772 and 73 zu verdeutschen. Herbst 1775 begann Claudius mit der Arbeit, die bis Weihnachten fertig sein sollte; doch war er noch nicht geübt in derartiger Frone, auch war ihm das Englische weniger geläufig, und er nahm daher Höltys Hilfe in Anspruch[192]). Ostern 1776 erschien der erste und einzige Band mit Anmerkungen des Hamburger Geographen C. D. Ebeling. Ein glücklicher Zufall hat uns die Druckbogen der Übersetzung aufbewahrt, aus denen ersichtlich ist, wie fehlerhaft und flüchtig Claudius gearbeitet hat, und wie Ebeling nicht bloß „einige Anmerkungen hinzugefügt" hat, trotzdem er sich bescheiden so in der Vorrede äußert[193]). An der Übersetzung, nur um des Verdienstes willen und nicht einmal selbständig angefertigt, können wir rasch vorübergehen.

Selbst auf der Suche nach einer Anstellung, unternahm Claudius im August eine längere Reise zu der Mutter nach Reinfeld und zu Gerstenberg nach Lübeck, die aber offenbar kein Ergebnis zeitigte[194]). Blitzartig taucht einmal bei Voß der Plan auf, die beiden Freunde sollten nach Lauenburg ziehen, um sogleich wieder verworfen zu werden[195]).

Claudius selbst bemüht sich eigentlich recht wenig um seine Zukunft, und ein unerschütterlicher Humor verscheucht alle grauen Wolken. Während verschiedener Fahrten, die Voß nach Mecklenburg, Flensburg und Lübeck richtet, überwacht er den Druck und die Herstellung des neuen Musen-Almanachs auf das sorgfältigste[196]), spielt mit seiner Tochter[197]), läßt den lieben Gott und andere für sich sorgen und schließt einen Brief an Miller mit den bezeichnenden Worten: „Leben Sie wohl, und wißt, daß alles Quark ist, außer einem frölichen Herzen das seiner bey aller Gelegenheit mächtig ist" [198]). Einmal dachte er die erledigte Stelle des Amtsverwalters in Reinfeld durch Bemühungen Gerstenbergs und Kopenhagener Freunde erhalten zu können, doch war „der König so gnädig gewesen, ihn in der bewußten Sache zu übersehen" [199]). Noch im September suchte er „Postmeister oder sonst so was kleines auf dem Lande zu werden" [200]).

Die Freunde mußten wiederum sehen, ihm eine Stätte zu bereiten, und das versuchten sie wiederum in der uneigennützigsten Art. Allen voran Herder.

Schon im Juli bot er dem Gevatter an, bei ihm zu wohnen[201]), unterstützte ihn auf zarte Weise mit Geld[202]) und legte willig das Porto für die Bücher des mittellosen Asmus aus[203]). An den Justizrat Georg in Eutin, einen einflußreichen Vertrauensmann des Herzogs Friedrich August von Oldenburg, welchen Herder noch aus seiner Prinzenerziehertätigkeit kannte, ging von Bückeburg aus ein längeres inständiges Schreiben ab, in welchem Claudius mit klar erfaßter Charakteristik geschildert ward: „In Wandsbeck bei Hamburg lebt ein Gelehrter Namens Claudius, der durch seine Talente, auch durch die Sammlung des Wandsbecker Boten rühmlich bekannt ist, dabei ein weites, edles, außerordentlich lauteres und zartes Menschenherz hat, das seine Geschicklichkeiten und Talente weit übertrifft. Und der Mann mit Weib und Kindern ist jezt ohne Brotd und wünscht sich eine mässige, ruhige, thätige aber ja keine gelehrte Stelle .... in den Gebieten Ihres Herrn sind Stellen und Löcher genug, die einen so vortrefflichen, ewig dankbaren und geschickten Menschen glücklich machen können .... Vom Amtsverwalter bis zum Secretair von Geschäften sind alle Stellen für ihn, und welche Reihen von Stellen, deren geringste er nicht ausschlägt.“ Ob in Oldenburg wirklich nichts für ihn zu haben war, oder ob durch die nun bald darauf erfolgte Darmstädter Berufung sich die Verhandlungen zerschlagen haben, davon verlautet nichts[204]). Natürlich wandte sich Herder auch an Gleim, den stets hilfsbereiten Förderer aller jungen Dichter und Schriftsteller, und fand hier sogleich offenes Gehör. Vater Gleim sandte Geld zu einer Fahrt nach Halberstadt, die allerdings nicht zur Ausführung kam, und dachte an eine Lehrerstelle in der berühmten Schule Klosterbergen bei Magdeburg, dessen damaligen Vorsteher, den trefflichen Resewitz, Claudius in Kopenhagen vor zehn Jahren kennen gelernt hatte; allein Herder riet davon ab, da ihm Darmstadt besser und sicherer schien[205]). Lavater in der Schweiz fragte bei Wieland an, ob dieser nichts für Claudius tun könne; Wieland legte alle persönliche Gekränktheit beiseite und war geneigt, den Notleidenden als Mitredakteur für den ‚Teutschen Merkur‘ anzunehmen; doch an Claudius' ablehnender Antwort scheiterte auch dieser Plan[206]). Schließlich glückte es doch Herder, für seinen Herzensfreund ein Unterkommen zu finden, in Darmstadt. Davon soll unten im Zusammenhang näher berichtet werden.

Zu dieser zwischen Hoffnung und Sorge schwankenden Zeit wurde die zweite Tochter geboren, am 13. November 1775, und erhielt in der Taufe die Namen Christiana Maria Augusta. Eigentlich hatte Claudius diesmal ganz bestimmt einen Sohn erwartet und in humoristischer Emphase „von einem Riesen und gewaltigen Jäger vor dem Herrn“ gesprochen, welches der ungeborne Säugling werden würde[207]). Im Dezember unternahm Claudius eine geheimnisvolle Reise nach Berlin, die er in seinen Briefen nie erwähnt,

und von der wir nur aus den Berichten anderer einiges erfahren. Selbst der Intimus Voß wußte nicht darum[208]). Scheinbar handelte es sich um Freimauerangelegenheiten, die er dort zu besprechen hatte. Er traf mit den beiden Brüdern Stolberg, welche zu gleichem Zwecke in Berlin weilten, und mit dem auf diesem Felde besonders eifrigen Freiherrn von Haugwitz zusammen. Genaueres zu erfahren ist nicht möglich, da die Logen mit merkwürdiger Ängstlichkeit alle ihre Papiere vor den Augen Profaner verhüllen, auch wenn es sich um wissenschaftliche Ziele handelt. Mit Friedrich Nicolai ward Claudius bekannt, der sich gegen Merck recht gönnerhaft über ihn aussprach[209]). Fritz Stolberg war entzückt von dem „Israeliten, in dem kein Falsch, in dem alles so ganz wahr und so ganz rein ist", prägte das schöne und treffende Wort: „er hat auch immer Mondschein im Herzen" und versetzte ihn unter die ersten der Dichter und Schriftsteller[210]). Gemeinsam traten die drei nun Engverbundenen die Rückreise am 21. November an und waren am späten Abend des 23. in Wandsbek, wo Voß mit ihrer Ankunft überrascht wurde. „Himmlische Tage" verbrachten die Grafen im Zirkel ihrer Freunde und verließen erst am 12. Januar die gastlichen Stätten in Hamburg, Altona und Wandsbek[211]).

Sobald die Darmstädter Angelegenheit einigermaßen in festem Geleise schien, lebte die alte Wandsbeker Geselligkeit wieder auf; die sauren Wochen wurden angenehm unterbrochen durch frohe Feste, zu denen gemeinschaftlich beigesteuert wurde, und man tafelte in bescheidener Üppigkeit, wenn auch der „Onkel aus Ostindien mit dem Sack voll Dukaten" noch nicht heimgekehrt war[212]). Einen reizenden Abend in ausspruchsloser Fröhlichkeit schildert Voß seiner Ernestine mit behaglich malenden Farben: „Gestern Abend sollte ich bei Claudius Gänsebraten essen. Allein wie erstaunte ich, als ich Claudius Stubenthür aufmachte, und im Schlafrock und mit der Nachtmüze vor einer ganzen Gesellschaft von Herrn und Damen erscheinen mußte! Der Gärtner, ein sehr feiner Mann, und Rachette der Bildhauer waren mit ihren Familien auch zum Schmause geladen. Ich ward derbe ausgelacht, und lachte mit; hatte aber demungeachtet die Ehre, der einen Dame zur Rechten zu sizen, und ich kann nicht behaupten, daß mir der schöne Braten, der fette Karpfen, und der Rothwein derhalb weniger geschmeckt hätte"[213]). Rührend ist es, wie Claudius die Feiertage seiner Freunde mitfeiert. So erzählt wiederum Voß von dem Feste, das der Bothe zum Geburtstag Ernestines in Wandsbek angerichtet hatte: „[Ich] zog mich an, und ging zu Claudius. Sie hatten sich alle, wie zu einem Fest geschmückt, und die Stube aufgeräumt. Claudius war sogar gepudert, und seine Frau ging weiß, weil das meine Lieblingsfarbe ist. Zu Mittag tranken wir in Bischof erst deine, dann deiner Eltern, darauf deiner Geschwister, und endlich unsrer gemeinschaftlichen Freunde Gesundheit, und sprachen von nichts als von

dir und unsrer Liebe. Wir wußten auf ein Haar, welche Gesundheit jezt in Flensburg getrunken würde, und wie vergnügt ihr alle aussäht, und unser Glück dächtet. Nach Tisch schickten wir einen Boten nach der Stadt, um was für den Abend einzukaufen, und gingen in dem schönen Sonnenscheine spazieren. Um fünf kam der Bote zurück, und brachte einen schönen fetten Kapaun, und zwei Flaschen Rheinwein. Der Kapaun war schon gepflückt, und Madam machte gleich Anstalt, ihn zu braten. Beim Abendessen ging das Gesundheittrinken wieder los. Deine ward bei jedem Glase mit einiger Veränderung wiederholt. Um elf ging ich zu Hause" [206]). Von der übermütigen Stimmung, in der sich damals das Wandsbeker Völkchen befand, zeugt noch folgender dritte Bericht, welchen der briefeifrige Bräutigam am 16. Januar 1776 der Verlobten nach Flensburg mit schalkhafter Übertreibung erstattete: „Ich bin überhaupt seit einiger Zeit ein wahrer Schlemmer. Fast alle Abend trink' ich mit Claudius Rheinwein und Punsch, und auf deine Gesundheit trinkt man doch immer ein Gläschen mehr. Gestern Abend gab mir die Claudius auf den Rückweg ihren blauatlasnen Pelz, zog mir die Kappe über die Müze, und fertigte mich so als eine alte Hexe ab. Es begegneten mir Leute, die alle stillstunden, und mir nachlachten" [207]).

Das anschaulichste und wärmste Bild von dem traulichen und harmonischen Familienleben in Wandsbek hat Sprickmann in einem begeisterten Briefe gegeben, Sprickmann, der mit stillem Neid die ruhige Häuslichkeit von Claudius betrachten und sie mit seiner zerrissenen Ehe vergleichen mußte. Da seine Schilderung die letzten Tage betrifft, welche Claudius mit seiner Familie in der alten, liebgewordenen Heimat zubrachte, so möge sie als wirkungsvoller Abschluß für diese Epoche von Claudius' Leben hier ihren Platz finden [208]).

„Claudius war nicht zu Hause als wir [Spr. u. Klopstock] ankamen. Unterwegens foderte Klopstock durchaus von mir, daß ich mich nicht nennen, und übrigens mit ihm herein gehen und mit Voß und Claudius wie ein alter Bekannter thun sollte.

Claudius seine Frau! — oder Engel! . . . . empfing uns mit der offenherzigen Freundschaft, die sogleich ankettet. Ich hätte sie meine Schwester nennen mögen, und hätte ich einen König ermordet gehabt, ich hätte es ihr gleich sagen können. Sie hat den schönsten Umriß von Gesicht, den ich je gesehen, ist gebaut wie eine Grazie, etwas größer als Mdlle Rothenmann; rothe blühende Wangen, einen Hals den ich in meinem Leben so nicht gesehen habe; blondes Haar und — Augen! das läßt sich nicht sagen. Kurz ich kann nicht sagen, eine regelmäßig schönere Figur gesehen zu haben. Dazu ihr offenes heiteres Wesen! ihre Kleidung so voll Geschmack und Einfalt.

Sie frug nicht, wer ich war, aber schien mich seit Jahren zu kennen. Sie machte uns Kaffee und Klopstock und ich spielten indeß mit ihren Kindern.

Wir tranken: nun kam ein Junge herein von etwa 30 Jahren: Das Haar glatt übergekämmt, an der Seite lang herunterhangend, in einem alten Flausrock, eine schwarze Weste darunter, was weiß ich's Alles! Ich sah ihn für einen reisenden Handwerker an, und es war — Krebs! wer war das? — Claudius!

Der simpelste Mann, der sich denken läßt. Man gab sich die Hand, küßte sich, und ich machte das Alles so mit, als wenn ich da zu Hause wäre. Voß folgte ihm gleich nach; wir waren schon eine Stunde bey einander, als endlich Claudius anfing:

Sie wissen Klopstock! wenn mir so ein Gesicht im Wege kömmt das mich interessirt, so frage ich wohl einmal, wessen es ist?

Klopstock: Nein das sollen Sie heut nicht erfahren.

Claudius wars zufrieden, aber ich desto weniger. Zwar war Alles so freundschaftlich, als wenn man mich gekannt hätte, aber ich wollte — ich weiß selbst nicht — ich glaube ich wollte, daß das so seyn sollte, weil ich es war. Ich brachte also, so sehr Klopstock protestirte so lange Complimente aus Hannover und Göttingen, daß Voß mich errieth. Das war ein süßer Augenblick! Nun gings von Neuem an's Küssen und Freuen — so was läßt sich nur halb sagen.

Wir aßen den Abend besser, als man sonst bey Claudius ißt, weil Klopstock da war.

Gegen Mitternacht ging ich mit Klopstock in den Gasthof in Wandsbeck, wo wir nebeneinander schliefen. Hier muß ich erst noch ein wenig von Claudius reden. Er ist der offenste Mann, der sich denken läßt. Er ist sehr heiter und lebhaft. Ich habe ihn nie traurig gesehen, und er ist es in den elendesten Umständen nie gewesen. Er ist etwa etliche 30 Jahre alt, nicht so groß wie ich, so ungenirt als man es seyn kann. Sein Auge ist eines der herrlichsten, die ich kenne, Groß hellblau! Wenn er nachdenkt, ungemein durchdringend. Er hatte in Jena Jura studiren sollen. Daß wollt ihm aber nicht behagen. Er wurde darauf Sekretär bei einem Minister in Copenhagen; aber er fühlte bald, daß ohne Freiheit für ihn kein Leben sey; kam also nach Hamburg und verließ in Copenhagen die vortheilhaftesten Aussichten, um in Hamburg eine Orgel zu suchen; wie er denn der stärkste Klavierspieler ist, den ich noch gehört habe. Er fand gerade in Lübek eine Organistenstelle ledig und Freunde wollten sie ihm verschaffen, sagten aber, daß sie des Aufsehens wegen wenigstens pro forma Mehrere müßten darum spielen lassen. Die pro forma's kann er nun nicht leiden. Er ging also zum Magistrat und sagte, er habe seinen Competenten spielen hören, und der verdiene [die] Stelle eher als er. Er bedanke sich also.

Er kam nach Hamburg zurück und der H von Schimmelmann wünschte den Wandsbecker Boten, der bisher nur eine Chronique scandaleuse von Hamburg gewesen war, besser eingerichtet zu haben. Bode hatte das übernommen und übertrug nun die Zeitung an Claudius für etwa 200 rth. Er ging also nach Wandsbeck!

Nun Krebs!

Nun Ihr alle die Ihr Herzen habt!

Hier lernte er — ein Bauernmädchen kennen, das jetzt seine Frau ist. Seine Rebekka ist, was ich nicht eher wußte, bis ich es auf eine Art erfuhr, die mich doppelt entzückte, ein Bauernmädchen aus Wandsbeck. Ich habe sie in Hannover nachher und auch vorhin in Hamburg in der vornehmsten Gesellschaft gesehen, wo ihre Lebensart, ihr ganzes Wesen bewundert wurde. Nie habe ich den Werth der Natur so innig gefühlt. Die Liebe bildete das aus, was jene ihr so verschwenderisch so mütterlich gegeben hatte und machte aus ihr das vollkommendste Weib, das ich noch kenne. Sie hat nicht den geringsten der gesellschaftlichen Fehler, keinen Schatten weiblicher Eitelkeit. Einen hellen richtigen Verstand, ein Herz gerade so fühlbar, als es die Frau eines vernünftigen Mannes haben soll. Sie ist Mutter so ganz als es ein Weib je war. Das Bewußtseyn, was ihr Claudius werth ist, das innigste Gefühl des Glücks, ihn zu besitzen, die Freude seines Lebens zu seyn, die Schätzung alles dessen, was Claudius schätzt — kurz alle die Merkmale der schönsten Seele geben ihr mehr Reiz als Ihre ganze griechische Bildung.

Einer der schönsten Abende meines Lebens war der, als ich ihren Stand erfuhr. Ich war den Mittag in Wandsbeck und wollte nach Tisch hereingehen, als mich Claudius bat, dazubleiben zu einer kleinen fête, da heute der Jahrstag ihrer Vermählung sey [15. März]. Gegen Abend kam also sein Schwiegervater und ihre Schwester, die in Wandsbeck an einen Schuster verheyrathet ist.

Ihr Vater, der beste gutherzigste Alte, den man sehen kann. Man fühlt gleich, so mußte der Vater so eines Weibes seyn.

Das war ein Abend, als wir so innig beysammen waren, so hab ich nie gefühlt, was Vertraulichkeit ist. Da erzählte er mir die Geschichte seiner Heyrath. Keiner seiner Freunde hatte was davon gewußt, selbst der Pfarrer nicht, der sein Freund war. Den Abend vor der Hochzeit geht er nach Hamburg und bittet Klopstock und andere Freunde, wenn sie Zeit hätten, möchten sie doch morgen seine Gäste seyn. Sie kommen, und er frägt sie, ob sie nicht wollten mit ihm und seiner Braut in die Kirche gehen? Da läßt er den Pfarrer rufen. Sein Schwiegervater kommt mit Rebekka. Sie erstaunen, das Mädchen in andern Kleidern zu sehen. Kurz, er stellt ihnen seine Braut vor und heyrathet. Kein Hochzeitsschmauß in seinem Hause. Er bittet seine Freunde

in den Gasthof zu gehen, wohin er folgen würde, und so essen sie dort zusammen, und jeder geht seiner Wege.

Ich kann Claudius immer noch nicht verlassen. Er ist nie über die Nothdurft reich, aber deswegen nie unglücklich gewesen. Ich kenne keinen Mann von wenigern Bedürfnissen; sein Mittagstisch war selten, so oft ich bey ihm speiste, mehr als eine einzige Schüssel und doch wüßt ich keinen Tisch, an dem ich lieber essen möchte! Er gestand mir, daß er ungern aus Wandsbeck ging und, daß, wenn er die 200 rth. hätte behalten können, er nie einen andern Aufenthalt selbst Darmstadt nicht mit seinem jetzigen Gehalt von 800 Gul. würde erwählt haben. Den Abend vor unserer Abreise gingen wir drey Er mit seiner Frau und ich durch ganz Wandsbeck. Da zeigten sie mir alle die Oerter, wo sie sich zuerst gesehen, wo sie sich zuerst gesagt, daß sie sich liebten — da stand sie oft vorn im Dorfe und sah ihm entgegen, wenn er so aus der Stadt kam. Da war der Zeuge des ersten Kusses da wurde jener Zweifel gehoben und hier ein anderer — Sie zeigten mir das Alles und hielten sich umschlungen und weinten zusammen und dann tröstete sie ihn doch wieder, daß auch da, wo sie jetzt seyn sollten, sie doch zusammen seyn würden.

Wandsbeck ist das schönste romantische Dorf, das seyn kann. $^{3}/_{4}$ Stunden von Hamburg. Schimmelmann hat es beynah ganz bauen lassen. Die Gegend ist ganz herrlich und so weit die Kunst die Natur verschönern kann, so weit und auch weiter nicht, hat sie hier gearbeitet. Der Garten und ein anliegendes Gehölz vom Schimmelmannschen Schlosse ist ganz bezaubernd.

An seinem eigenen Hause hatte Claudius einen artigen Garten. In der Tiefe desselben hatte er selbst ein hohes Gerüste gebaut, von dem man die Gegend umher übersehen kann; unten ist es mit Stauden und kleinen Bäumen zu einer Laube angepflanzt. Da lagen wir denn oft oben auf dem Gerüst und tranken Caffee vom Boden -- und dann vollends die Nächte, wenn wir dann so im Gehölze im Mondschein herum gingen, des Frierens nicht achteten und er dann so anfing über die Zukunft mit der ganzen Zuversicht eines edlen Herzens zu philosophiren.

Das ist Sokrates meine Freunde, ganz Sokrates, wenn man das jetzt noch seyn kann. Auch liest er beynah nichts als die Bibel und Sokrates, oder vielmehr was gute Leute von ihm sagen. Feiertage waren es für mich, wenn er nach Hamburg hereinkam; so lang ich noch da war, wohnte er dann den Abend und die Nacht bey mir und dann gaben wir uns des andern Tags eine bestimmte Stunde, wo einer auf den andern am Thore wartete. Dann kam er daher Caffer und Sucker und Fische, und was er in der Haushaltung brauchte, in einem Tuche am Arme; denn das holt und trägt er immer selbst. Oft gingen wir des Abends vor Thorschließen nach Hauß und dann kam uns

das liebe Weib mit ihrem Mädchen entgegen. — er hat 2 Kinder, das älteste ist ungefähr drittehalb Jahr alt! bey dem ist er beynah Kindermagd. Oft habe ich ihn gefunden, daß er auf der Straße sich mit dem Mädel im Grase herumwälzte, indeß le beau monde von Hamburg daneben spazierte und sich vielleicht über ihn skandalisirte. Zum Andenken hab ich von ihm, außer Büchern seine Pfeife von Erde mit einem grünen Bande, das seine Frau mir daran band."

Kapitel VI.

Darmstadt.

Von dem treuen Bückeburger Freund sollte Claudius aus seiner mißlichen Lage in Wandsbek gerissen werden. Durch Vermittlung seines Schwagers, des Geheimrats Hesse in Darmstadt, knüpfte Herder Unterhandlungen an mit dem reformeifrigen Minister Hessen=Darmstadts, dem Freiherrn von Moser; auch der an den deutschen Höfen wohlbekannte hannoversche Leibarzt Zimmermann scheint ein Wörtlein mitgesprochen zu haben[1]. Claudius ward auf die nachdrückliche Empfehlung der Freunde im Herbst 1775 von Moser zu seinem Privatsekretär ausersehen; er war damit zufrieden, erklärte aber, sein Amt erst im nächsten Frühjahr antreten zu können, da er die Entbindung seiner Frau abwarten müsse[2].

Doch bald änderte man die Berufung um. Moser schrieb im November wiederum persönlich an Herder, er nehme Claudius in Aussicht für eine „Oberlandescommissionsstelle" mit 800 Gulden jährlichem Gehalt; dieser schlug ein und setzte sogleich eine dankende Antwort an Moser auf. Allerdings verschiebt er seinen Reisetermin noch mehr bis in den Juni hinein[3]. Da nun niemand wußte, was es eigentlich mit dieser Stelle für eine Bewandtnis habe, tauchten bald die merkwürdigsten Gerüchte darüber auf. So berichtete am 25. November Claudius eilig und aufgeregt an Herder:

„Dieser Tagen kommt ein reformirter Prediger, Herr Passavant, ein lieber lebhafter Mensch scheint es, hier von Zürch an, und bringt die Nachricht von Zimmermann mit, es sey eine gewiße Oberkammerherrin aus Darmstadt in Hannover angekommen und habe H Zimmermann die gewiße Nachricht gebracht: ich solle Burgvogt in Darmstadt werden, und mein Wohnhauß stehe mitten in einem Walde, und ich habe wenig oder nichts zu thun.

ich kann dies kaum mit der Commission und dem Oberlandcommißair reimen und, wenn es ein anderer Vorschlag wäre, so fürchte ich, der President v. Moser möchte etwa aus meinem Briefe schließen, ich sey so sehr für die Stelle in der Landcommission, und wenn meine Neigung in einige Rücksicht genommen werden sollte, so

zieh ich die ruhige Stelle im Walde weit vor. ich kann aber deswegen mich nicht äußern, vieleicht könnten Sie aber durch Ihre Freunde in Darmstadt das Ding vermitteln, wenn Oberlandcommißair und Burgvogt und Hauß im Walde nicht alles eins und daßelbe Ding ist."[4])

Auch Fritz Stolberg spricht im Dezember 1775 davon, daß Claudius „ein Haus im Walde bewohnen werde"[5]), ebenso Voß[6]), und Goeckingk macht ihn gar zum „Burgrichter auf einem alten wüsten Schlosse im Darmstädtischen"[7]). Noch am 6. März 1776 redet Claudius lächelnd von einem Schloß im Walde und einer „Castellansstelle" darin, die er einnehmen solle[8]).

Was für Aufgaben eigentlich seiner harrten, war ihm sowohl wie seinen Freunden noch recht nebelhaft. Am nächsten kam wohl Voß der Wahrheit, wenn er ihn „als Commissär zur Verbesserung des Baurenstandes"[9]) bezeichnete. Dem Dichter selbst bangte vor der Zukunft, vor dem Amt, das ihn erwartete, und diese Furcht kommt in dem zweiten Briefe zum Ausdruck, den er am 3. Dezember an v. Moser richtete. In dem zweiten Briefe — denn der erste, den er „in seiner Manier" abgefaßt hatte, war von Herder nicht genehmigt worden, sehr zum Verdruß des Bothen[10]), der sich nun hinsetzen und ein fein gedrechseltes Schreiben in den üblichen Komplimentierformen sich abringen mußte. In diesem Schreiben bringt er verstohlen seine Scheu vor einer regelmäßigen Amtstätigkeit zum Ausdruck: „Wenn ich von meiner Neigung sprechen dürfte, so ist die für ein einsahmes Leben, für ein nützliches Würken im Stillen, für Feld und Wald und Bauervolk von jeher gestimmt gewesen; das darf ich auch noch sagen, daß ich es an gutem Willen, herzlicher Thätigkeit und Treue nicht werde fehlen lassen; ob ich aber Geschick genug habe ein Rad in der Machine zu seyn, dadurch ein Fürst seine Vatermilde über sein gutes Landvolk ausbreiten will, das weiß ich nicht, weil ich noch keine Erfahrung davon gemacht habe, und ich nichts von mir annehmen mag, als was ich aus gehabter Erfahrung weiß, und ich noch keine Erlaubnis habe, auf die Winke und den guten Raht desjenigen zu rechnen, unter dessen Oberaufsicht die ganze Machine ihre Würkung thun soll"[11]). Mit einem Begleitschreiben Herders wanderte dieser „SalbaderWisch" nach Darmstadt, und daraufhin muß die offizielle Bestallung erfolgt sein, die als willkommenstes Neujahrsgeschenk in Wandsbek eintraf. Am 2. Januar 1776 bedankt sich Claudius herzlich bei Herder und stellt seinen Besuch in Bückeburg, auf der Durchreise, für März in Aussicht; zugleich bittet er um Ratschläge für Umzug, Reise und dergl., die auch gern von Frau Karoline erteilt werden[12]). Denn es war eine lange und beschwerliche Fahrt von Wandsbek nach Darmstadt. Der Dichter kaufte sich einen Wagen; die Möbel und Betten wurden veräußert, da sie mitzuführen zu teuer ward; Wäsche und Bücher sollten dagegen nach dem Süden verladen werden.

Noch kamen schmerzliche Wochen, in denen Abschied von der Mutter und den Geschwistern, von Verwandten und Bekannten, von der weiteren und engeren Heimat genommen werden mußte. In der neuerworbenen „Kutsche“ fuhr Claudius im Februar durchs Land in Begleitung des ob der kommenden Einsamkeit trauernden Voß, besuchte Reinfeld, wo die alte Mutter wohnte, die übrigen Verwandten und den alten Freund Gerstenberg in Lübeck[13]). Dann saßen sie wieder still in Wandsbek, gingen traurig noch einmal alle Stätten durch, an denen sie soviel Lieb und Leid erlebt hatten, und dachten wehmütig der vergangenen fünf Jahre mit ihrem Licht und Schatten[14]). Claudius wartete auf das Reisegeld, welches ihm der Minister zu schicken versprochen hatte, und war nicht unzufrieden damit, daß es nicht pünktlich eintraf. Denn der Winter hatte die Fahrwege arg mitgenommen, und das beginnende Frühjahr sollte sie erst austrocknen. Am 21. März traf schließlich der Wechsel mit einem eigenhändigen Schreiben v. Mosers ein[15]); jetzt wurden endgültig die letzten Anstalten zur Reise getroffen. „Bei Claudius siehts schon so wüst aus. Seine Betten sind verkauft und seine Stühle, Tische, Schränke pp. Vieles ist weggeschickt; seine Papiere liegen unordentlich herum und harren aufs Feuer. Gestern hat er mit lauter Briefen und Noten eingeheizt“, so schildert melancholisch Voß seiner Ernestine den Zustand im Wandsbeker Häuschen[16]). Am letzten Märztage rollte der Wagen aus Wandsbeks Straßen, welcher die vierköpfige Familie einer nicht unsicheren, aber ungewissen Zukunft entgegenführte, Vater, Mutter und zwei Töchter, davon eine noch an der Mutterbrust lag.

Zunächst ging die Fahrt auf der alten Poststraße[17]) von Hamburg über Lüneburg und Celle nach Hannover, wo man den 2. April eintraf und einen Tag sich aufhielt. Mit Boie, Zimmermann und Hölty wurden genußreiche Stunden verbracht, bis Mitternacht saßen die neuen Bekannten zusammen und kamen sich näher[18]). Am folgenden Tage endlich kam der langersehnte Besuch in Bückeburg bei Herders! Mit offenen Armen wurden die Wandsbeker empfangen, und sieben Freudentage lebten die Freunde miteinander. Noch lange zitterte in Herder der starke Jubel in Erinnerung an dieses reichgenossene Beisammensein nach[19]). Doch die Zeit drängte; die Kommission in Darmstadt hatte ihre Tätigkeit bereits begonnen, und Herder trieb Claudius, der es nicht sehr eilig hatte, zur Arbeit zu kommen, auf die Weiterreise[20]). Ein Besuch im „Hüttchen“ zu Halberstadt, den Gleim innig gewünscht hatte, und zu dem er bereits Reisegeld gerade hatte, war daher auch unmöglich[21]). Trotz den wehmütigen Klagen des alten Grenadiers ging die Fahrt sogleich weiter nach Göttingen. Bei einem nur halbtägigen Aufenthalt gelang es Claudius doch, die Reste des „Hains“, Closen und Overbeck, kennen zu lernen, auch den jüngeren Bruder Rudolf Boie sprach er und scheint Professor Heyne, dem berühmten Philologen,

Aufwartung gemacht zu haben[22]). Bürger erfuhr zu seinem schmerzlichen Bedauern zu spät von des Bothen Anwesenheit und sah ihn daher nicht[23]), auch Sprickmann hat ihn scheinbar verfehlt. Auf der Weiterfahrt lief ihm kurz vor Marburg ein Rad vom Wagen, natürlich warf ihn der „Schwager Franz“ auch einmal beinahe um, und was ähnliche Fährlichkeiten bei Reisen in jenen Zeiten sonst noch sein mochten, über die sich Claudius mit gutem Humor hinwegsetzte[24]). In Gießen hatte er gehofft, Klinger zu sprechen, welcher ihn schon lange erwartet hatte; doch dieser befand sich bereits in Darmstadt[25]). Am 16. April, nachmittags 3 Uhr, langten die Holsteiner, nachdem sie beinahe drei Wochen unterwegs gewesen waren, in der hessischen Residenzstadt an[26]).

Darmstadt war nicht mehr, was es vor einigen Jahren gewesen war, der geistige Mittelpunkt des Landes[27]). Einst hatte hier die „große Landgräfin“, „femina sexu, ingenio vir“, wie Friedrich der Große auf ihren Grabstein schrieb, eine erlesene Gesellschaft um sich geschart und schwelgte mit vielleicht zu weichem Gefühlsüberschwang in Klopstock. Von hier war die erste, allerdings unrechtmäßige, Ausgabe seiner ‚Oden‘ ausgegangen, kurz bevor der Meister selbst die authentische Sammlung veranstaltet hatte. Goethe hatte hier mit „Lila“, „Urania“ und „Psyche“, den Hofdamen Luise von Ziegler und Henriette von Roussillon sowie mit Herders Braut Karoline Flachsland, getändelt und geschwärmt und sich einer süßen Empfindsamkeit voll Jugendfeuers hingegeben. Ein dankbares Feld für seine spielerischen Gefühlchen, begeisterte Öffner seiner Briefschatulle hatte hier der zwischenträgerische, intrigante Leuchsenring gefunden, bis ihn Goethe im „Pater Brey“ und „Satyros“ entlarvte und an den Pranger stellte. Mitunter der gleichen sentimental-rührseligen Stimmung sich hingebend, meist mit spöttischem Kopfschütteln kritisch dabeistehend, mischte sich der Kriegsrat Merck unter diese Schar, ein Mann von durchdringendem Verstande, feinstem Kunstverständnis, aber ohne innere Harmonie, da ihm die positive Schaffenskraft abging und er sich in unfruchtbarer — wie er selbst einsah — Negative verzehrte, durch häusliches Unglück verbittert und schließlich vereinsamt. Die Landgräfin Karoline war schon am 30. März 1774 dahingeschieden, der „Kreis der Heiligen“ war in alle Winde zerstreut, nur Merck wandelte als lebende Erinnerung in den winkeligen Gassen der Residenz einher und sehnte sich nach „Menschen“. Denn was jetzt in Darmstadt hauste, konnte sich nach seinem Sinne diesen Namen nicht beilegen. Der sonderbare, aber von bestem Willen für Land und Volk erfüllte Landgraf Ludwig IX. exerzierte und drillte nach preußischem Muster in Pirmasens die Kompanien und ließ in Darmstadt seinen vertrauten Minister v. Moser schalten und walten. Darmstadt war eine Beamtenstadt durch und durch geworden, von geringem geistigem Gepräge. Zwar war mit Herders Schwägerschaft einiges Interesse

an der neuen Literatur in das Haus des Geheimen Rates Hesse gedrungen; zwar hegten Männer wie der Gymnasialrektor Helfrich Bernhard Wenck oder der Theologe und Prinzenerzieher Georg Wilhelm Petersen literarische und wissenschaftliche Neigungen und suchten sie in die Tat umzusetzen. Aber was wollte das besagen gegen die einstige reiche Geselligkeit der „großen Landgräfin“ und die geistige Speise, welche dort geboten worden war? Kein Wunder, wenn Merck sich lebhaft freute, Claudius an seine Seite zu erhalten, erhoffte er doch von ihm eine Belebung der stagnierenden literarischen Atmosphäre.

Bei seiner Ankunft fand Claudius bereits eine Wohnung in der „neuen Vorstadt“ vor, die ihm der Geheimrat Hesse auf Herders Bitten gemietet hatte. Er war von ihr sehr begeistert, vor allem entzückte ihn die Aussicht auf die Natur: „Aus meinem Fenster sehe ich den Moelibocus, einen großen Tannenwald im Vorgrunde, und weites Feld und am Ende rundum eine Kette von Bergen in einer Entfernung von 10 bis 20 Stunden“, meldet er einen Tag nach dem Eintreffen an Voß [28]). Doch bald vertauschte er dieses Domizil mit einem anderen; schon im Mai hatte er an Zimmermann geschrieben, er ziehe bald um [29]), und am 10. Oktober schilderte er mit Galgenhumor, welcher seine unbehägliche Stimmung verdecken soll, dem Freunde Voß die neue Wohnung: „Wir wohnen in dem ersten Hauße am Thor und sehn alles ein und ausgehen, und hörn alle 4 bis 5 Stunden die Trommel, die hier gar meisterlich geschlagen, sowie auch meisterlich gepfiffen wird, ... Wir haben einen großen Saal für Fremde, eine gute Stube für uns, und eine andre wo der Nachttopf steht, und noch eine für Stina [die Magd] und eine Küche, darin viel gebraten werden kann und wenig gebraten wird, und einen Keller, wo kein Wein darin ist, und einen Holzstall und ein Waschhauß, und keinen Garten und keinen Garten, und so hohl der Henker den großen Saal und die Stube für uns und die Stube mit dem Nachttopf und Küche und Keller und Waschhauß“ [30]). Mußte dem Naturfreund das Fehlen eines Gartens äußerst schmerzlich sein, so gefiel auch das Leben und die Geselligkeit dem biederen Bothen nicht recht. Für Förmlichkeiten und Putz hatte er nie Sinn gehabt, und die Darmstädter schätzten beides. „Die Leuten lieben hier Frisur und Puder so sehr wie in Hamburg und Lübeck“, fährt er im Briefe an Voß fort, „ich laße aber doch nur alle Sonntag einstreuen“ [31]). Die Zeremonien haßte er und beugte sich auch in der Residenz nicht der Etikette und dem äußeren Formelkram.

Diese „MansSeele“ [32]) begrüßte Merck lebhaft als Bundesgenossen, und mit anschaulichen Farben entwirft er seinem Korrespondenten Wieland ein Bild von dem Ankömmling: „Wir haben nun Claudius, ein trefflicher sehr selbstständiger Mensch — sagen Sie Goethe — so ohngefähr wie Klopstock im

Äussern; nur mehr poetische Laune und Leichtigkeit. Er ist derb, kalt und schlägt alle Leute in die Augen; das freut mich nun von Herzen, denn ich gehe unter des Menschen Anomalie mit der meinigen wie unter einer herrlichen Dachtraufe, und die Herren Abderiten bekümmern sich schon nicht mehr um mich. Ein schönes, schönes Weibchen hat er, existirt ganz in seinen Kindern; wenn die Visiten kommen, setzt er die Kinder aufs Höfgen; weiß übrigens nichts was Gold und Gut ist, und ist überhaupt sehr brav. Nichts von der weisen garstigen Almanachie, und dem Todtengewimmer, sondern ist sehr lustig — hält die König ..... in einem grossen Respekt, geht ohne Stock und Degen und Puder mit dem bloßen [Kopf] zum Präsidenten, und der kanns doch nicht übel nehmen, spielt ein herrlich Klavier u. s. w. — —“[33]). In Gesellschaften bewegte sich Claudius natürlich ungern und machte kaum welche mit. „Ich bin fast immer zu Hause und freue mich über uns mit lieben Weib und Kindern“, berichtete er selbst an Voß[34]). Nur mit Hesses und Flachslands bestand ein reger Verkehr; wie einst in Wandsbek, wurden nun auch hier Ausflüge gemacht nach den Wäldern und Bergen der Umgebung, mit welcher Claudius recht zufrieden war[35]); Picknicks wurden veranstaltet und kleine Schmäuse gefeiert[36]). Besuche des Theaters in Mannheim unterbrachen das häusliche Stilleben[37]). Durchreisende Freunde wurden mit Entzücken aufgenommen, so Lessing, der im Januar und März 1777 nach und von Mannheim durchging, wo ihn Claudius bereits vorher getroffen hatte[38]); Abwesende wurden lebhaft aufgefordert, nach Darmstadt zu kommen. Mit dem Maler Müller in Mannheim, welchen Claudius dort persönlich kennen gelernt hatte, entspann sich ein reger Briefwechsel, der allerdings nach der Rückkehr in den Norden bald einschlief[39]). Heinrich Leopold Wagner, der Verfasser des ‚Prometheus‘, wurde kalt entlassen[40]); dagegen von Christoph Kaufmann, dem Kraftapostel, ließ sich auch Claudius anfangs einnehmen und fesseln[41]), und es dauerte geraume Zeit, bis er, wie alle anderen, die innere Hohlheit dieses „Seelenfängers“ erkannte. Goethes Schwager Schlosser, der sich in Emmendingen nicht recht an seinem Platze fühlte, kam kurz vor Claudius' Abreise nach Darmstadt und verlebte bei ihm eine media notte, von der er noch später schwärmte; die dort empfangenen Eindrücke ließen für kurze Zeit sogar in ihm den Wunsch aufkeimen, seine Amtmannsstellung aufzugeben und sich in Darmstadt niederzulassen[42]). Mit Johann André, dem Komponisten, führte ihn das gemeinsame musikalische Interesse zusammen, und Claudius fand an seinen Vertonungen Gefallen[43]). Die Musik scheint ihm überhaupt über viele mißvergnügte und verfahrene Stunden hinweggeholfen zu haben, denn nicht selten lesen wir gerade in den Briefen aus dieser Zeit von eifrigem Klavierspiel, Kritiken der zeitgenössischen Komponisten und Berichte über Volksmelodien[44]).

Das Verhältnis zu Merck wollte sich nicht herzlich gestalten. Mercks Urteil über Claudius haben wir bereits vernommen; er ehrte in dem Fremdling den aufrechten, festen Charakter und originellen Schriftsteller, der auch Fürsten Achtung abnötigte[45]). Merck selbst war eine Natur, die infolge ihrer Härten und Kanten, ihrer Schärfe und Kühle nicht zur Freundschaft einlud. Aber Claudius besaß stets ein lebhaftes Anlehnungs- und Mitteilungsbedürfnis; warmen Herzens kam er jedem neuen Bekannten entgegen und hoffte auf dieselbe Wärme und Offenheit zu stoßen; häufig wurde er aber in seiner Vertrauensseligkeit getäuscht. Merck war ihm anfangs behilflich gewesen bei der Einrichtung des Haushaltes, hatte ihn in die Gesellschaft eingeführt und in der Stadt bekannt gemacht; Claudius vergaß daher nie, daß er ihm Dankbarkeit schuldig war[46]). Aber schon im Dezember 1776 äußerte er Voß gegenüber offen seine persönliche und literarische Antipathie: „Merck ist ein sehr schlauer Mann, der in der gelehrten und civilen Welt viele Kenntniß und Connexions hat. Mir hat er sehr viele Dienste gethan, aber mit ganzem Herzen kan ich ihn nicht lieben. er ist von der göthischen Secte“[47]). Doch kam es nie zu einem offenen Bruch, dazu war Claudius viel zu versöhnlich und weich gestimmt; noch nach der endgültigen Trennung gingen Briefe von Wandsbek nach Darmstadt in Mercks Haus[48]).

Umso intensiver schloß sich Claudius an die auswärtigen Freunde an, und hier sind seine getreuesten Korrespondenten Voß und Herder. Ihnen gegenüber schüttete er rückhaltlos sein Herz aus, machte in oft kräftigen Ausdrücken seinem Unbehagen an den Darmstädter Verhältnissen Luft, suchte und erteilte Trost und Rat. Letzteres begehrte besonders Voß, der in verdrossener Einsamkeit in Wandsbek hauste und durch Brautbesuche in Flensburg seine Stimmung aufzuheitern suchte. Der Musen-Almanach, von dessen Ertrag Voß leben mußte, heischte Unterstützung, die ihm von Claudius allerdings nur sparsam gewährt ward. Pläne wurden geschmiedet, ob man Voß, der daran dachte, ebenfalls Wandsbek zu verlassen[49]), nicht nach Darmstadt ziehen und ihm dort Unterhalt für sich und Ernestine verschaffen könne[50]). Doch waren die Vorschläge zu vage, um feste Gestalt gewinnen zu können, und Voß blieb, in fortwährender Geldklemme befangen, am alten Orte. Einmal spricht Claudius davon, er habe versucht, ihm „in Weimar etwas auszumachen“[51]); durch wen dort? durch Herder, bei Goethe etwa? Auch nach Gießen lenkte er seine Blicke[52]), kannte er doch selbst genau die Qual des Stellungsuchens und -nichtfindens. Vorläufig klopfte er überall an verschlossene Türen. Literarisches ward im Briefwechsel nicht vergessen, und der neue Almanach auf 1777 ausführlich von Claudius zergliedert[53]). Als mahnendes Erinnerungszeichen übersandte Voß sein wohlgetroffenes Schattenbild, das die kleine Karoline gleich erkannte[54]).

Durch die meisten Briefe von Claudius aber klingt ein Ton der Sehnsucht nach dem Norden, aus dem sandumgebenen, trockenen Darmstadt nach der feuchtdurchwehten, saftigen Elblandschaft, und „Rebekka träumt auch immer von Wandsbek und Reinfeld und Lübeck und Lützenburg und Hamburg"[55]).

Nicht so stark bringt Claudius seine Unbefriedigtheit mit der jetzigen Stellung in der sparsamen Korrespondenz mit Herder zum Ausdruck. Das hätte auch wie Undank ausgesehen, und undankbar sein erschien dem Bothen als eines der schlimmsten geistigen Vergehen. Hatte ihm doch Herder erst die Stelle verschafft und gleich darauf einen Vertrauensbeweis gegeben, indem er ihn aufforderte, bei dem Zweitgeborenen Patenstelle zu übernehmen[56]). Für Herders ‚Älteste Urkunde' hat Claudius lobende Worte, äußert aber seine Zweifel an Herders Behauptung: Zend ist die älteste Sprache[57]). Sonst werden literarische Themata kaum gestreift. Das Persönliche herrschte in den Briefen durchaus vor. Auch die Frauen, die in Bückeburg herzliches Gefallen aneinander gefunden haben, teilen sich häusliche Sorgen und Erlebnisse mit[58]).

Ebenfalls mit den Göttinger Haingenossen stand Claudius fernerhin in brieflichem Verkehr. Miller sandte ihm seine Romane zu und dachte auch einmal daran, ihn von Ulm aus aufzusuchen[59]); Claudius antwortete regelmäßig und erkundigte sich u. a. nach Schubarts Schicksal, der eben gefangen gesetzt worden war[60]). Boie erhält ein Kondolenzschreiben zum Tode seines Vaters[61]); in warmen Worten beklagt Claudius ihm gegenüber Höltys Hinscheiden und bittet um ein Schattenbild des Frühvollendeten[62]). An Zimmermann, den andern Hannoverschen Freund, gehen eine Zeitlang in gleicher Weise Episteln ab, doch scheint dann eine leichte Trübung den Verkehr unterbrochen zu haben[63]). Der Anthologist A. F. Ursinus forderte ihn zu Beiträgen für seine ‚Altenglischen Balladen' auf; Claudius sandte zwar nichts von sich, jedoch Übersetzungen von Merck ein und tauschte Briefgrüße mit Ursinus aus[64]).

Woher aber diese stete Sehnsucht nach seiner alten Heimat zurück, die sich überall, mehr oder weniger laut, ausspricht? Claudius hatte doch allen Grund, zufrieden zu sein. Die ungewisse und sorgenvolle Laufbahn des vom Verleger abhängigen Literaten hatte er vertauscht mit einer festen, pensionsfähigen Beamtenstellung, mit einem einträglichen Gehalt; woher also diese Klagen? Claudius selbst führt stets das Klima und die dünne Luft an, welche ihm und seiner Familie nicht zuträglich seien und ihnen Krankheiten verursachten[65]). Doch das war nur etwas Äußerliches und nicht so schlimm, wie es von ihm hingestellt wurde. Der eigentliche Grund lag tiefer. Zunächst paßte der Norddeutsche sich wenig dem süddeutschen Wesen an. Seiner mehr bedächtigen, kontemplativen Art behagte die leichte und dadurch wohl auch zu oberflächlicher Betrachtung geneigte Natur des Rheinhessen wenig. Eile, wohl gar Hast im

Befehlen und Ausführen kannte der Holsteiner nicht. Die sich rasch anschließende, gesellige Ader des Süddeutschen besaß er auch nicht und lebte sich daher schwer ein. Dazu kam eine zweite Antipathie, der wir bei Claudius schon öfter begegnet sind, die Abneigung gegen jeden Arbeitszwang, gegen jede genau vorgeschriebene Arbeitszeit. Und das führt uns zur Betrachtung seiner amtlichen Tätigkeit, die bisher im Hintergrunde hat stehen müssen, und zur Oberlandkommission überhaupt [66]).

Als Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt die Regierung angetreten hatte, fand er bald heraus, daß das Land an Mißständen in Verwaltung und Bebauung krankte. Daher wurde in den Jahren 1768 und 1769 durch den Jägermeister Wilhelm Gottlieb v. Moser und die Regierungs- und Kammerräte Schmidt und Mylius eine „Landesvisitation“ abgehalten, die grobe Gebrechen zutage förderte; Bedrückung der Bauern durch die Beamten, Unterschleife, Schuldenwirtschaft der Gemeinden, Rechtsbeugung waren die hervorstechendsten. Um Abhilfe zu schaffen, wurde nach dem Entwurf des damaligen Kammerassessors und Regierungsadvokaten Dr. Georg Konrad Stockhausen eine Landes-Oeconomie-Deputation eingerichtet, „die in Justiz-, Cammer-, Policey- und Oeconomie-Sachen Materialien sammeln und Vorschläge zu Verbesserungen thun solte“. Eine Denkschrift des Geh. Rates Klipstein betr. Verbesserung des Polizeiwesens „und anderer dahin ausschlagender Punkte“ vom Jahre 1770 machte weitere Vorschläge. Diese Deputation war aber schon in ihrer Zusammensetzung verfehlt und brachte daher wenig zustande; denn sie bestand aus Mitgliedern der verschiedenen Regierungs-Kollegien und Departements, die schon ohne das mit Arbeit überhäuft waren und kaum Zeit noch auch Neigung hatten, sich weitere Geschäfte aufbürden zu lassen. Daher „verlor sich die ganze Anstalt wie der Rhein in den Sand“. 1772 berief der Landgraf den Bruder des Jägermeisters, Karl Friedrich v. Moser, welcher als Verwalter der kaiserlichen Grafschaft Falkenstein in der Pfalz lebte, „als ersten Staatsminister und Präsident sämtlicher Landeskollegien“ an die Spitze der Regierung. Der Sohn des bedeutenden Staatsrechtslehrers Johann Jakob Moser hatte die Aufmerksamkeit des weitblickenden Fürsten durch seinen Fürstenspiegel ‚Der Herr und der Diener‘ (1759) auf sich gelenkt. Als Dichter geistlicher Lieder pietistischen Kreisen nahestehend, mit Hamann als „Layenbruder“ befreundet [67]), durchdrungen von der Würde des „deutschen Nationalgeistes“ [68]), schwang er sich rasch zum allmächtigen Minister auf und suchte, von der besten Absicht für Fürst und Volk geleitet, Reformen und Besserungen einzuführen. Goethe, der ihn zu Frankfurt im Kreise der Susanne v. Klettenberg kennen gelernt hatte, schildert ihn als einen „angenehmen, beweglichen und dabei zarten Mann“ und faßt den merkwürdig widerspruchsvollen Charakter in den Satz zusammen:

„Moser wollte als Staats- und Geschäftsmann wirken, und hier gab ein ererbtes, bis zum Metier ausgebildetes Talent ihm eine entschiedene Ausbeute; aber er wollte auch zugleich als Mensch und Bürger handeln und seiner sichtlichen Würde so wenig als möglich vergeben“[69]). Ein hervorragendes Organisationstalent ist ihm nicht abzusprechen; rücksichtslos suchte er durchzugreifen, wo er es für nötig hielt, und achtete nicht der zahlreichen kleinen und großen, offenen und versteckten Feinde, die er sich dadurch schuf; aber er war auch durchdrungen von seiner politischen Unfehlbarkeit, erfüllt von Ehrgeiz, der Mächtigste zu heißen, und voll Eitelkeit, diese Macht auch äußerlich durch Pomp und Prunk zur Schau zu tragen. Das stand in einem merkwürdigen Widerspruch zu den ethischen Prinzipien, nach denen er, getreu den christlichen Glaubensregeln und den Grundsätzen im ‚Herr und Diener‘, seine Ideen und Pläne ausführen wollte. In Darmstadt trat dieser Zwiespalt in seinem Wesen offen zutage; seinen Feinden, deren Führung Merck übernommen hatte[70]), machte er es leicht, ihn nach achtjähriger Amtsführung zu stürzen, und in der 1784 erschienenen bitteren Schrift ‚Über Regenten, Regierung und Ministers‘ offenbart sich sein jäher und nachtragender Charakter in wenig erfreulicher Weise. Als er nach Darmstadt gekommen und Einblick in die Verhältnisse der Landesverwaltung genommen hatte, faßte er sogleich wieder jenen alten Plan einer Landesverbesserung ins Auge. Am 1. November 1775 überreichte er in Ems dem Landgrafen einen „Unterthänigsten Vorschlag zur Errichtung einer Land-Commission in Rücksicht auf die Verbesserung des allgemeinen Nahrungs-Standes und der Land-Policey ins besondere“ (vom 20. Oktober datiert), „womit er“, wie es in der späteren Anklageschrift hieß, „auf die Ehre seines Dienstes und guten Nahmens versicherte, solche Verbesserungen im Nahrungsstand und der LandPolicey zu würcken, daß sich in 4. Jahren die Kosten des Instituts selbst tragen, und daß nach Verlauf von 5. Jahren nur in einem einzigen Articul die jährliche Cammer Revenüen um 20000 fl. ohne Belästigung der Unterthanen vermehrt werden solten“. Der Landgraf genehmigte den Entwurf, und so trat die Oberlandkommission ins Leben; Anfang 1776 begann sie ihre Tätigkeit.

Vier Punkte waren es, auf welche sie hauptsächlich ihr Augenmerk zu richten hatte: 1. Um die Verhältnisse des Landes kennen zu lernen und zu wissen, wo man einzusetzen habe, mußten neue und genaue statistische Tabellen hergestellt werden, da die bereits bestehenden unzuverlässig waren. 2. Die Quelle der Übel steckte in der Vernachlässigung des Feldbaus, der schlechten Haushaltung von Städten und Gemeinden. Daher war 3. Aufklärung über rationellen Ackerbau, vernünftige Viehzucht, Viehseuchen, Bodenausnutzung und dgl. geboten, die Vorteile des Kleebaus und der Stallfütterung mußten durch Rede und Beispiel vor Augen geführt werden. Besondere Beamte hatten herumzureisen, „um den Bauern das Klee-Evangelium zu predigen“. 4. Um die Schuldenlasten

der Gemeinden zu beheben, wurden in z. T. recht selbstherrlicher Weise neue, angeblich durchaus zuverlässige Schultheißen eingesetzt, ebenso beständige Gelderheber. Sehr segensreich erwies sich die Einrichtung der Land-Rechnungs-Revision, die nach dem preußischen Muster der Oberrechnungskammer gebildet wurde; dadurch gelang es wirklich, allmählich einen Teil der Schulden zu tilgen. Eine pompöse „Ankündigung ans Vaterland die zu Berath- und Verbesserung des allgemeinen Nahrungs-Standes angeordnete Land-Commission betreffend", 1776 entworfen, wurde 1777 im Einzeldruck (VIII S. 4°) veröffentlicht und war bestimmt, das Unternehmen in weiteren Kreisen bekannt zu machen. In verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften ward sie auch mit lobenden Kommentaren abgedruckt[71]). Das Personal bestand aus dem Landkammerrat Eymes als Direktor, den Oberlandkommissaren Rudrauff, Krämer (bald wegen Unterschlagungen entlassen, an seine Stelle trat der bisherige Rechnungsrevisor Meyer), Claudius (an seine Stelle trat der bisherige Legationssekretär Bindewald) und dem Landrechnungsrevisor Güldenfalck. Eymes, der Direktor, scheint es verstanden zu haben, sich bei Moser in gewandter Weise einzuschmeicheln; er lobte ihn dem Fürsten gegenüber in den höchsten Tönen als klugen Rechtsgelehrten und erstes poetisches Genie im Lande; sein poetisches Licht brannte jedenfalls recht dürftig, nach dem unerträglich öden und langweiligen Familiendrama „in zwo Handlungen" ‚Randal oder die unerwartete Großmuth' (Frankfurt 1778) zu schließen. Sehr hart äußerte sich später dagegen über Eymes die Kommission, welche die Untersuchung des verunglückten Planes zu führen hatte, sie bezeichnete ihn als einen selbstherrlichen, schamlosen, dreisten Gesellen und nannte ihn „einen leeren, mit theoretischen Gemein-Plätzen und windigen Projecten angefüllten eingebildeten Kopff, seinem Charakter nach zu Wurmschniten und Geldschneidereyen geneigt, ohne alles Gefühl von Justiz." Er wurde auch mit schimpflicher Cassation bestraft.

Mit der amtlichen Aufnahme konnte Claudius ebenso zufrieden sein wie mit der privaten. Moser empfing ihn „mehr als gnädig", und Claudius erkannte wohl das Gute und Hochstrebende in ihm an: einen „enthusiastischen" oder „lieben" Mann nennt er ihn öfter[72]). Der Minister zeigte sich äußerst entgegenkommend und gewährte ihm noch ein Zeitlang Urlaub, um sich einrichten zu können[73]). Erst im Juni trat Claudius in sein Amt ein. Welcher Art seine Geschäfte waren, können wir nur erschließen, da nichts Positives darüber berichtet wird; er selbst bewegt sich immer nur in allgemeinen Ausdrücken, und auf eine direkte Anfrage Mumsens antwortete er: „Ich thue nichts, und lasse alles"[74]). Seine Tätigkeit bestand, wenn eine Vermutung geäußert werden darf, wohl in Schreibarbeit; so mußten von neuem die Tabellen angefertigt werden, die nach den einlaufenden Meldungen die Personal- und Sozialstatistik jeder Gemeinde enthielten; dazu wurden, wie aus den Akten hervorgeht, die Oberlandkommissiarien verwandt, also sicherlich auch Claudius. Daß ihm diese trockene und langweilige Arbeit nicht behagte, kann sich vorstellen, wer sein Wesen kennt. Er, dem Natur und frische Luft, Waldesgrün und Vogelsang nötig waren wie das liebe Brot, vermochte es nicht, vormittagelang in dumpfer Schreibstube zu sitzen und Zahlenreihen in Tabellen einzutragen oder Aktenbogen vollzuschreiben und Rechnungen zu prüfen. Dazu

kam, daß er zu seinem vorgesetzten Direktor kein rechtes Verhältnis finden konnte. Eymes scheint ihn von Anfang an sehr von oben herab behandelt zu haben und erledigte alle Geschäfte selbst, ohne, wie es seine Pflicht war, die Kommissarien zu den Sitzungen heranzuziehen; „er befahl, ertheilte und wählte, was ihm gut deuchte", wie es in der Anklageschrift später heißt. Das behagte Claudius nicht; er wollte „ehrlich und schön handeln", wie er verteidigend an Moser schrieb[75]), und teilnehmen an den Geschäften der Kommission, wozu er ja berufen war. Als ihn aber Eymes nicht daran ließ, zog sich Claudius mehr und mehr von seiner Tätigkeit zurück. Daß dies so leicht geschehen konnte, ist eben wieder ein Beweis, wie autokratisch Eymes waltete, und wie angenehm er es empfand, wenn ein ihm unbequemer, weil kluger Mitarbeiter zurücktrat. Claudius beschränkte sich schließlich ganz auf die andere Seite seiner Tätigkeit in Darmstadt, die redaktionelle.

Er war nämlich, noch während seiner Berufung, auch zum Mitglied der Invalidenkommission ernannt worden. Ausschlaggebend für diese Wahl war seine literarische Tätigkeit gewesen, seine Fähigkeit, ein volkstümliches, belehrendes Organ herauszugeben; ganz unbekannt scheint ‚Der Wandsbecker Bothe' demnach auch hier im Süden nicht gewesen zu sein[75]). In diesem Nebenamt hatte er seit 1777 eine Zeitung zu leiten, welche bestimmt war, im Volke aufklärend zu wirken. Unter „Volk" verstand man besonders die Bewohner des Landes, die Bauern; aber nicht höhere geistige Bildung sollte ihnen gebracht werden, sondern vor allem nützliche Ratschläge für ihre Arbeit sollten sie erhalten, nichts Literarisches, sondern Ökonomisches.

„Nachdeme Wir gnädigst entschlossen sind", so lautete die landesherrliche Ankündigung, „mit Anfang künftigen 1777sten Jahres, eine mit Unserm Privilegio versehene Landzeitung herausgehen zu lassen, wobey Unsere Absicht dahin gehet, Unser so sehr zerstreutes Land mit sich selbst bekannter zu machen, Fleiß, Verdienste, edle und gute Handlungen aufzumuntern und den jetzt Lebenden sowol zur Kenntniß als der Nachwelt zum Andencken zu bringen, den Weg der Communication des Landes unter sich zu erleichtern, und auch Auswärtigen in all diesen Stücken auf eine anständige Art bekannter zu werden; Und da der Vortheil und Nutzen dieser ganzen Einrichtung dem abgelebten Kriegsmann und so vielen Soldatenwittwen und Waisen bey dem Invalideninstitut zur alleinigen Beyhülfe und Unterstützung zu gut kommen soll; So versehen Wir Uns von der Menschen- und Vaterlands-Liebe, auch guten Gesinnung samtlicher Geistlichen, samtlicher Beamten und jedes vor das gemeine und besondere Beste des Landes empfindsamen guten Bürgers (wozu Wir dieselbe andurch aufzumuntern und ersuchen) zu Erreichung dieser Absicht mit Nachrichten ihres Orts und Gegend, von der Gattung, wie in anliegendem besonderm Entwurf der nähere Fingerzeig gegeben wird, von Zeit zu Zeit an Handen zu gehen; und solche unter der Adresse: An Fürstliche Invaliden-Commission einzuschicken, da sie sodann auf Unsern Land-Post-Aemtern und von sämtlichen Land- und Amts-Boten nach dem bereits gegebenen Befehl Porto frey angenommen werden sollen." Unter den

„Rubriquen der zu Behuf der Landzeitung an die fürstl. Invalidencommission einzusendenden Nachrichten“ befanden sich: Todesfälle, Unglücksfälle, allgemein herrschende Krankheiten bei Menschen und Vieh, Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit an Baum- und Landfrüchten, neugemachte nützliche Anstalten und Einrichtungen in der Stadt oder im Dorfe, ungewöhnliche Naturerscheinungen; ferner auch: „edle schöne Handlungen, die aber nicht nach dem Trompeten- und Paukenschall und äusserlichem Aufsehen das sie machen, sondern nach ihrer innerlichen Güte zu beurtheilen seyn möchten“, und, zum guten Schluß, „neue Aerzte im Ort, für Menschen und Vieh, samt Proben ihrer Klug- und Narrheit“.

Nach diesem Programm erschien am 1. Januar des Jahres 1777 die erste Nummer der ‚Hessen-Darmstädtischen privilegirten Land-Zeitung‘[76]) und gleich die Einführung des Organs verriet in dem launigen Ton Claudius als Redakteur. Er schrieb nämlich: „Hier wird mit Anfang dieses Jahres eine so genannte Landzeitung herausgegeben. Einige Leute wissen nicht recht was sie davon erwarten und denken sollen; andre aber wissen es wohl und halten sie für eine Anstalt, die, hauptsächlich für die Einwohner des hiesigen Landes, sehr nützlich und unterhaltend werden kann, sonderlich wenn ein jeder seines Orts fleißig ist, Materialien zu sammlen und einzuschicken. Man muß nun sehen. Heute ist das erste Stück herausgekommen. In den Frankfurter gelehrten Anzeigen ist eben so vorläufig gesagt worden, daß ein gewisser Herr Claudius diese Landzeitung schreiben werde. Es will hier auch verlauten“ [77]).

Ehe wir zu Claudius' eigenen Beiträgen kommen, wollen wir rasch den ersten Jahrgang durchblättern, um die Signatur der Zeitung festzustellen. Da finden wir politische Artikel, besonders über den Freiheitskampf in Amerika (Regimenter-Verkauf), genaue Berichte über die Landes-Universität zu Gießen, vor allem aber inländische Nachrichten, die auf alles Ländliche bezugnehmen. Von Stall- und Trockenfütterung wird gesprochen, der Nutzen des neueingeführten Tabakbaues lobend hervorgehoben; die Sandfelder sollen mit Krapp bepflanzt werden; aus den einzelnen Teilen Hessens laufen Berichte über den Stand der Saaten, des Viehes und der Bewirtschaftung überhaupt ein. Man kämpft gegen den alten Schlendrian, gegen das Überlieferte, welches nur, weil es alt ist, auch gut sein soll. Die freie Richtung, der die Regierung huldigt, offenbart sich in der Empfehlung der neuen pädagogischen Methoden; ein Schulmeister legt seinem Sohne dringend ans Herz, den Rochowschen ‚Kinderfreund‘ zu lesen und anzuwenden. Ja, „ein Kandidat aus der Gegend von Alsfeld“ darf es sogar wagen, gegen das öde Katechismuslernen der Kinder aufzutreten und dieser zwecklosen und unergiebigen Zungendrescherei gegenüber auf Abhilfe zu dringen. Als offiziöses Organ erweist sich die Zeitung durch den detaillierten Bericht über die erbprinzlichen Vermählungsfeierlichkeiten mit dem politischen Resumee: Cassel und Darmstadt nun eng verbunden.

Claudius, der als spiritus rector über dem Ganzen schwebte, bediente sich sofort des alten Mittels, das er schon in seiner früheren redaktionellen Tätigkeit mit Erfolg angewandt hatte, um die Leser zu interessieren, und das er von den moralischen Wochenschriften übernommen hatte: des fingierten Briefes. Wir haben eben gehört, wie Schulmeister und Theologiekandidat als Einsender auftreten; Handwerksburschen, Schmiedeknechte, Schuhmachergesellen schreiben in die Heimat über Gesehenes und Gehörtes in der Fremde, warnen vor manchem Neuartigen oder empfehlen manche Änderungen. „Der Invalidengefreyte Freymuth" erstattet von Zeit zu Zeit seinen „Rapport" aus den verschiedenen Ämtern, die er auf ihre ökonomische Lage hin revidiert hat.

Rührt auch der größte Teil dieser Artikel und Episteln nicht von Claudius selbst her, so hat er doch die ganze Art, die Themata dem Landmann in dieser Weise mundgerecht zu machen, angeregt und, wie mir scheint, auch beaufsichtigt. Für sich selbst schuf er, wie im WB den Vetter Andres, die Figur des alten lahmen Invaliden Görgel. Von einem Invaliden-Institut ging die Zeitung aus, ein Invalide trug sie den Abonnenten in die Wohnung[78]), daher spielen die Invaliden in ihren Spalten eine solche Rolle. Görgel eröffnet den 1. Jahrgang mit einem Neujahrswunsch[79]), in dem bemerkenswerterweise „dem lieben Bauernstande" und den Fürsten „ein recht gutes Jahr" gewünscht wird, in schwachen prosaischen Versen, unterzeichnet: „Görgel, einst auch A—s genannt, Plenipotentiar der sämtlichen Invaliden". In kürzeren und längeren Briefen unterrichtet Görgel dann seinen Herrn über eingewurzelte Vorurteile oder ökonomische Reformen und soll dadurch belehrend auf die Zeitungsleser einwirken. Was von den Görgeliana einigermaßen wichtig ihm erschien, hat Claudius in seine Sämtlichen Werke aufgenommen[80]); im allgemeinen bemühen sie sich, einen naiven Ton zu treffen, was dem Dichter auch in einigen, besonders in dem Billetdoux wegen des harten Winters und in dem Schreiben zur Hochzeit des Erbprinzen, gelungen ist. Sie hat Claudius mit dem Herzen geschrieben, hier sprach seine eigene Gesinnung heraus, einmal für die Armen, denen das Holz im harten Winter ausgeht, das andere Mal für das Fürstenhaus, in dessen Diensten er jetzt steht, und auf das er mit offener Seele Segen von oben herabwünscht[81]). Den wenigen übrigen Artikeln merkt man es an, daß Claudius sie sich abgequält hat, weil er mußte, nicht aus Interesse für die Sache, sondern aus dem Zwang der Pflicht. Auch in den kleinen Notizen und Nachrichten offenbart sich die hie und da schelmisch redigierende Hand des einstigen Wandsbecker Bothen[82]).

Ein Vierteljahr führte Claudius die Redaktionsgeschäfte der ‚Landzeitung'; dann legte er sie infolge seines Ausscheidens aus dem Hessischen Staatsdienst überhaupt nieder und empfahl dem Minister als seinen Nachfolger den „jungen

Advocaten" Hans Wilhelm Hoffmann[83]), der die Herausgabe fernerhin übernahm und „dafür sorgte, daß die Zeitung auf der Höhe blieb"[84]).

Sein Ausscheiden aus dem Dienst erfolgte nicht ganz freiwillig, wenn auch nicht ungern. Am 26. Februar schrieb ihm Moser einen langen, persönlich milde gehaltenen Brief, in dem er ihm Vorwürfe macht über seine Unlust zur Arbeit, ihn beschuldigt, seine Vorgesetzten hinter ihrem Rücken verleumdet zu haben und ihm schließlich die Wahl stellt, entweder noch wenigstens das Jahr 1777 zu bleiben und die Land-Zeitung weiter zu redigieren oder seine Kündigung einzureichen. In würdigem Tone verteidigt sich Claudius gegen die Vorwürfe; er habe freilich seine Tätigkeit „sehr sonderbar" gefunden, ebenso das Betragen des Direktors Eymes gegen ihn, vor dessen Charakter er übrigens nicht die geringste Achtung habe; er sei also in seinen Erwartungen getäuscht worden und bitte um seine Entlassung[85]). Das Gesuch wurde genehmigt, und er war wieder frei. Die Freunde und Bekannten waren im allgemeinen wenig erstaunt über den raschen Wechsel. Manche hatten es vorhergesehen, andere hielten es für das einzig Richtige[86]). Nur Herder war anfangs unangenehm berührt, da er sich in Darmstadt kompromittiert fühlte durch die Untauglichkeit seines Schützlings; doch sah er bald selbst ein, daß es für Claudius das Beste war, wieder nach Wandsbek zu ziehen.

Doch noch sollten er und seine Familie eine schwere Prüfung durchmachen. Infolge des ihm nicht zusagenden Klimas und dieser letzten Aufregungen verfiel Asmus Anfang März in eine schwere Krankheit, eine „Pleuresie", wie er es nennt[87]), also eine Brustfellentzündung, und rang längere Zeit mit dem Tode. Doch seine zähe und gesunde Holsteiner Natur siegte, und nun begannen die Reisevorbereitungen; denn er wollte den Abzug möglichst bald bewerkstelligen, da Rebekka einer neuen Niederkunft entgegensah. Vorläufig fehlte es ihm aber noch an Geld zum Umzug, und er wußte nicht, woher er es nehmen sollte; vergeblich hatte er das Glück im Mannheimer Lotto versucht[88]). Noch vor der Krankheit hatte er aufs Geratewohl an F. H. Jacobi in Düsseldorf, von dessen Edelmut und Wohlstand er vernommen hatte, die Bitte gerichtet (ohne ihn weiter zu kennen), er möchte ihm die nötige Summe vorschießen. „In seiner Krankheit hatte der Arzt die größte Ruhe befohlen, alle Geschäfte, alles Lesen verboten. Claudius fragte öfters nach Briefen. Als nun ein Brief aus Düsseldorf ankam, schwankte Rebekka zwischen Pflicht und Gewissen, ob sie ihn dem Kranken geben dürfe. Sie gab ihn endlich hin, und Claudius rief: Gott sei Dank! ich bin gerettet und genas nun auch leiblich." So berichtet die Jacobische Familientradition[89]), und wir haben keinen Grund, ihr zu mißtrauen, da eine Briefstelle Herders[90]) die Erzählung stützt. Doch brauchte Claudius Jacobis Anerbieten nicht anzunehmen, da ihm

auf Herders Empfehlung hin die großherzige Herzogin Luise von Sachsen-Weimar, bekanntlich eine Tochter der großen Landgräfin, die Mittel zur Reise sandte[91]).

Der dichterische Ertrag der Darmstädter Episode ist gering. Abgesehen von den Görgeliana sind überhaupt nur fünf Gedichte in diesem Jahre entstanden; auch ein Beweis dafür, daß Claudius sich innerlich nicht wohl fühlte, seine Seelenstimmung nicht harmonierte mit seinem Außenleben, aber auch ein Zeichen dafür, daß seine Dichterader allmählich zu versiegen begann. Am 12. Juli 1776 sandte er, zugleich mit dem Schweizer Volkslied „Es hätt ä Buhr ä Töchterli", das ‚Morgenlied eines Bauermanns' an Voß für dessen Musenalmanach, fügte aber gleich die Worte bei: „ich verspreche Ihnen nicht mehr als dies Lied, und wenn ich Ihnen von alten Zeiten her nicht gewogen wäre, hätten Sie gar nichts erhalten"[92]). Das klingt beinahe so, als hätte Claudius sich auf des Freundes dringende Bitte erst hingesetzt und für ihn das Lied verfertigt. Es ist jedenfalls herausgewachsen aus seiner Arbeit in der Oberlandkommission, und eröffnet die Reihe seiner Bauernlieder, die in (vielleicht bewußtem) Gegensatz zu denen J. M. Millers[93]) gesungen sind. Dieser zeigt den Bauer von einer unwahren sentimentalen Seite, in Gefühlen schwelgend, in Freude und Trauer. Claudius, das Landkind, versteht den Bauern besser; er führt uns zu ihm hinaus aufs Feld, wo er bei Sonnenaufgang sein hartes Tagewerk beginnt, und sucht ihn bei der Arbeit auf; Gottvertrauen, Selbstgenügsamkeit sind die Charakteristika seiner einfachen und derben Bauerngestalten. Vermutlich eine wahre Begebenheit hat den anspruchslosen Schwank ‚Wächter und Bürgermeister' veranlaßt, den Claudius am 18. September 1776 als Futter für den Almanach, noch kurz vor Toresschluß, an Voß sandte[94]). In derselben Zeit entstand eines seiner zartesten und sinnigsten Gedichte ‚Anselmuccio'. Am 3. September hatte er auf die Kunde der Geburt von Herders zweitem Sohne in dem Glückwunschbriefe geschrieben: „Aber warum Eure Carolina lauter Knaben, und meine Rebecca lauter Mädchen an die Welt bringt begreif ich nicht, Ihr mögt denn besondre Schwänke haben, davon unser einer nichts weiß. ich hätte gern einen Knaben, wenn mir Gott einen geben wollte"[95]). Als sich nun Rebekka von neuem Mutter fühlte, dichtete er in froher Vaterhoffnung die sehnsüchtigen, aus dem Heitern ins Nachdenkliche und schließlich ins Neckische schillernden Verse und überschrieb sie in Erinnerung an den erstgeborenen frühverstorbenen Sohn ‚Anselmuccio'. Am 1. Oktober ging das Gedicht an Voß ab, kam aber zu spät und konnte erst in dem folgenden Musenalmanach veröffentlicht werden[96]). Ebenfalls ein Familiengedicht, allerdings eine herzlich schwache Reimerei, ist die ‚Motette, als der erste Zahn heraus war', wohl auf das Zahnen der zweiten Tochter Christiane verfertigt[97]). Tiefe Anschauung und Gefühl atmet wieder das letzte Gedicht aus diesem Zeitraum,

‚Nach der Krankheit‘ betitelt, aus der Stimmung der eben überstandenen schweren Krankheit heraus gesungen. Wie einst, ist ihm auch hier Freund Hein der milde Tod, der ihn, wie das Mädchen, sanft von der Erde wegnehmen will. Rührend ist der Schmerz seiner Frau geschildert:

„Sie sprachen Trost, die um mein Bette sassen;
Lieb Weibel grämte sich,
Ging auf und ab, wollt sich nicht tröſten lassen,
Und weinte bitterlich“.

Und dann am Schluß, mit der Hindeutung auf die Sorgen, die nach dem Aufgeben der festen Darmstädter Stellung in der alten Heimat Wandsbek seiner harren, trotzdem durchbrechend die Lebensfreude des Genesenden:

Und ich genaß! Deß muß ich Gott hoch loben!
Die Erde ist doch schön,
Ist herrlich doch wie seine Himmel oben,
Und lustig drauf zu gehn!

Will mich denn freun noch, wenn auch Lebensmühe,
Mein wartet, will mich freun!
Und wenn du wiederkommst, spat oder frühe,
So lächle wieder, Hain!“[96])

Damit endigt die erste der beiden Epochen in Claudius’ Leben. Der Ausflug in die große Welt, den er gewagt, war ihm nicht gelungen, er war nur geschaffen für ein stilles äußeres und inneres Leben. Ihm war beschieden, aus einem kleinen Erdenkreis heraus segensreich zu wirken, nicht im lauten Trubel der Menschen.

Kapitel VII.

In Wandsbek 1777—1789.

Am 27. April 1777 verließ der Reisewagen, in welchem Claudius mit Frau und Kindern saß, die Tore Darmstadts und rollte gen Norden. Wieder ging die Fahrt über Gießen, wo Höpfners[1]), über Göttingen, wo Hahn[2]), aber leider nicht Bürger[3]), und über Hannover, wo Boie und Döring[4]) begrüßt wurden; ein Abstecher nach Wolfenbüttel konnte trotz Lessings Wunsch[5]), der vielleicht daran dachte, den brotlosen Freund bei seiner Bibliothek unterbringen zu können[6]), nicht gemacht werden, da die Stadt, ebenso wie Gleims „Hüttchen“ in Halberstadt, zu weit außer dem Wege lag. Am 4. Mai kamen die Reisenden in der alten vertrauten Heimat an, wo Voß bereits auf Claudius’ Bitten ihr altes Häuschen ihnen wiedergemietet hatte[7]). „Wir sind hier richtig gearrivíret, und Frau und Wagen haben gut gehalten, ist uns auch auf dem Wege gottlob kein Unfall begegnet; nur, versteht sich, zwischen Münden und

Göttingen wären wir bald umgeworfen worden, und an einigen andern Dreckorten auch, wo die herrliche hannöversche Chaussée fehlt. — Unter andern ist mir der ansehnliche Dreck bey Friedberg und Butzbach noch in frischem Andenken .... Die Nachbarn und Vetter machen hier verzweifelt große Augen, daß der Hr. Oberlandcommissarius Wohlgebohren so bald wiedergekommen und die doctrin von dem Clima will ihnen nicht allerdings einleuchten. Die Bäume sind hier izo fast grün ... Caroline springt vom Morgen bis Abend im Garten auf und ab und ihr Herr Vater auch; sie hat Darmstadt schon ganz vergessen und ihr Herr Vater auch", so lautete der Reisebericht an Merck[8]).

Haus und Garten waren noch unverändert; noch stand das bretterne Gerüst da, das Claudius sich im Garten hatte errichten lassen, um droben zu liegen, Kaffee zu trinken und Tabak zu schmauchen[9]), die alten Bäume rauschten wie einst, und die Blumen begannen zu blühen, wie in den früheren Jahren. So mochte man denken, die Darmstädter Zeit sei nur ein böser, schwerer Traum gewesen, aus dem man endlich erwacht sei, und mit neuer Wonne das alte Leben beginnen.

Vor allem dankte Claudius seinem Schöpfer für die glückliche Heimkunft Rebekkas; denn vier Wochen darauf, am 4. Juni, gebar sie das dritte Mädchen[10]), das in der Taufe den Namen Anna erhielt.

Die Freunde fanden, daß sich der Charakter des Boten geändert habe. „Claudius ist nicht so munter, wie er war ... Seine Krankheit hat noch Spuren zurückgelassen; und Nahrungssorgen, und Verpflichtungen, die man unwürdigen Wohlthätern schuldig wird, Zerstreuungen pp.", schildert ihn Voß bei einem späteren Zusammentreffen in Hamburg[11]). Claudius war selbst dem Tode nahe gewesen; sein Schwiegervater war kurz nach der Rückkehr gestorben, und er hatte in einer tiefempfundenen „Parentation" ihm die Leichenrede gehalten, die in den Worten gipfelte: „Es ist doch alles eitel und vergänglich, Sorge, Furcht, Hofnung, und zuletzt der Tod! — Die Zeit wird kommen, Andres, wo sie uns auch in Leinen wickeln und in einen Sarg legen. Laß uns thun, lieber Junge, was wir denn gerne möchten gethan haben, und unser Vertrauen auf Gott setzen!" (Asmus III, S. 194—198.) Ihm war auch aufgegangen, wie ungeeignet für jede geregelte Arbeit er sich gezeigt hatte, das nagte an ihm und mußte erst überwunden werden. Seine innere Ruhe hatte er noch nicht wiedergefunden, und daher anfangs der „scherzhaft gezwungene Ton, mit dem er über sein Schicksal sprach".

Das Amt wich wiederum der Idylle. Das äußere Leben in Wandsbek gestaltete sich allmählich so behaglich und gemütlich wie in den früheren Jahren. Im Frühling 1777 hatten sich endlich Voß und Ernestine vereinigen dürfen; kecklich baute das junge Paar seinen Herd auf den Musen-Almanach

auf und hoffte in die Zukunft. Asmus und Rebekka halfen ihnen treulich bei der Einrichtung des kleinen Haushalts, und eine innige Freundschaft entspann sich während des jährigen Zusammenseins beider Familien an demselben Orte. Trauliche Schilderungen Ernestines sind erhalten, die uns das bescheidene und vergnügte Stilleben in Wandsbek malen, und kein Nachgeborener vermöchte mit dem gleichen Verständnis die Stimmung so stark nachzuempfinden. Daher sei hier einiges daraus mitgeteilt:

„Beim Einräumen [im neuen Haus] fehlte es nicht an hülfreichen Händen; besonders thätig zeigten sich Wilm, Claudius und Rebekka. Diese geleiteten uns auch Abends nach Haus, und Claudius zündete aus seiner Handlaterne das erste Licht an, und hielt dann einen feierlichen Sermon über Einigkeit und Sparsamkeit, und daß die Frau in ihrem Ehemann den rechtmäßigen Herrn anerkennen, dieser aber seine Herrschaft auch nicht über Gebühr ausdehnen müsse . . . Abends waren wir häufig mit Claudius zusammen, und in dem Hause, wo nach vorhergegangener Untersuchung das meiste Essenswürdige sich fand, ward die Tafel gedeckt. Eine bedeutende Rolle spielten ein Stück kaltes Pökelfleisch oder ein Karpfen, den man vom Fischer im Schloßgarten selbst aus dem Teiche heben sah, und ins Schnupftuch gebunden nach Hause trug. Aber auch bei Reisbrei und abgesottenen Kartoffeln konnten wir sehr lustig sein. Wenn Claudius bei uns war, so hatte er immer seine älteste Tochter mit einem Kreuzgürtel auf den Rücken gebunden; die ward dann in unser Bett gelegt, bis sie wieder heimgingen . . . . Sowie nun alles seinen ebenen Gang genommen hatte, beschlossen wir Mumsens, Voßens treue Rathgeber und Aushelfer in jeder Verlegenheit, zum Mittagsessen einzuladen. Mit Claudius war früher ausgemacht worden, daß, wenn Hamburger Gäste da wären, jede Hausfrau eine Schüssel liefern sollte. Aber diesmal wollte Voß es sich nicht nehmen lassen, die Hauptperson in der Anschaffung zu sein. Claudius lieferte Austern, und gewiß ich habe auch das meinige gethan. Solche Schmäuse gab es den Winter mehrere, wozu auch manchmal ein Stück Hamburger Rindfleisch gemeinschaftlich gekauft ward. Klopstock war mehrmals da, einmal mit Schönborn, öfter allein, wo er dann unbeschreiblich liebenswürdig sein konnte. Auch Campe kam häufig mit seiner dreijährigen Tochter zu Fuß hinaus. . . . . Sehr häufig besuchten wir Claudius Schwiegermutter, die eine Wirtschaft für honette Bürgerfamilien hatte, und mit ihren zwei unverheiratheten Töchtern die Gäste gemütlich zu unterhalten verstand. In ihrem großen Garten waren zwei Kegelbahnen, von denen wir eine in Besiz nahmen. Claudius war Präsident dieser Gesellschaft, und ohne seine Erlaubniß wurde keiner zugelassen. Außer dem Wandsbecker Zirkel nahm man auch Hamburger auf, wenn's einzelne Herren waren. Die Wandsbecker Frauen hatten freien Zutritt, und beim Spiele ward ihnen eine Anzahl Kegel vorausbezahlt. Jeder Luxus war hier strenges Verbot, nicht einmal Kaffee oder Thee ward eingeräumt, bloß Kaltenhöfer Bier, für Claudius ein Ideal, und reines Brunnenwasser; dazu Butterbrot mit Käse und kaltem Braten. Manchmal kegelten wir bis zehn Uhr, bei Licht und im Mondenschein[12]). Auch gesungen durfte werden, außer wenn Pastor Milow da war, der mit kegelte, ohne dadurch bei seiner Gemeine Anstoß zu erregen.“[13]).

Wie einst, besorgte Claudius wieder in Vossens Abwesenheit den Druck des Musen-Almanachs[14]) und vermittelte Kompositionen von Bach für die

Anthologie[15]). Die kleinen Familienfeiern tauchten wieder auf und wurden mit komischer Grandezza und würdiger Heiterkeit, auch mit ausgelassenem Frohsinn festlich begangen[16]). Öfter scheute man nicht die Dreiviertelstunde Weges, zwischen den Landhäusern der Reichen hindurch, nach Hamburg, um ein schönes Konzert anzuhören oder im Schauspielhause ein gutes Stück zu betrachten[17]). Musik ward eifrig getrieben; ein kleines Orchester war aus Wandsbekern Bekannten zusammengestellt worden, das wöchentlich einmal eifrig probte und übte[18]).

Da das alte Miethaus allmählich ihnen über den Kopf zusammenzufallen drohte und im Winter recht feucht war, kaufte sich der Dichter im Herbst 1781 ein neues mit einem größeren Garten und einer Wiese, auf welcher an Stelle der Ziege eine Kuh, das Geschenk der Gutsherrin Julia v. Reventlow, ihr Futter finden und dem Besitzer ihre Milch spenden konnte; Fastnacht 1782 fand der Umzug statt[19]).

Den Garten pflanzte Claudius selbst, beschnitt und okulierte die Obstbäume oder lag im Grase, den Vögeln lauschend und ein Lied ersinnend, oder spielte mit seinen Kindern, die sich allmählich mehrten und sein ganzes Glück bildeten.

Der Tochter Anna folgte am 2. September 1779 eine vierte, Auguste, und am 16. Mai 1781 eine fünfte, Trinette. Dann ward endlich der langersehnte Stammhalter Johannes am 8. Mai 1783 geboren; im nächsten Jahre, am 15. Dezember 1784, wiederum eine Tochter, die nach der Mutter Rebekka getauft wurde, und am 6. Dezember 1786 erblickte der zweite Sohn Matthias Heinrich das Licht der Welt, welcher aber schon nach anderthalb Jahren, am 4. Juli 1788, für immer die Augen schloß.

In Wandsbek, in Haus und Garten spann sich Claudius allmählich ganz ein und wollte wenig wissen von dem lauten Treiben der Welt da draußen[20]). Mit den Hamburger Kreisen, besonders mit Klopstock, Mumsen und Hensler, behielt er zwar enge Fühlung, gern verkehrte er auch im Hause der Erzieherin Karoline Rudolphi[21]); doch sagte ihm die laute und großartige Geselligkeit in den gebildeten Kaufmannszirkeln, bei Sievekings und Büschs, ebensowenig zu wie der ästhetische Teetisch im Hause Reimarus[22]). Er fühlte deutlich, daß er in diese glänzende und gewandte Sozietät nicht hineinpaßte, und zeigte sich nur selten dort.

Dafür unterhielt er einen regen Briefwechsel mit den auswärtigen Freunden. Voß war schon im Jahre 1778 als Rektor nach Otterndorf im Lande Hadeln, jenseits der Elbe, berufen und trauernd entlassen worden. Er selbst war ein saumseliger Briefschreiber, seine Korrespondenz besorgte meist Frau Karoline, und von Wandsbek wiederum flogen von Frau Rebekkas Hand Briefchen nach dem Marschenort, die in rührender Einfalt und fraulicher Anmut von Mann

und Kindern, von Freunden und Nachbarn, von den kleinen Sorgen des Haushalts getreulich berichteten; Asmus selbst streute hie und da ein Schreiben bei, übersandte Gedichte zum Musenalmanach von sich und Fremden und besprach Literarisches mit dem spärlich erwidernden Freunde[23]). Diese seltenen Antworten von Voß hatten einen tieferen Grund, als Mangel an Zeit; er konnte mit Claudius nicht mehr vollkommen übereinstimmen, dessen immer stärker hervortretende Neigung zu einem positiven Christentum schmeckte dem Rektor nach Schwärmerei und Mystik, und wenn er auch einem offenen Bruch aus dem Wege ging, vermied er es doch, sich mit Claudius persönlich darüber auseinanderzusetzen. Wie richtig und scharf Claudius Vossens Inneres erkannt hatte, beweist die Charakterisierung, die er in einem Briefe an Herder entwirft. Ohne es auszusprechen, läßt er zwischen den Zeilen lesen, daß er zwar für Voß Sympathie hegt, aber nicht warm mit ihm werden kann[24]).

Ähnlich gestaltete sich das Verhältnis zu Herder[25]). Auch hier beantwortete hauptsächlich Frau Karoline die an ihren Mann gerichteten Episteln aus Wandsbek. Büchersendungen gingen hin und her, jeder überschickte dem andern seine neuen Werke und Schriftchen. Aber ebensowenig wie Herder mit dem tiefen, wenn auch verworrenen Buch St. Martins, das Claudius in Übersetzung hatte, übereinstimmen mochte, gefiel dem Boten die Art, mit welcher der Generalsuperintendent in seinen ‚Theologischen Briefen' die Mystiker und Schwärmer heruntergezogen hatte; auch die ‚Gespräche über die Seelenwanderung' waren nicht nach seinem Geschmack, und er fühlte sich durch die darin auftretende Figur des Charikles, allerdings zu Unrecht, leise düpiert[26]). Auch bezeugt die Kritik, welche er brieflich an Herders ‚Ideen' übte, die vollkommen entgegengesetzte Stellung seiner Grundanschauung in Betrachtung der Welt und ihrer Begebenheiten; aber die herzliche, dankbare Gesinnung, welche er zu dem alten Freunde hegte, verlor sich nie, und im Kampf gegen Kant fanden sie sich später auf einer Seite wieder.

Der dritte im Bunde der engeren Freunde war Hamann in Königsberg. Er liebte Claudius, ohne ihn je von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben; in ihm spürte er einen Teil jener ursprünglichen Gotteskraft wirken, die nach seiner Auffassung alles Sein in der Welt hervorbringe. Einmal trug er sich mit dem Gedanken, Asmus nach Königsberg einzuladen, und hatte sich dazu schon 100 Taler abgespart, doch wurde begreiflicherweise nichts aus dem Plan[27]). Flugblätter und Schriften flatterten von Preußen nach Holstein[28]), ein mitunter zwar jahrelang stockender Briefwechsel setzte ein; und mochte auch Claudius den Stil des nordischen Magus, die Handschrift des Schreibenden oft kaum enträtseln können, so fühlte er doch, daß dort ein warmes Herz für ihn schlug, welches an seinem Wohlergehen den innigsten Anteil nahm; hatten sich doch

beide gegenseitig zu Paten ihrer Kinder erkoren. Bisher konnten wir nur aus Briefen beider an andere auf den Inhalt ihrer Korrespondenz schließen; ein glücklicher Zufall bescherte mir drei Schreiben Hamanns an Claudius aus den 80er Jahren ins Haus, so daß wir jetzt in der Lage sind, die Art und Weise ihrer epistolen Unterhaltung deutlicher zu fassen[29]). Persönliches, Familienverhältnisse, eigenes körperliches und geistiges Befinden nehmen einen breiten Raum ein; Erörterungen über literarische Dinge sind seltener; durchreisende Freunde werden empfohlen. Eifrig sammelt Hamann Subskribenten für Asmus' Werke, bittet dringlich um ein „Dedications=Exemplar von Irrthümern und Wahrheit", an dem ihm mehr gelegen sei „als an allen schönen Schilderungen und Kleinigkeiten in gantz Wandsbeck". Herders ‚Ideen' dünken Hamann „ein Meisterstück platonischer Beredsamkeit", und er würde Herder gern in Berlin in einträglicher Stellung sehen. Echtes Gottvertrauen spricht aus den Zeilen, und das machte die beiden Männer einander wert. Einen letzten Liebesdienst konnte Claudius dem Freunde erweisen, als er in F. H. Jacobis Auftrag die Nachricht von Hamanns Tod und Begräbnis in Münster in die ‚Neue Hamburger Zeitung' einsandte[30]).

Mit Gerstenberg in Lübeck wird der persönliche und briefliche Verkehr wieder aufgenommen[31]). Für den Freund muß Claudius mannigfache Bücherbestellungen in Hamburg erledigen, wieder bildet die Musik einen Hauptgegenstand der Korrespondenz, und Claudius erstattet sorgsam Bericht über Konzertaufführungen in Hamburg und neue Musikstücke, die ihm zu Ohren gekommen sind[32]). Da bares Geld im Wandsbeker Häuschen oft ausging, half der Lübecker Resident mit Darlehen nach; dafür gingen in guten Zeiten allerlei schmackhafte Sendungen für Küche und Keller (besonders Wein) nach der Trave, wie überhaupt Claudius nie verfehlte, auch den sonstigen Freunden, Hamann, Herder, Voß, von den Schätzen der Elbe und des Meeres für ihren Haushalt Zusteuer zu leisten und Weinproben ihnen zukommen zu lassen.

Mit Friedrich Heinrich Jacobi verband den Boten ebenfalls treue Freundschaft[33]). Beider Anschauungen in Philosophie und Theologie berührten sich. Auch Jacobi glaubte an einen Gott, welcher den Menschen die Wahrheit im Gefühl, im Inneren mitgegeben habe; diese Wahrheit sei den Menschen aber durch ein unerforschliches Ereignis, der auch in der Auffassung als Sündenfall seine Erklärung nicht erhalte, verloren gegangen, und nun irre der Mensch. Unzertrennlich sei ihm als Mensch der Begriff einer ersten Ursache aller Dinge geblieben, aber es sei unmöglich, durch den Verstand diese letzte Ursache in logischer Mechanik zu demonstrieren oder aus sinnlichen Wahrnehmungen zu erklären; dann käme man nur zu einem toten Wesen ohne Förmlichkeit. Gott

offenbarte sich vielmehr dem Menschen im Gefühl unmittelbar; und diese Offenbarungen müsse der Mensch lernen, von den empirisch gewonnenen Erfahrungen wie von den Verstandeseindrücken zu reinigen, dann könne er zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen hoffen. Mit solcher Religionsphilosophie konnte Claudius wohl zufrieden, wenn auch nicht einverstanden sein. Er sah nicht im Irren, sondern im Sündigen des Menschen die Folge jenes zerstörenden Urereignisses, und nicht das Gefühl, sondern die geschichtliche Tatsache der Erlösung und Vergebung durch Christi Tod und der sinnveränderte feste Glaube daran war ihm das Heilmittel der Menschheit. Dennoch fühlten beide das gleiche Ziel, welches sie im Auge hatten; ja der Philosoph fühlte mit unbefriedigter Sehnsucht die Überlegenheit, die in religiösen Dingen der Kinderglaube des Boten besaß, wenn er einmal schreibt: „Sein Christentum ist so alt als die Welt. Ihm selbst aber ist sein Glaube nicht bloß höchste und tiefste Philosophie, sondern etwas darüber noch hinaus, wie ich mir es auch wohl wünschen könnte, aber nicht zu verschaffen weiß". Auch praktisch betätigte sich die Freundschaft beider. Der mit einem reichlichen Vermögen ausgestattete Philisoph hatte bereits bei der Abreise von Darmstadt geholfen und half weiter mit Geldgeschenken und Unterstützungen. Im Frühjahr 1770 vertraute er, da ihm Wieland vom Dessauischen Philanthropin dringend abgeraten hatte[34]), Claudius seine beiden Söhne zum Unterricht an[35]) und zahlte ein recht ansehnliches Entgelt. Mit regem Eifer widmete sich dafür Claudius dem Unterricht und der Erziehung der Freundeskinder, lehrte sie selbst jeden Vormittag Sprachen und Mathematik und reihte sie in sein Hausorchester ein. Viel Freude bereitete ihm die Einführung der Knaben in das religiöse Verständnis, er öffnete ihren Sinn schlichter, wahrer Gotteserkenntnis und erntete auf dem wohlvorbereiteten Boden reiche Frucht. Wie für Hamann, überwachte er für Jacobi den Druck des ersten Bandes von dessen vermischten Schriften, der 1781 herauskam[36]).

Friedrich Leopold v. Stolberg, dem er in religiöser Grundauffassung nahestand[37]), Kapellmeister Reichardt, der sich eine Zeitlang in Hamburg aufhielt[38]), Boie in Hannover[39]), Miller in Ulm[40]) und last not least Vater Gleim in Halberstadt[41]) waren weitere Korrespondenten von Claudius, der nicht selten unter der Brieflast seufzte und seinen Verpflichtungen säumig nachkam.

Manche der Freunde kannten Claudius persönlich überhaupt nicht, wie Hamann; die meisten indes versäumten es nicht, wenn sie ihr Weg nach Hamburg führte, einen Abstecher nach Wandsbek zu unternehmen und die gastliche Schwelle des Boten zu betreten. So erschien fast jedes Jahr Fritz Stolberg, den seine verwandtschaftlichen Bande an die Familie Schimmelmann fesselten, in Wandsbek, mit ihm die heißverehrte, zu früh dahingeschiedene Gemahlin Agnes[42]). Mit den Schwestern Katharina und Augusta traf man ebenfalls

oft zusammen, in Hamburg oder Wandsbek[43]. Auch die Freunde aus Lübeck, Gerstenberg und Overbeck, stellten sich ein[44], ebenfalls natürlich Freund Voß aus Otterndorf[45]. Der „Apostel" Christoph Kaufmann, welchen Claudius in Darmstadt kennen gelernt hatte, weilte drei Wochen unter seinem Dache[46]. Mit dem Königsberger Kreise verknüpften ihn Besuche wie der des Musikus Reichardt[47] oder des jungen Hill, Hamanns „Onesimus"[48]; Lavater sandte ihm junge Schweizer, Gleim einen gewissen Stubenrauch ins Haus[49]. Aus Göttingen sprach der Satiriker Lichtenberg auf der Durchreise bei ihm vor[50], ohne ihn allerdings anzutreffen; der Kanzleidirektor Göckingk, der Verfasser der lebenswarmen ‚Lieder zweier Liebenden', welcher ihn zur Mitarbeit an seinem ‚Journal von und für Deutschland' eingeladen hatte, machte seine Aufwartung[51]. Am erfreulichsten, weil seit langem ersehnt, waren ihm die Besuche Herders[52] und Gleims[53], am nutzbringendsten für Seele und Herz der Friedrich Heinrich Jacobis, welcher Herbst 1780 seine Söhne selbst wieder abholte[54].

Grüße von dem Gallitzinschen Kreise in Münster brachte Johann Michael Hamann, welcher den Vater zur letzten Ruhe gebettet hatte, im Juli 1788 nach Wandsbek in Claudius' Haus[55]. Im Frühjahr 1778 hielt sich Christian Jakob Wagenseil bei Voß auf, wurde mit Claudius befreundet und widmete ihm das Singspiel ‚Ehrlichkeit und Liebe' (Gotha 1779), in welches er das auf Claudius 1778 in Wandsbek gedichtete Lied „Arm und klein ist meine Hütte" aufnahm[56].

Auch Fremde, mit denen Claudius vorher kaum in Berührung getreten war, suchten ihn auf. Wider seinen Willen war er zu einer literarischen und noch mehr menschlichen Berühmtheit geworden, und häufig pochten Reisende an seine Tür, um ihn zu sehen. Im allgemeinen nahm er sie gern und geduldig auf; aber aufdringlicher Autographenjäger und Anekdotenspäher konnte er sich in recht sarkastischer und derber Art entledigen[57]. Zweimal, 1781 und 1785, kehrte Karl Philipp Moritz bei Claudius ein und freundete sich mit ihm an[58]; auf einem Ausflug von Kiel nach Altona im Sommer 1782 lernte der Däne K. L. Rahbek Claudius kennen, ohne leider Näheres davon zu berichten[59]. Der Dichter Matthisson, der 1783 in Altona als Erzieher der beiden Söhne der leidenden Gräfin Juliane von Sievers lebte, machte am Krankenlager der Gräfin die Bekanntschaft des Bothen und erwiderte in Begleitung seiner Zöglinge den Besuch in Wandsbek. „Claudius gehört zu den wenigen in der deutschen Gelehrtenrepublik namhaften Sterblichen, wo Mensch und Schriftsteller die nämliche Person ausmachen und wo man den einen eben so lieb gewinnen kann als den anderen", so faßte er die nachhaltige Wirkung zusammen, welche er von Claudius' Persönlichkeit empfangen hatte[60]; später erneuerte er die Bekannt-

schaft mit Freuden. Der Karlsruher Hof- und Stadtvikarius Christoph Friedrich Rinck kam mit Empfehlungen von Lavater zu kurzem Besuch in des Bothen Haus und schildert mit kühler Aufmerksamkeit die nachlässige Kleidung, die Wortkargheit und die Wohnung des Visitierten[61]). Im Herbst desselben Jahres 1785 fuhren zwei Damen bei ihm vor, die schöngeistige, zartempfindende kurländische Freifrau Elisa v. d. Recke und ihre sensible Begleiterin Sophie Becker; Grüße von Hamann brachten sie mit, wurden zum Wurstfrühstück gebeten und revanchierten sich durch eine Gegeneinladung zum Mittagessen im Wirtshaus. Der Gesellschafter Claudius setzte sich bei ihnen ins beste Licht, und die angenehmsten Eindrücke nahmen die Besucherinnen mit[62]). Häufig stieg der deutsch-dänische Dichter Jens Baggesen bei Claudius ab; seit 1787 datierten die herzlichen Beziehungen beider, von denen Claudius' Eintrag in das Stammbuch Baggesens Zeugnis ablegt; über eine humoristische Segelfahrt berichtet der Poet, die sie in lustiger Gesellschaft auf der Alster „ans Ende der Welt" unternahmen, und die als Ergebnis ‚Herrn Urians Reise um die Erde' hervorbrachte. Noch bis tief in die neunziger Jahre finden wir Baggesen in Wandsbek; als er sich „nach dem Tode seiner geliebten Sophie von Mai bis Juli 1797 in Hamburg aufhielt, trugen Claudius und seine Rebekka wesentlich dazu bei, Baggesen aus dem lethargischen Zustande zu reißen, dem er sich seitdem hingegeben hatte"[63]).

Wovon lebte nun eigentlich Claudius nach seiner Rückkehr aus Darmstadt? Diese Frage legten sich vor allem mit sorgenvoller Miene die Freunde vor, welche gewohnt waren, für ihn zu denken und zu handeln. Da ist die Rede davon, ihn als Küster unterzubringen[64]), ein anderer schlägt vor, ihm die Fortsetzung der ‚Deutschen Chronik', deren Herausgeber Schubart auf dem Hohenasperg gefangen saß, anzuvertrauen[65]), Lessing schien auf ein Ämtchen an der Wolfenbütteler Bibliothek, Herder auf eine Organistenstelle in Weimar zu sinnen[66]). Der Verleger Dieterich trug ihm den durch Boies Fortgang verwaisten Göttinger Musen-Almanach an, doch lehnte Claudius ab, um Freund Voß, der seinen eigenen Almanach eben zum erstenmal hatte hinausgehen lassen, nicht durch Übernahme des Konkurrenz-Unternehmens zu schädigen[67]). Claudius selbst mochte oft bange um die Zukunft gewesen sein; doch mit entschlossenem Willen schüttelte er alle bangen Fragen ab und antwortete frischweg an Herder: „Was in Wandsbeck anfangen? Übersetzen, Fortsetzung von Asmus herausgeben, und — Befiehl Du Deine Wege!"[68]). Seine eigene literarische Ader war nicht ergiebig genug, um ihn mit Familie ernähren zu können, daher griff er zur Übersetzerfeder. Doch mußten es Werke sein, die seiner Gefühls- und Denkrichtung genehm waren, sonst verschmähte er die Arbeit, wie die Übersetzung von ‚Tausend und eine Nacht', die ihm Voß angeboten hatte[69]).

Jetzt machte er sich vielmehr daran, einen französischen Roman zu verdeutschen. Der Altertumsforscher Abbé Terrasson hatte 1731 ,Sethos, histoire ou vie tirée des monuments anecdotes de l'ancienne Égypte, traduite d'un manuscrit grec' erscheinen lassen; die Lebensgeschichte des ägyptischen Prinzen Sethos ward darin in romantischer Form, Fénélons ,Télémaque' nachahmend, erzählt; die Sitten und Gebräuche, besonders die geheimnisvollen religiösen Zeremonien des alten Ägypten schilderte der Verfasser und wollte in Art der Ebersschen Schriften Belehrung und Unterhaltung verbinden[70]). Buchhändler Löwe in Breslau hatte Claudius schon im Sommer 1776 mit der Übersetzung beauftragt[71]), und als Freimaurer nahm der Dichter lebhaftes Interesse an dem Buche. Denn die weitverbreitete Meinung seiner Zeit führte die geheimnisvollen freimaurerischen Gebräuche auf die ägyptischen Mysterien zurück und stempelte das alte Wunderland der Pyramiden zur Wiege der Freimaurerei. Daher erklärt sich wohl auch die rasche Verbreitung der Übersetzung, die 1777/78 in zwei Bänden erschien, schon nach sechs Jahren erfolgte ein Nachdruck, 1794 eine neue Titel-Ausgabe[72]). Claudius übertrug den dickleibigen Roman nicht wörtlich, sondern in freier Manier, strich vor allem vieles in den historischen und antiquarischen Absätzen, „um dem Leser Langeweile zu ersparen", und machte eine geschichtliche Erzählung daraus. Für Claudius' literarische Entwicklung ist die Schrift ohne Bedeutung.

Einen anderen Plan begann er gleich nach seiner Rückkehr vorzubereiten, den er schon im oben zitierten Briefe an Herder angedeutet hatte, einen neuen Band seiner zerstreuten Schriften herauszugeben. Im August 1777 erschien in den Hamburger und Altonaer Zeitungen die Subskriptions-Aufforderung, die auch an auswärtige Freunde einzeln versandt und dem III. Bande vorgedruckt wurde. Der Anfang ist für den Verfasser zu charakteristisch, um hier übergangen zu werden: „Habe bey dieser Gelegenheit freundlich vermelden wollen, daß ich hie mit Weib und Kind glücklich wieder angekommen bin; waren am Rhein gewesen. Der geneigte Leser wird sich vielleicht noch erinnern, daß ich in Anno 1775, als der Graf Romanzow den Großvizir geschlagen hatte, und das große Erdbeben auf der Insel Ternate gewesen war, hazardirt habe, 'n Büchel meiner Sämmtlichen Werke h'rauszugeben. Das Büchel nun ist ordentlich in Zeitungen und Schriften recensirt, und meiner dabey in allen Ehren gedacht worden — wollte also wohl wieder ein's h'rausgeben! Es wird Menschlichem Ansehen nach auch so stark werden als das erste, und eben solch Zeug darinn stehen. Weil aber ein ɹǝɥɔılpǝɹ Mann mir die unverdiente Ehr erwiesen hat, mein Büchel nachzudrucken, und er's wieder thun möchte; so erfordert die Pastoralklugheit, mich durch Subscription zu decken. Wer also 's Büchel haben will, könnte etwa subscribiren, und wer Lust hat, kann Sub-

scription annehmen; ich leiste alles, was Sitte ist. Hier in Wandsbeck nimmt mein Vetter an." Die Freunde nahmen sich willig der Sache an und sammelten; Boie und Wehrs in Hannover[73]), Höpfner in Gießen[74]), Maler Müller in Mannheim[75]), Esmarch, der ihn im Sommer besucht hatte, in Kopenhagen[76]); Bürger, für dessen Gedichte Claudius wiederum den Kollekteur machte[77]), wollte in seiner Umgebung wirken[78]), Miller in Ulm sich „mit der Subscription alle Mühe geben"[79]); in Darmstadt betrieben Hesse, Wenck und Merck „die Sache mit der größten Hize" und brachten auch gegen 100 Subskribenten zusammen[80]); in Halberstadt übernahm Gleim[81]), in Weimar Herder[82]) die Kommission.

Claudius verwandte seine ganze Zeit auf das Büchelchen, und Voß versprach sich viel davon[83]); kurz nach Ostern 1778 kam es aus der Presse und wurde versandt. Daneben war eine neue Auflage von Teil I/II nötig geworden, die fast zu derselben Zeit erschien und ebenfalls pekuniären Gewinn einbrachte[84]).

Der III. Teil des Asmus unterscheidet sich wesentlich von dem I/II. und gibt eine klare Vorstellung von der Richtung, der Claudius allmählich immer mehr zuneigte, der positiv-religiösen. Es schien ihm nötig zu sein, in einer Zeit des Mißglaubens und Wankelmutes, des Deismus und Atheismus, des seichten Rationalismus und des gänzlichen Unglaubens stets von neuem zu betonen, wie hinfällig der Mensch auf dieser Erde ist ohne das Walten Gottes, wie Gott sich offenbart in der Natur, wie unser einziges Heil beruht auf dem Glauben an Christus den Gottessohn, und wie aller menschlichen Weisheit und Gelehrsamkeit letzter Schluß verstummen muß vor den Worten der Bibel, der lauteren Quelle des Evangeliums.

Daher steht jetzt die Poesie hinter der Prosa zurück. Das ‚Morgenlied eines Bauermanns' aus der Darmstädter Zeit eröffnet das Bändchen[85]); als Gegenstück dazu dichtete Claudius das schwächere ‚Abendlied eines Bauermanns'[86]). Auch der wunderbar feine ‚Anselmuccio' fand Aufnahme[87]). Die oft zitierte ‚Serenata im Walde zu singen' („Wenn hier nun kahler Boden wär") mit dem Grundton der anspruchslosen Fröhlichkeit und bescheidenen Genügsamkeit erschien zugleich im Vossischen Musen-Almanach[88]). Die gleiche Stimmung des alten Gellertschen Spruches „Genieße, was dir Gott beschieden" atmet das kunstlose Lied ‚Täglich zu singen' mit dem von Claudius stets beherzigten Schluß:

„Gott gebe mir nur jeden Tag,
So viel ich darf zum Leben.
Er giebt's dem Sperling auf dem Dach;
Wie sollt' ers mir nicht geben!"[89])

‚Nach der Krankheit‘ haben wir bereits oben gewürdigt, ebenso den Schwank ‚Wächter und Bürgermeister‘. Der herzlichen Liebe zu Rebekka entsprossen sind die Verse ‚Phidile, als sie nach der Copulation allein in ihr Kämmerlein gegangen war‘, die schon aus dem Jahre 1775 stammen und damals der jungen Liebe des Freundes Voß zu Ernestine gewidmet waren[90]. Die berühmte, in alle Schullesebücher eingekehrte parodische Romanze von ‚David und Goliath‘ mit dem „Rembrandtschen Holzschnitt" verhalf dem Humor zu seinem Recht[91], wie das anspruchslosere satirische Gedicht ‚Der Mann im Lehnstuhl‘[92]. Die Perle der Lyrik bildete jedoch das prächtige ‚Rheinweinlied‘, welches, zuerst im Vossischen Musen-Almanach auf 1776 veröffentlicht, rasch populär geworden war und zahlreichen Komponisten als willkommenen Stoff sich darbot[93]. Seiner Betätigung als Freimauer verdankt das ‚Trinklied‘ („Auf und trinkt! Brüder trinkt"), unselbständig und kunstlos in Form und Inhalt, Entstehung[94]. Kleine Epigramme, z. T. noch aus dem ‚Wandsbecker Boten‘, finden sich als Lückenbüßer eingestreut[95].

Viel stärker als in der Lyrik kommt der religiöse Grundton in den Prosa-Beiträgen zum Durchbruch. Aus dem ‚Wandsbecker Bothen‘ ist Verschiedenes aufgenommen worden: so die schöne Paraphrase ‚Er schuf sie ein Männlein und Fräulein‘, aus den Flitterwochen des Jahres 1772 stammend[96]; eng zusammen hängt damit der ‚Brief an Andres, von wegen einer gewissen Vermutung‘[97], in welchem er dem Adressaten Glück wünscht zu seiner zweiten Ehe und das von schönem Optimismus erfüllte Wort findet: „Die Weiber sind geschmeidige gute Geschöpfe, und wenn Du von einer hörst die ihrem Mann krumme Sprünge macht, kannst Du allemahl zehn gegen Eins wetten, daß er sich gegen sie nicht betrage, wie's einem christlichen Ehemann wohl zusteht." Die besonnene Kritik übende Besprechung von Herders Schrift ‚Auch eine Philosophie der Geschichte‘ (1774) wurde aus dem WB. mit Kürzungen wieder abgedruckt[98], ebenso die Rezension der ‚Funfzehn Provinzialblätter: An Prediger‘ (1774)[99]. Herders Eitelkeit war durch die bedingte Anerkennung gekränkt und beschwerte sich bei dem Verfasser; der aber hielt in einem offen erwidernden Briefe seine Meinung aufrecht[100]: „Das muß ich noch sagen, Euch desto herzlicher zu versöhnen", schloß Claudius, „daß ich, nicht um Recensions im Büchel zu haben, sondern deswegen die Anzeigen von Hamann und Euch eingerückt habe, weil ich dachte, Ihr hättet einen Platz in meinem Herzen, und so müsstet Ihr auch einen im Büchel haben." Die „Anzeige von Hamann"[101] beschäftigt sich mit der Schrift ‚Christiani Zachaei Telonarchae Prolegomena‘, welche Claudius selbst bei Bode in Hamburg zum Druck befördert hatte, rühmt den hohen Standpunkt Hamanns, verschweigt aber auch nicht die schwere Verständlichkeit seiner Sprache und seines Gedankenganges. Ebenfalls als Freundschaftsdienst haben

wir den Wiederabdruck der Anzeige von Klopstocks 'Gelehrtenrepublik' aufzufassen[102]. Die lange Besprechung von Lavaters 'Physiognomischen Fragmenten'[103] war wohl ursprünglich für den WB. bestimmt, konnte aber infolge der Kündigung nicht mehr darin erscheinen; Claudius erklärt sich nicht ganz einverstanden mit Lavaters physiognomischen Grundsätzen und meint, „es wäre sehr naiv von der Natur, wenn sie so jedwedem Menschen seine Kundschaft an die Nase gehängt hätte, und wenn irgend einer die Kundschaft lesen könnte, mit dem möchte der Henker in Gesellschaft gehen". Bei den meisten Gesichtern im Buche habe er nichts denken können, „sobald ich aber Lavaters schönen Text dazu gelesen hatte, hab ich's alles darin gefunden, und es hat mich oft recht gewundert, wie ich das alles so aus dem Gesicht sehen könnte". Der Hauptfehler der Physiognomie besteht für ihn aber darin, daß man eine Art Prädestinationslehre nun daraus ableiten könne und dadurch der Willensfreiheit „den Hals zuschnürte". „Ein Mensch ist kein Schurke, weil er 'n großes Maul hat, sondern wenn er 'n Schurke ist, so hat er 'n großes Maul." Er warnt vor einer äußerlichen Schematisierung der Physiognomik, weist darauf hin, wieviel Welträtsel für den Menschen bestehen und immer bestehen werden („Ignorabimus!") und endigt: „Die Natur hat, wie in den Apotheken, ihre simplicia und composita in verschiedene Büchsen gethan, und die äußere Form der Büchse ist das Schild, was sie darüber ausgehängt hat.. Der muß wohl sehr glücklich seyn und ein seltener Heiliger, der sie alle versteht, und ein großer Hans ohne Sorgen und Veit auf allen Gassen, der sich um keins bekümmert." Sicherlich eine der tiefgründigsten Besprechungen von Lavaters großem Werk, in ihrer Kritik ungleich wirkungsvoller als die platten Satiren und Spottschriften auf den Züricher „Propheten"! Claudius hat es auch stets abgelehnt, der Aufforderung Lavaters Folge zu leisten und physiognomische Beobachtungen zu sammeln. Dazu war ihm seine Zeit zu lieb[104].

Den breitesten Raum unter den Prosabeiträgen nimmt die 'Nachricht von meiner Audienz bey'm Kaiser von Japan' ein[105]. Schon im ersten Teil seines Asmus hatte Claudius die Romanze 'Wandsbeck', vielleicht Voltaires oder Wielands Beispiel folgend, dem Kaiser von Japan gewidmet; jetzt gibt ihm sein Humor und seine Erfindungsgabe eine amüsante Szene ein, die anfangs sich recht kurzweilig liest, aber allmählich in einen ernsten Ton übergeht und dem Leser den Zweck, welchen der Verfasser verfolgt, vor Augen führt. Die kleinen satirischen Seitenhiebe auf Literaten, Philosophen und Verleger sind nur der Auftakt zu dem großen Verteidigungsgefecht, das Claudius für seinen Freund Lessing liefert. Lessing nämlich hatte durch seine Publikation der religionsphilosophischen Schriften von H. S. Reimarus einen Sturm der Entrüstung in den Kreisen der protestantischen Orthodoxie erregt und war mit dem

Hauptpastor Goeze zu Hamburg in einen leidenschaftlichen Schriftenstreit verwickelt worden, der durch das Verbot der Braunschweigischen Regierung plötzlich abgebrochen wurde. „Verständige aufrichtige Freunde des Christentums haben schon damals anerkannt, daß Lessing durch Veröffentlichung der Fragmente und seine Gegensätze nichts gegen das Christentum getan habe“[106]); zu ihnen gehörte auch Claudius und brach eine Lanze für den verlästerten Freund. Er verteidigt ihn gegen den Vorwurf: „Die Poeten sind gewöhnlich Spötter und schlechte Heilige“, gibt eine treffende Charakteristik des Denkers, wenn er von ihm sagt: „er mag gern alles hell und klar mit seinen Augen sehen“, und interpretiert dessen theologische Gesinnungen so vortrefflich, daß Lessing ihm brieflich kurz darnach den herzlichsten Dank für den Liebesdienst ausspricht[107]). Damit machte Claudius einen Strich zwischen sich und die engherzige, intolerante Rechtgläubigkeit. Seiner religiösen Überzeugung nach bekannte er sich allerdings zur orthodoxen Religion, und er hat diese Anschauung klar und bestimmt formuliert in den Briefen an Andres, die über den Band verstreut sind. Besonders wichtig ist ‚Eine Korrespondenz zwischen mir und meinem Vetter, angehend die Orthodoxie und Religionsverbesserungen‘[108]). Die Philosophie wird als Beihilfe zur Erklärung religiöser Offenbarung strikte abgelehnt, wie einst schon im ‚Wandsbecker Bothen‘; damit sagt er dem Rationalismus und seinen Anhängern schroffe Fehde an. „Die Religion aus der Vernunft verbessern kömmt mir freylich eben so vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr stellen wollte“; oder die Philosophie ist dann ein Hasenfuß, „den Staub von den heiligen Statuen abzukehren“. Sein Glaube beruhte auf der durch die Bibel verbürgten Tatsache der durch Christum geschehenen Erlösung, welche allerdings häufig nicht mit unserer vernünftigen Erfahrung übereinstimme; dann habe sich eben die Vernunft zu bescheiden und an das Wort Pauli zu denken „daß der Friede Gottes höher sey denn alle Vernunft“, aber nicht wie „so'n Gelbschnabel zu raisonniren“. „Daß das Christentum alle Höhen erniedrigen, alle eigne Gestalt und Schöne, nicht wie die Tugend mäßigen und ins Gleiß bringen, sondern wie die Verwesung gar dahinnehmen soll: das will freylich der Vernunft nicht ein; das soll es aber auch nicht, wenn's nur wahr ist.“ Über den Geist der Religion zu streiten, ist ihm ein müßiges Beginnen, „weil den, nach der Schrift, Niemand kennt, als der ihn empfähet, und denn nicht mehr Zeit zu zweifeln und zu streiten ist“.

Dieser Nachdruck und dieser Ernst, mit dem Claudius hier und in der Folgezeit für das Christentum, wie es überliefert ist, eintritt, ist nicht etwas Neues in seiner geistigen Entwicklung. Schon früher hatten wir beobachten können, wie er stets im lebendigen Glauben an den Erlöser gewurzelt hatte und alles Menschliche im letzten Grunde darauf bezog. Nur ward ihm jetzt

sein Glaube zur Lebenssache[109]), da er nicht mehr in literarischer oder sozialer Beschäftigung sich zersplittern mußte; die Augen gingen ihm auf über die Gefahren, welche der Religion von dem trockenen, verflachenden Rationalismus oder von dem subjektiven, maßstablosen Liberalismus drohten; er fühlte sich verpflichtet, für den alten Hort in die Schranken zu treten, auf die ewigen unverrückbaren Grundlageu alles Christentums, das noch mit Recht auf den Namen „Christentum" Anspruch erheben will, hinzuweisen und die windigen, schwachen Stützpunkte des Gegners zu brechen. Keine plötzliche Änderung in seiner religiösen Überzeugung dürfen wir also annehmen, sondern nur eine Erstarkung und ein öffentliches Hervortreten des schon stets in ihm schlummernden Bewußtseins.

Bei dieser metaphysischen Richtung seines Denkens kann es nicht wundernehmen, daß er von menschlicher Wissenschaft nicht viel hält. Wiederum ist dies eine Fortführung früherer Anschauungen, die bereits im WB. zutage getreten sind. Nur zahlreicher und giftiger sind nun die Pfeile, welche er gegen die Gelehrten richtet[110]); allerdings muß er sich dafür auch eine nicht unverdiente Züchtigung von Garve gefallen lassen[111]).

Die Aufnahme des ganzen Büchelchens war im allgemeinen günstig. Die ‚Allgemeine Deutsche Bibliothek' lobte es, „wie Freund Asmus jeden Gedanken, der ihm aufstößt, oder einen an sich geringfügigen Vorfall zu wenden, zu formen, und nach seiner eignen Manier zu poliren weiß, daß er immer auf eine angenehme Art ins Auge fällt". Damals, 1779, hatte auch das Organ der Berliner Aufklärung noch nichts gegen seine religiöse Richtung einzuwenden: „Wenn es übrigens wahr ist, daß jeder Mensch in der Welt seinen eignen Glauben hat, der sich in irgend einer Weise von dem seiner übrigen Glaubensbrüder unterscheidet: so mag auch wohl jeder fromme Christ das Vater Unser nach seiner eignen Weise beten. Die Manier, die der Verfasser hat, dieses zu thun, hat er hier bekannt gemacht, und diese naive empfindsame Paraphrase hat uns unter den ernsthaften Aufsätzen vorzüglich gefallen"[112]). Wieland empfahl es im ‚Teutschen Merkur' (1783 III, S. 92f.) als eines von den Büchern, die man nicht rezensiert, sondern „ließt, und noch einmal ließt, und so oft man sich recht viel zu gut thun will, wieder ließt".

Nach dieser Sammlung eigener Schriften machte sich Claudius von neuem an eine Übersetzung, wohl wieder in Löwes Auftrag. ‚Sethos' hatte im Publikum gefallen, ein Werk ähnlicher Geistesrichtung suchte daher der Verleger aus und ließ es durch Claudius verdeutschen: ‚La nouvelle Cyropédie ou les Voyages de Cyrus' von dem aus Schottland gebürtigen Franzosen Ramsay[113]). Wiederum eine Nachahmung des Fénélonschen ‚Télémaque', aber für Claudius anziehend durch die hineinverwobene Darstellung der jüdischen Glaubenslehre, durch das

Prinzip, die monotheistische und christliche Gottesauffassung entweder latent in den sog. heidnischen Religionen nachzuweisen oder sie über diese triumphieren zu lassen. Der junge Cyrus geht zu seinem Regierungsantritt auf Reisen, lernt überall die Staatseinrichtungen (besonders in Sparta die Lykurgische und in Athen die Solonische) kennen und wird in die verschiedenen Glaubens-Systeme (Zoroaster, Hermes Trismegistus in Ägypten, Orphische Lehre des Pythagoras, Anaximander, Jüdische Lehre des Propheten Daniel) eingeweiht. Mit Weisheit und Gerechtigkeit beginnt er seine Regierung, erobert Babylon, „erkannte und bekannte öffentlich den Gott Israels und befreyte die Hebräer aus ihrer Gefangenschaft". Damit schließt das für uns jetzt wenig erquickliche Buch. Angehängt sind Abhandlungen „über die Mythologie der Alten", in denen gezeigt werden soll, „daß die Philosophen aller Zeiten und aller Länder den Begrif von einer höchsten Gottheit gehabt haben", und „daß in der Theologie aller Völker Spuren von den hauptsächlichsten Lehren der geoffenbarten Religion über die drey Zustände der Welt angetroffen werden". Claudius interessierte einmal die theologische Seite des Buches, aber auch die politisch-pädagogische, d. h. er sah darin einen Fürstenspiegel, wie ihn wohl manche Fürsten seiner Zeit nötig hatten, und glaubte auch auf diesem Gebiete fruchtbringend wirken zu können. Die Übersetzung ist wenig gewandt, der Stil ist steif und eckig durch lange Perioden, manches mißverstanden. Wertvoll für uns ist die Vorrede, die Claudius ihr beigab und größtenteils in den IV. Band seines Asmus aufnahm[114]). Hier spricht er offen aus, was ihn verlockt hat, das Buch zu verdeutschen, und schließt mit einer naiv-aufrichtigen Ermahnung an den Dänischen Kronprinzen, die Lehren des Romans zu beherzigen: „Liebe Königliche Hoheit", lauten die letzten Worte, „dies Buch ist geschrieben und übersetzt, Ihnen diese Freude zu machen; seyn Sie so gnädig, es zu lesen, und Gott gebe, daß Sie ein guter König werden."

Die Kritik nahm die Schrift gleichmütig hin; mit dem Übersetzer war man meist nicht zufrieden und mutzte ihm eine ganze Anzahl Stellen auf, die er schlecht oder falsch wiedergegeben habe[115]). Von den Freunden ist uns nur Hamanns Äußerung erhalten, dem die Übertragung gefallen hatte[116]).

Durch die Schriften von Terrasson und Ramsay war in Claudius das Verlangen geweckt worden, den Religionen der alten, besonders der orientalischen Völker nachzugehen. Es wollte ihm immer nicht recht in den Kopf, daß „die blinden Heiden von dem letzten bis zu dem ersten alle so entsetzlich blind gewesen, und es fliegen überall an ihren Altären der Funken so viel, die grade wie die Israelitischen aussehen" [117]). Er begann also jetzt, mit Ernst und Eifer diese Lehren zu studieren und sich in die Bücher des alten Orients zu versenken. Da hatte Johann Friedrich Kleuker, ein Bekannter Herders und Hamanns,

in den Jahren 1776 bis 1778 den Zend-Avesta aus dem Französischen des Anquetil Duperron übersetzt und weitere Studien angeschlossen; ich vermute, ohne einen urkundlichen Beweis dafür liefern zu können, daß Claudius auch seine Verdeutschung von Holwells ‚Merkwürdigen historischen Nachrichten von Hindostan und Bengalen, nebst einer Beschreibung der Religionslehren, der Mythologie, Kosmogonie, Fasten und Festtage der Gentoos, und einer Abhandlung über die Metempsychose. Mit Anmerkungen und einer Abhandlung über die Religion und Philosophie der Indier begleitet‘ (Leipzig 1770) gelesen hat; jedenfalls sind die späteren Werke Kleukers, wie wir sehen werden, von ihm benutzt und ausgeschrieben worden, und er stand in den neunziger Jahren (seit wann, läßt sich nicht eruieren) mit dem Gelehrten in Brief- und Schriftenaustausch. Herder oder Hamann haben sicherlich die Bekanntschaft vermittelt[118]). Phantastische und unsinnige Meinungen waren damals noch vielfach über die Religionen der Alten verbreitet; man glaubte in den Hieroglyphen eine Geheimschrift zu sehen, nach deren Entzifferung man alle Rätsel des Lebens lösen könnte; andererseits war man auf keinem falschen Pfade, wenn man in den persischen und indischen Lehren Christliches wiederzufinden glaubte, wie uns jetzt besonders Garbes Forschungen gezeigt haben[119]). Claudius' schwärmerisch-religiöser Sinn wurde durch derartige Kombinationen gefesselt, und er fahndete selbst auf weitere Spuren dieses einigenden Gottesbandes. Im Nachlaß des verstorbenen Superintendenten K. S. Ziehen, des „Zellerfelder Propheten“, sollten Manuskripte liegen, die angeblich die hieroglyphischen Quellen zu dessen mystischen Weissagungen enthielten. Claudius war begierig auf diese Schätze geworden und hoffte, durch Gleims Vermittlung sie zum Durchlesen zu erhalten, doch lehnte Gleim dies Ansinnen in bestimmten Worten ab; er hielt, wohl nicht mit Unrecht, alles für Unsinn und Spiegelfechterei[120]).

Solche Beschäftigung mit dunklen und mystischen Schriften führte Claudius zu einem dritten französischen Buche, recht anders geartet als die beiden vorhergehenden, dessen Verdeutschung von ihm in Angriff genommen ward, nicht auf Verlegerbestellung, sondern aus eignem Antriebe. Es war das Buch ‚Des erreurs et de la vérité‘ von Louis Claude de St. Martin, welches 1775 anonym in Edinburg erschienen war und bald einen gewaltigen Staub aufwirbelte[121]). Nicht zum wenigsten gebührt daran für Deutschland Claudius das Verdienst.

Wir müssen eine knappe Analyse des Gedankenganges von dem wichtigen Buche versuchen. Mit Faustischen Anklängen beginnt der Verfasser: „Man kann den Menschen nicht ohne Herzeleid ansehen; auf der einen Seite peinigt ihn Hunger und Durst nach Erkenntniß, und auf der andern weiß er von nicht Einem Dinge Bescheid und Antwort zu geben, und ist denn noch so verwegen und unbesonnen, daß ers von allen Dingen geben will.“ Doch läßt sich der Mensch durch die Dunkelheit um ihn nicht abhalten, nach der Wissenschaft zu forschen, und das ist sein Fehler; denn nicht die

Frage, ob Wahrheit sei, sondern, welche die Wahrheit sei, will er beantworten können; dieser Zweifel entsteht in ihm durch den Gegensatz von Gut und Böse, von Licht und Finsternis, den er überall um sich herum erblicken muß. Um solchen Zwiespalt zu lösen, nimmt er zwei sich bekämpfende Prinzipien in der Welt an. Allein die Wahrheit sucht er nur in dem äußeren Schein der materiellen Natur, nicht in sich selbst. Allerdings gibt es zwei Prinzipien: „Das Gute ist für jedwedes Wesen die Erfüllung seines eignen Gesetzes, das Böse dasjenige, was sich dieser Erfüllung widersetzt"; das Gute kann, da jedes Wesen nur ein einiges Gesetz hat, nur das Wahre sein, das Böse, weil es das Gute bestreitet, nur unwahr. „Das Gute hat von sich selbst seine Macht, das Böse ist nichts, wenn das Gute regiert." Aber der Mensch, der immer nur das Gute tut, kennt auch nicht die Freiheit; das Böse kommt ihm erst zum Bewußtsein, wenn er mit Willen vom Guten abweicht; das Böse resultiert demnach aus dem freien Willen. Was heißt aber Freiheit? „Die wahre Fähigkeit eines freien Wesens besteht darin, daß es sich in dem Gesetz, das ihm vorgeschrieben ist, durch sich selbst erhalten und seine Kraft und seine Unabhängigkeit durch einen freiwilligen Widerstand gegen alles, was ihm, diesem Gesetze gemäß zu handeln, im Wege stehet und hindern will, behaupten kann." Der Wille kann unmöglich wieder seine Ursachen haben, denn dann wäre es ja nicht unser Wille, „sondern allezeit untertan den verschiedenen Ursachen, die unaufhörlich auf ihn würken"; er kann höchstens durch äußere Beweggründe geleitet werden, doch muß er für sich allein schon da sein. Das gute Prinzip war anfänglich das einzige. Das böse Prinzip ist erst durch einen Akt seines Willens böse geworden; es stand unter dem Urwesen, da es nicht von sich selbst aus Gesetz hatte. Es ist ein freiwilliger Feind des Guten und daher nicht fähig, zum Guten zurückzukehren. Das gute Prinzip ist letzten Endes die Liebe; ist dem Menschen die Liebe genommen, so ist er vom guten Prinzip getrennt. Sich dahin wieder durchzukämpfen, ist ihm nicht leicht gemacht infolge des Zwitterwesens, das er in sich vereinigt. „Es giebt Wesen, die nur verständig sind; es gibt Wesen, die nur sinnlich sind; der Mensch ist zugleich das eine und das andre." Durch seinen Fall ward er dem Sinnlichen unterworfen, ohne seine Eigenschaft als verständiges Wesen zu verlieren, und diese Mischung ist sein Verhängnis. Die Augen des Leibes versteht er zu gebrauchen, aber nicht die Augen des Verstandes. „Sie erklären die Materie durch die Materie; sie erklären den Menschen durch die Sinne; sie erklären endlich den Urheber aller Dinge durch die Elementarnatur." „Der Mensch siehet in seinen Sinnen das Spiel der Organe, aber seinen Verstand erkennet er nicht." „Die sichtbare Natur stellt den Augen das Werk eines großen Künstlers dar; da sie aber dem Verstande den Grund der Dinge nicht darstellt: so läßt sie den Menschen über die Gerechtigkeit der Meisten, über die Liebe des Vaters und über alle Ratschlüsse des Herrn und Herrschers in Unwissenheit." — Seit seinem Fall hat der Mensch angenommen, das Prinzip der Materie „müsse in die Sinne fallen, in die Materie selbst". Ein Prinzip ist aber ein „einfaches", d. h. „unteilbares und unmeßbares Wesen", „sonach ist es widersinnig, die Materie mit dem Principio der Materie für eins zu halten". Der Körper ist etwas anderes als die Form; „das Produkt kann niemals seinem Zeugeprincipio gleich sein" (Grenzen der Mathematik). Die Materie kann wohl die Form wechseln, aber das Prinzip ist unveränderlich und unzerstörbar; die Materie kann vergehen, das Prinzip besteht und war schon vor ihr da. Die Welt ist vom Schöpfer nicht für ewig geschaffen, wie Er selbst ist, dann „wäre die Welt nicht Welt", aber sie kann durch andere Welten abgelöst werden. Ebensowenig

wie aber die Materie ewig ist, sind die Körper nur Emanationen einunddesselben Stoffes, der nur in immer wechselnden Gestalten erscheint. Jeder Körper hat seinen Ursprung von einem Samen, „in dem ein Keim oder angebornes Principium wohnt, das alle seine Eigenschaften und alle Wirkungen, die es hervorbringen soll, in sich hat“; dieser Keim wird durch eine äußerliche feurige Ursache (das „Himmlische oder Planeten-Feuer“) „reactioniert“, so daß seine eigenen Früchte und seine eigenen Kräfte an den Tag kommen. Ebenso kann ein Körper nur zerstört werden dadurch, daß die Aktion des Prinzips, das den Körper hervorgebracht hat, zurückgenommen wird; eine Leiche ist also „eine Materie ohne Leben, beraubt des angeborenen Principii“. Daher ist es unmöglich, daß ein toter Körper neuen Körpern Existenz verleiht, er kann nur zur Nahrung dienen, das Leben und die Tätigkeit anderer Individuen zu unterstützen. Also ist „die Meinung von der Ewigkeit der Materie den Gesetzen der Natur zuwider“. Auch der Ausdruck der Naturforscher „Entwickelung“ ist unrichtig. Denn Wachstum ist nicht Entwickelung, sondern Wirkung des angeborenen Prinzips in den Körpern; wenn die Körper sich entwickelten, „könnte es keine Monstra geben, denn natürlich würde alles regelmäßig geschaffen sein“; dann „hätte der Urheber der Dinge nichts mehr zu tun“. — Doch ist die Materie sich nicht allein überlassen; es muß ein Prinzip der „Bewegung“ geben. Die Ursache, die nötig war, „der Materie die erste Aktion zu geben“ und diese Materie in ihrem Gange zu erhalten, muß „unmateriell, tätig und verständig zugleich sein, höheren Ranges wie die körperlichen Prinzipien“. Doch wie erklären sich „die Unfälle und die Unordnung“ in der Natur? sind sie die Folge „jener tätigen und verständigen Ursache, die der wahre Quell ist aller Vollkommenheit der körperlichen Dinge“? Das Böse kann unmöglich zugleich mit dem Prinzip des Guten wirken; also bleibt nur die „Notwendigkeit einer dritten Ursache“, „die Notwendigkeit eines höheren Agens in dem Zeitlichen ist also erwiesen“. Die Zahl „Drei“ finden wir überall in der Natur, es gibt auch nur drei Elemente: Erde, Wasser, Feuer (die Luft ist, wie alle sinnlichen Dinge, ein Produkt des Feuers). Ebenso wird der menschliche Körper in drei Teile: Kopf, Brust und Unterleib, geteilt (Zahlenmystik, mystische Erklärung von Naturerscheinungen in Donner und Blitz). Zwei Naturen haben ihren Sitz im Menschen, die sinnliche im Blut, die verständige kann als immaterielles Wesen nicht in der Materie wohnen, wo irrtümlicherweise immer ihre Stätte gesucht wird, sondern ist der anderen übergeordnet, offenbart allerdings ihre Fähigkeiten im Kopf. Diese Verbindung des verständigen mit dem sinnlichen Prinzip ist nun die Ursache aller körperlichen und geistigen Leiden im Menschen, welche die Materialisten vom „Ohngefähr“, vom blinden Zufall ableiten wollen. Die Irrtümer der Naturforscher rührten stets davon her, daß sie den Menschen und seine Teile isoliert betrachteten und nie in Zusammenhang zueinander und zum bewegenden Mittelpunkt setzten. — Vor seinem Fall besaß der Mensch unwiderstehliche Kraft. Danach blieb ihm nur der Wille, der aber ohne Kraft, weil ohne Vertrauen, ist. Einst herrschte er über die Materie; jetzt ist es ihm unmöglich, nur mit seinem Willen irgend etwas hervorzubringen. Vielmehr sieht er jetzt in allem jene verständige tätige Ursache. Daher ist allen Völkern die Erkenntnis und Verehrung eines unsichtbaren höheren Wesens eigen. Allerdings ist diese Verehrung bei den einzelnen Völkern ganz verschieden, denn die „Imagination der Menschen ist ohne Zügel und Zaum“; die Gottesdienste werden zwar stets geteilt sein, aber im Grunde stets eins. Der wahre Gottesdienst kann freilich nur Einer sein, von dessen Unauslöschlichkeit der Mensch überzeugt sein muß. Es ist daher nötig, daß die „tätige und verständige

Ursache", „dieser allgemeine Heerführer, auch bei der Einsetzung des Gottesdienstes des Menschen, wie bei allen seinen übrigen Handlungen, vorwalte, und daß er dabei auf eine Art vorwalte, die seine Stimme und sein Zeugnis gegen alle Ungewißheit sicher stelle". Beweisen läßt sich das zwar nicht, „aber meine Freude wäre vollkommen, wenn ein jeder von sich selbst und von der Ursache, die über ihn wacht, eine so große Idee fassen könnte, daß ihm die Hoffnung käme, es sei ihm möglich, durch seine Beharrlichkeit und durch seine Mühungen sich von der Wahrheit zu überzeugen". Nun folgt ein verworrenes und dunkles Gerede von Alter und Ursprung der Religion, schließlich vom „Buch des Menschen", das er nicht mehr lesen könne, mit zehn Blättern, die alle Einsichten und Erkenntnisse von dem, was gewesen ist, ist und sein wird, enthielten; alle religiösen Irrtümer der Menschen rührten davon her, daß er glaubte, schon die Wahrheit zu besitzen, und „auf sich gezogen habe die Augen der Völker, die sie nur allein richten sollten auf das Erste Wesen, auf die physische, tätige und verständige Ursache und auf die, so durch ihre Arbeiten und ihre Tugenden das Recht erworben haben, sie auf Erden vorzustellen". — Dieselben Irrtümer wie in der Naturbetrachtung herrschen in der Politik. Es ist unmöglich, die bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen zu harmonisieren mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Gleichheit (Grund für Autorität in Schlauheit oder Stärke). Das resultiert aus demselben Fehler, den auch die Naturforscher begangen haben: Der Mensch ist von seinem Zentrum getrennt, „im isolierten Menschen sind die Gründe der Regierung gesucht worden". Die Würde des Königs beruht auf einer „unerschöpflichen Quelle von Fähigkeiten und Tugenden", vermittelst deren der Herrscher alle, auch die kleinsten und entferntesten Teile der Staatsverwaltung kennen muß; sie müssen daher angesehen werden als „das Bild und die Repräsentanten einer höheren Hand". Die Ungleichheit der Menschen hat ihren natürlichen Grund in der bestehenden Unvollkommenheit der Menschen. Regierung und Volk sind einander verbunden zur Gerechtigkeit, beide stehen unter demselben Gesetz. Der Untertan hat kein Recht zur Empörung, und die Regierung muß sich bemühen, nach den Grundsätzen der Billigkeit zu herrschen. Die beste Regierungsform ist die Monarchie. Besprechung der Verbrechen und des Rechtes zu strafen, von Gesetzen und Privilegien des Fürsten. — Untersuchung der mathematischen und astronomischen Prinzipien, von den Naturwissenschaften und den Fehlern der damit beschäftigten Menschen. — Der letzte Abschnitt handelt von der Sprache. Allen Sprachen liegt ein Ursprung zu Grunde; die Wörter sind nur „konventionelle Zeichen der Wesen, die sie vorstellen". Die Quelle der Sprache hat der Mensch zwar in sich, aber „in dem Zustande der Privation, darin er sich heut zu Tage befindet", kann er sie nur mit „Beitritt einer äußerlichen Reaction in Spiel und Tätigkeit setzen". Die Grammatik, welche aber durchaus nicht eine Sprache „dirigiert", ist nichts anderes „als ein Resultat der unsern verständigen Fähigkeiten anklebenden Ordnung und hängt mit ihrer innerlichen Sprache so genau zusammen, daß man sie als unzertrennlich ansehen kann." Eine einzige, die wahre Grammatik ist aber „die unveränderliche Regel der Sprache unter allen Nationen" (Prinzip der Dreizahl in der wahren Grammatik). Das haben aber die Gelehrten nie bemerkt, weil sie „nur im Vorbeigehen einen Blick auf das Principium werfen, es fehlt ihnen aber der Mut, hier zu weilen und anzuhalten, und so sinken sie herab zu dem Spielewerk sinnlicher und mechanischer Ordnung, dadurch alle ihre Fähigkeiten verschlungen und die allerwesentlichste, die Fähigkeit des Verstandes, in ihnen verfinstert wird". Die wahre Sprache kann der Verfasser allerdings auch nicht

nennen; sie ist eben die Sprache, in der „jedes Wort die wahre Bedeutung der Dinge in sich trage und sie so gut andeute, daß man sie klar und deutlich versteht". Eine heilige Sprache ist die Poesie, „die erhabenste unter den Productionen der Fähigkeiten der Menschen", „der Ausdruck und die Stimme vorzüglich begnadigter Menschen, die, durch die beständige Gegenwart der Wahrheit genährt, sie mit dem nämlichen Feuer verkündigt haben, das ihr Wesen ausmacht, einem Feuer, das da lebt durch sich selbst und also keine kalte Einförmigkeit leidet. Und in einer solchen Poesie mögen wir denn das vollkommenste Bild jener allgemeinen Sprache sehen, die wir kenntlich zu machen versuchen; denn, wenn sie ihren Gegenstand wahrhaftig erreicht, so muß sich alles vor ihr beugen; denn sie hat wie ihr Principium ein verzehrendes Feuer, das sie auf allen ihren Schritten begleitet, das alles erreichen, alles auflösen, alles umfassen muß; und es ist ja selbst das erste Gesetz der Poeten, nicht zu singen, wenn sie seine Wärme nicht fühlen". Ebenso ist eine „von den Produktionen dieser wahren Sprache" (es werden vorher noch Schrift, Malerei, Wappenkunde abgehandelt) die Musik (Dreiheit des „vollkommenen Akkords"); sie hat ein bestimmtes Gesetz, „die strenge Mensur", und zeigt dadurch, „daß sie ein wahres Principium hat, und daß die Hand, die sie regiert, über das Vermögen der Sinne ist". Indessen „als man sie von dieser Stelle trennte, als man in ihr nur Subjekte in künstlichen Empfindungen oder in unbestimmten Ideen suchte, hat man sie ihrer ersten Stütze beraubt, und man hat ihr die Mittel benommen, sich in ihrer ganzen Herrlichkeit zu zeigen". Die Einheit des Prinzips und des Wesens der Menschen läßt also die Einheit der Sprache am allerbegreiflichsten erscheinen; die Einheit der Sprache aber ist „der einzige Weg, der den Menschen führen mag zur Einheit und zu der Quelle aller Potenzen; d. i. zu der Wurzel jenes Quadrats, dessen sämtliche Seiten zu durchlaufen des Menschen sein Beruf ist". „Dies Quadrat ist das Maß der ganzen Peripherie; der Mensch im Schoße seines Reichs umfaßt alle Regionen des Universi." Und nun kommt eine Beschreibung dieses mystischen Quadrates, welches „das wahre Ziel jenes Ortes der Wonne sei, der in unsern Regionen unter dem Namen des irdischen Paradieses bekannt ist; d. i. des Ortes, davon alle Nationen eine Idee gehabt, und den sie, eine jede von ihnen unter verschiedenen Fabeln und Allegorien, je nachdem sie rein erleuchtet oder verblendet waren, vorgestellet, und den die ehrlichen Geographen in allem Ernst auf der Erde gesucht haben". Dies vierzahlige Sinnbild ist „die vollkommenste Gleichnis" des einzigen Prinzips, von dem alle Wahrheiten und alles Licht herstammen; wer den Schlüssel zu dieser „allgemeinen Geheim-Ziffer" besitzt, kann den Menschen Licht geben „über die Erkenntnis aller Naturen"; „denn diese Geheim-Ziffer ist selbst die Ziffer des Wesens, das alles hervorbringt, das alles würkt, und das alles umfaßt". „Jene wahre und einzige Sprache, die dahin führt", vermag aber der Mensch in seinem jetzigen Zustand nicht sich zu eigen zu machen; die Hand „der verständigen und tätigen Ursache" muß ihn leiten und ihm den Eingang öffnen. „Er muß von Neuem erkennen die Existenz dieser Ursache und sein unumgängliches Bedürfnis ihres Beistandes, wenn er wieder in seine Rechte will wiederhergestellet werden." Diese Ursache sorgt für ihn, wacht für ihn, ist eines Wesens mit ihm. Sie allein beherrscht die wahre und einzige Sprache, sie kündigt sich überall besonders an durch die Zahl des Quadrats, „die da zu gleicher Zeit ist die Zahl des Menschen". Den Namen dieser Ursache will St. Martin nicht nennen, weil sonst die meisten Menschen sich mit Unwillen von ihm wegwenden und seiner ganzen Lehre mißtrauen würden, doch hofft er, daß die *verständigen* Menschen die

Wahrheit fassen werden, und die wahren Menschen sie lieb haben werden, und die verderbten Menschen sie wenigstens fühlen werden, „denn alle Menschen sind ja C-H-R." Noch einmal gibt endlich der Verfasser als seine Absicht an, er habe die Menschen zu der Überzeugung zwingen wollen, „daß der blinde Gang der menschlischen Wissenschaften sie von dem Ziel, nach dem sie trachten, mehr rück- als vorwärts bringe, angesehen es sie dahin bringt, selbst daran zu zweifeln, ob auch eins sei. Ich nötige sie dadurch, sich selbst zu gestehen, daß, wenn sie die Wissenschaften entblößen von dem einzigen Principio, das sie dirigirt, und von dem sie durch ihre eigne Natur unzertrennlich sind, daß sie denn sich nicht erleuchten, sondern sich nur tiefer in die schrecklichste Unwissenheit hineinstürzen, und daß die Beobachter einzig und allein deswegen, weil sie dies Principium entfernt haben, überall mühseliglich suchen und fast niemals einig sind." Mit dem bescheidenstolzen Wunsche schließt das Buch: „Ich würde mich für überköstlich belohnt halten, wenn ein jeder, nachdem er mich gelesen hat, zu sich selbst in dem Innersten seines Herzens sagte: Es ist eine Wahrheit, aber ich kann mich anderswohin besser als an Menschen wenden, um sie erkennen zu lernen!"

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, einigermaßen klar die Gedankenfolge des Buches wiederzugeben, das in konstruktiver Logik die Irrtümer und Fehler der Menschen aus dem Abfall von Gott zu erklären sucht; nur bei wiederholter Lektüre erschließt sich dem Leser allmählich Aufbau und Ziel des Ganzen. Es muß auffallen, daß St. Martin in seiner Sprachanschauung sich mit Hamann berührt, der vor ihm bereits ähnliche Ideen gewälzt und veröffentlicht hatte; möglich, daß St. Martin Hamanns Schriften gelesen und begriffen hat[122]). Mit Recht warf man dem Buche Mystik vor, besonders in Zahlensymbolik leistet der Verfasser sich alles mögliche; aber der Grundgedanke war doch der alte biblische, nur auf die Betrachtung der gegenwärtigen Zustände zugeschnitten. Und daß man die moderne Zeit mit solchem Maß zu messen wagte, empörte wohl besonders den aufgeklärten Rationalismus, der sich weit erhaben fühlte über die ehemaligen Jahrhunderte.

Ich kann dem Werke nicht einen so wichtigen Einfluß auf Claudius' Entwicklung einräumen, wie dies Mönckeberg, allerdings ohne Beweis, behauptet[123]). Was Claudius an dem Buche anzog, hat er in der Vorrede ausgesprochen: es war „der reine Wille, eine ungewöhnliche Milde und Hoheit der Gesinnung und Ruhe und Wohlsein in sich," die er beim Verfasser spürte, sowie die ganze Grundstimmung, von der es durchtränkt ist: „es läßt die Welt-Angelegenheiten und zeitlich Ding unangerührt und predigt Verleugnung eignen Willens und Glauben an die Wahrheit, predigt die Nichtigkeit dieser Welt, die Blöde und Brechlichkeit der sinnlichen und körperlichen Natur im Menschen und die Hoheit seiner verständigen Natur oder seines Geistes, und leitet und treibt auf allen Blättern von dem Sichtbaren zu dem Unsichtbaren, von dem Vergänglichen zu dem Unvergänglichen!" Diese Stimmung beseelte jetzt Claudius mehr als

je vorher, und daher sympathisierte er mit dem Verfasser, wenn er ihn nicht stets verstand; diese dunkle Sprache, diese wetterleuchtenden Andeutungen, diese geheimnisvollen Bilder war er schon von Hamanns Schriften gewöhnt und ließ sich dadurch nicht beirren noch gar abstoßen. Deshalb ist ihm auch die Übersetzung trefflich gelungen; er war mit dem Herzen bei der Sache. Mag er manches Mal nicht den richtigen Ausdruck getroffen, eine Stelle gröblich mißverstanden haben: sie gibt doch den Geist des Originals wieder, war aus der Seele des Autors nachempfunden, und das stempelte sie beinahe selbst zu einem Original. Die Sprache hat Claudius dem Bibeldeutsch angeähnelt; dies Erbauungsbuch — ein solches war es für ihn — konnte nur so annähernd wiedergegeben werden; altertümliche Phrasen, verschränkte Wortstellung, Anakoluthe prägen dem Ganzen einen postillenartigen Charakter auf.

Mit seltener Sorgfalt und ehrfurchtsvoller Scheu hatte sich Claudius der Verdeutschung gewidmet. „Der Sinn des Verfassers wird mir alle Tage heiliger, und ich muß es dir noch einmahl sagen, wenn überhaupt das Übersetzen seines Buchs nicht nach seinem Sinn wäre, so mag ichs nicht übersetzen", schrieb er mitten in der Arbeit an v. Haugwitz[124]). Umsomehr enttäuschte ihn der Empfang, welchen es bei den Freunden fand. Daß Herder damit nicht einverstanden war[125]), durfte ihn nicht wundern; der trieb immer mehr von der positiven religiösen Seite weg. Aber daß auch Hamann, der doch anfangs nicht schnell genug ein Dedikationsexemplar hatte bekommen können, die Schrift kurzweg „Unsinn", „ein elendes und schändliches Buch" nannte, mußte ihn traurig stimmen[126]). Daß die zünftige Kritik sich von dem Werk mit Entsetzen abwandte, hatte er nicht anders erwartet[127]). Das schwerste Geschütz fuhr nun die ‚Allgemeine deutsche Bibliothek'[128]) auf, welche bereits das Orginal früher mit Abscheu verworfen hatte[129]); sie stichelt auf Claudius' persönliche Lage und nennt die Übersetzung „das pudelnärrischste Ding unter der Sonne"; sie tauge nichts, denn sie wimmele von Mißverständnissen und Fehlern und mache das Orginal, das schon so absurd und abgeschmackt sei, nur noch unverständlicher. „Wer aber unverständliche Bücher", mit diesem Trumpf schließt die verständnislose Rezension, „mit Ehrfurcht und Demuth trotz der Unverständlichkeit fortlieset, ist auf dem geraden Wege ein Schwärmer und Phantast zu werden, der zuletzt voll Ehrfurcht den ungeheuren Riesen anstaunt, der nichts als eine alte klappernde Mühle ist, die der Wind umdrehet."

Noch während der Arbeit an St. Martin hatte Claudius zum vierten Teil seiner Werke gerüstet. Im November 1782 war die Aufforderung zur Subskription in den Zeitungen erschienen oder wurde an die Freunde mit der Bitte zur Kollektion versandt[130]). Schön und treffend nennt er darin sein Büchlein „kein Ambrosia, aber auch keine raffinirte blähige Conditor-Waare,

die wie mein Vetter sagt in der Welt für Ambrosia verkauft wird, sondern ehrlich hausbacken Brodt mit etwas Coriander, das dem armen Tagelöhner besser gedeyt und besser gegen Wind und Wetter vorhält"[131]). Claudius hatte einige Ursache, mit einer neuen Sammlung hervorzutreten; denn bereits war ihm ein eigentümlicher Nachdrucker zuvorgekommen, allerdings in der besten Absicht. Der Kanzler der Hallischen Universität und Inspektor am Pädagogium der Franckeschen Stiftungen August Hermann Niemeyer hatte nämlich im Jahre 1782 eine Auslese aus den bis dahin erschienenen Teilen des Asmus veranstaltet, da „die Gedichte mehr in den Mund des Volkes zu kommen verdienten"; der Erlös sollte dem Dichter zugesandt werden. Doch unwirsch wies dieser das Geld von sich und schloß die Vorrede des 4. Teils mit der Bitte: „Schließlich ersuche ich die Herren Nachdrucker, daß sie mir mein Büchel nicht nachdrucken, weder halb noch ganz. Es ist das einzige, das ich verlege, und es muß so beysammen bleiben"[132]).

Von jetzt ab überwiegt in den Schriften die Anzahl der ausdrücklich zu diesem Zweck verfaßten Aufsätze. Nur die Gedichte wurden meist vorher veröffentlicht, entweder in Vossens Almanach und anderen Zeitschriften oder im Einzeldruck auf fliegenden Blättern, eine Art der Publikation, die er Vater Gleim in Halberstadt abgesehen haben mochte. So war im Dezember 1780 das ‚Lied vom Reiffen' gedruckt worden[133]), das dem schönen Rauhreif in jenem Monat seine Entstehung verdankt. Wie in der ‚Serenate' betont er auch hier wieder die Schönheit seines Wandsbeker Waldes auch im Winter gegenüber allen Verlockungen der Großstadt, den „einfältigen Naturgenuß" der „Bauersleute" gegenüber der Übersättigung der Städter und schließt mit dem Preise Gottes, der all dies hervorgebracht habe; eine liebliche Legende ersinnt er, die er wohl oft den Kindern erzählt haben mochte:

„Ein Engel Gottes geht bey Nacht,
Streut heimlich hier und dort,
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort."

Gleiches inniges Naturempfinden atmet uns entgegen aus dem zum Volkslied gewordenen ‚Abendlied'[134]), „uns heute noch in hellen Herbstnächten ein gern gesungner Gefährte"[135]).

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weisse Nebel wunderbar."

Eine derartige einfache und doch künstlerische Naturschilderung hatte, trotz Goethe, damals nicht ihresgleichen in der deutschen Lyrik. Und aus dem Gefühl der nun schlafenden Natur heraus entwickelt sich dem Dichter die Betrachtung des menschlichen Lebens und seiner Nichtigkeit vor dem, dessen Kinder wir sein wollen, bis hin zu den letzten Dingen; und mit Versen, die bezeichnend sind für den die Nächstenliebe nicht nur im Munde führenden Boten, endet er sein Lied:

„Verschon uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch!“

Zum Kirchenlied wurde es nach der Weise „Nun ruhen alle Wälder“.

Wie ein fester Holzschnitt zu feinen Radierungen verhält sich zu diesen von Naturschönheitsfreude durchtränkten, zarten und ungekünstelten Gedichten das derbe ‚Lied, hinterm Ofen zu singen‘, das mit Recht noch in unsern Schullesebüchern zum Ergötzen der Jugend weiterlebt[136]); die anschauliche humoristische Schilderung des gestrengen Herrn, des Winters, der ein Eisschloß am Nordpol und ein Sommerhaus im Schweizerland besitzt und auf der Durchreise in unsere Heimat die Kälte bringt, ist dem Dichter ganz vortrefflich geglückt. So konnte nur ein Dichter singen, der zugleich ein Vater war. Und seinem Familienleben entstammen wieder mehrere Lieder: Zwei kunstlose, ohne rechten poetischen Wert[137]), vor allem aber das lebhafte, von herzlicher Liebe überquellende Gedicht zu Rebekkas dreißigstem Geburtstage[138]). Ob das schwache ‚Lied für Schwindsüchtige‘[139]) derselben oder einer ähnlichen Gelegenheit seine Entstehung verdankt, wie die ebenfalls nicht hoch zu wertenden Verse ‚An die Frau B***r‘[140]), vermag ich nicht zu sagen; es kommt mir recht herausgequält vor, und auch nach dem Ort der ersten Veröffentlichung möchte ich auf einen bestimmten Zweck schließen.

Als politische Lieder kann man drei bezeichnen, welche durch damalige geschichtliche Ereignisse angeregt worden sind. Im April 1778 hatte der Bayrische Erbfolgekrieg begonnen und schien ein Gegenstück zum Siebenjährigen Kriege werden zu wollen; tiefbekümmert sah das mitleidige Herz des Dichters schon im Geist all die Lasten und Plagen, die ein jeder Krieg im Gefolge hatte, den armen Untertanen aufs neue erstehen und sang, halb anklagend und grausige Bilder erstehen lassend, in die Welt hinaus:

„'s ist Krieg! 's ist Krieg! o Gottes Engel wehre
Und rede du darein!
's ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht Schuld daran zu seyn“[141]).

Doch schon im Jahre darauf, am 13. Mai 1779, kam der Teschener Friede zustande, und voll freudigen Dankes ließ Claudius sein ‚Lied nach dem Frieden‘[142]) hinausflattern, das die guten und großmütigen Fürsten lobte; mit klugem Vorbedacht hatte der Dichter Rhythmus und Metrum von Bürgers volkstümlicher ‚Lenore‘ gewählt, um der großen Menge das Lied populär zu machen. Auf Maria Theresias Hinscheiden am 29. November 1780 reimte er dann ein paar Verse, die ebenfalls als ihren größten Ruhm verkündigten: „Sie machte Frieden“ [143]).

Zu den ernsten Prosaaufsätzen hinüber leiten zwei Gedichte, die man fast Hymnen nennen könnte: die am Anfang des Büchleins stehende ‚Motet‘[144]) und ‚Der Mensch‘[145]). Die ‚Motet‘ gibt das Thema an, welches von nun an immer wiederkehrt, das Leitmotiv, welches von jetzt ab in allen seinen Veröffentlichungen wiederklingt:

„Der Mensch lebt und bestehet
Nur eine kleine Zeit;
Und alle Welt vergehet
Mit ihrer Herrlichkeit.
Es ist nur Einer ewig und an allen Enden,
Und wir in seinen Händen“.

Diesen Akkord wollte Claudius gleich von vornherein vor seinen Lesern ertönen lassen, damit sie ihn fest und klar im Ohr behielten. Und nur eine Variation dazu bildet die andere Hymne, die das Werden und Vergehen des Menschen hier auf Erden in düsteren Klängen malt, der als Illustration das Chodowieckische Kupfer der beiden Blinden vorgesetzt ist, die nichts ahnend auf ihrem Wege in die Grube fallen, aus der es kein Auferstehen mehr gibt. Schweres hatte der Dichter eben selbst durchgemacht, die geliebte Mutter war ihm am 21. September 1780 dahingeschieden, und er fand nur Trost über diesen schweren Verlust bei Gottes Güte und Weisheit [146]).

Unter den Prosabeiträgen finden wir zwei alte Bekannte wieder: die Vorreden zu den Übersetzungen von Ramsay [147]) und St. Martin [148]). Wie im vorigen Bändchen die Audienz beim Kaiser von Japan, steht auch in diesem Bändchen im Mittelpunkt eine dramatische Szene, ‚Paul Erdmanns Fest‘[149]), die lebendige Schilderung eines bäuerlichen Festes, wie es Claudius wohl öfter in Wandsbek mitgemacht haben mochte. Ein Bauer Paul Erdmann sitzt fünfzig Jahre auf seinem Gute, und das Jubiläum wird vom Dorfe gefeiert. Plastisch treten uns die Gestalten der Holsteinischen Bauern entgegen, keine philosophischen Köpfe wie die Auerbachs, keine sentimentalen Tränendrüsen wie die Millers, sondern derbe, handfeste Gestalten, denen der Schollengeruch noch anhaftet, da sie auf die Diele treten. Mit dem liebevollen Auge des

Folkloristen hat Claudius diese Festszenen überwacht und mit verständnisvoller Hand die volkstümlichen Bräuche aufgezeichnet. Zum Mittagessen hat sich der Edelmann mit Freunden und Bekannten bei dem Jubilar zu Gaste geladen und wird von den Dörflern offen und bieder begrüßt. Edelmann und Bauer in ehrlichem und treuem Verbande — dieses Bild will der Dichter zeigen und damit seiner Zeit einen Spiegel vorhalten. Wie die Bauern treu zum Junker stehen und ihn als ihren selbstverständlichen Schirmherrn anerkennen, so sieht anderseits der Adlige im Landmann nicht den Knecht, den Hörigen, sondern den ebenfalls auf freier Scholle geborenen, ihm verpflichteten Lehensmann. Ein adliger Zierbengel, der den bezeichnenden Namen Herr v. Saalbader führt und fast nur französisch näselt, repräsentiert die Schattenseite des vornehmen Standes, wird aber auch gebührend von Standesgenossen und Bauern belächelt, bespöttelt und verachtet. Ernste Gespräche, die Asmus als Gast der Bauern mit den Edelleuten führt, offenbaren seine Ansicht vom Gottesgnadentum der Fürsten, von bedingter Anerkennung der Klöster und des Adels und von der hohen Meinung des Bauernstandes. Ein Hoch auf den guten und großmütigen Junker beschließt das durch ein feines Kupfer von Chodowieckis Stichel geschmückte Dramolett. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in diesem schönen Verhältnis der Gutsherrschaft zum Bauern eine Abspiegelung der Wandsbekischen Zustände erblicken. Graf und Gräfin Schimmelmann waren unermüdlich besorgt, das Los ihrer Untergebenen zu bessern, und diese blickten in dankbarer Verehrung zu den Adligen auf. Eingeflochten in die Handlung sind zwei Lieder, welche die Bauern singen: das humorvolle „Kartoffellied“ [150]) mit den oft zitierten Versen:

„Schön röthlich die Cartoffeln sind
Und weis wie Alabaster!
Sie däu'n sich lieblich und geschwind
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster.“

und das „Bauernlied“ [151]), welches erfüllt ist vom Stolz auf den Bauernstand als den ältesten und wichtigsten der Erde und vom Vertrauen auf Gottes Segen, der allein ihnen Gedeihen verleihen kann.

Um dieses große Stück gruppieren sich die kleineren Aufsätze. Allgemeiner, paränetischer Natur sind ernste und schöne Betrachtungen über die Freundschaft [152]), über Schönheit und Unschuld [153]), über das Sprichwort: Man soll auf einem Grabe nicht schlafen! [154]) Oder Claudius druckt das lateinische Gebet des Licinius aus dem Lactantius, als Beispiel festen Gottvertrauens, ab und setzt nur die Worte hinzu: „Ist sehr schön, denke ich, und könnt's wohl 'n Engel gemacht haben. Auch wird's denke ich, ein jeder gleich verstehen, wenn er auch sonst kein Latein verstünde“ [155]). Der Aufsatz ‚Ernst und Kurzweil von

meinem Vetter an mich'[156]) enthält neben der Abwehr Garves in der Art, wie Claudius' Nachtreter, der Schatzkästler J. P. Hebel, kleine Erzählungen und Gleichnisse, z. T. selbsterfunden, mit angehängter kürzerer oder längerer Moral; aber nie für äußeres Betragen, sondern stets auf die Gesinnung, auf die Gedanken des Menschen einwirkend. Das gleiche Ziel haben die ,Kleinen Geschichten samt was man daraus lernen soll' im Auge[157]), ebenso der Kommentar ,Über einige Sprüche des Predigers Salomo'[158]) mit dem für seine Weltanschauung wichtigen Satze: „So gibt es zwey Wege, in seinem Herzen die Bilanz zu erhalten; der eine: wenn man alles hat, was man wünscht! und der andere: wenn man nicht mehr wünscht, als man hat. Jener ist mühsam und mißlich, und dieser ist probat, und in eines jeden Hand." Unterhaltung mit Belehrung verbinden will auch die mit Kupfern geschmückte Beschreibung eines Kranken- und Tollhauses ,Der Besuch im St. Hiob zu ***'[159]); von fidelen Hausfestlichkeiten berichtet der Brief an Andres ,Neue Erfindung'[160]).

Schon der letzte Teil der Erläuterungen zu den Sprüchen Salomonis war ins theologische Fahrwasser hinübergeglitten und hatte in einer Predigt über die wahre Furcht Gottes geendigt. Vollkommen auf das theologische Gebiet begeben sich einige Beiträge, die Claudius wohl mit Absicht an den Schluß des Bändchens zusammengedrängt hatte. Ein ,Passe-Tems zwischen mir und meinem Vetter'[161]) bildet die gedankenreiche Einleitung. Es ist immer wieder dasselbe Problem, das Claudius im Kopfe herumgeht: Was macht das Glück des Menschen aus? Woher erhalte ich wahre Auskunft darauf? Er lehnt es ab, ein Schwärmer zu sein, nur weil er mehr sieht als die andern. Im äußeren Wohlstande kann das Glück des Menschen nicht liegen, denn er ist nie zufrieden. Ein eigenes inneres Glück muß ihm beschieden sein, seinen „Haus-Frieden" muß er in sich haben. Alle Achtung vor der Gelehrsamkeit! Aber um dies innere Gut zu erlangen, kann sie nicht behilflich sein. Es muß einen geben, der in unsere Seele hinein alle Anlage legt; „wir sind nicht groß, und unser Glück ist, daß wir an etwas Größers und Bessers glauben". Reine Predigten, oder vielleicht noch besser gesagt, Bibelstunden sind die fünf ,Briefe an Andres'[162]), welche den Abschluß des Ganzen ausmachen und als letzter voller Akkord im Leser noch lange nachklingen sollen. Ein offenes Bekenntnis zum Glauben an Christus, den lebendigen Sohn Gottes, legt er darin ab und paraphrasiert einzelne Erzählungen und Worte des Neuen Testamentes, ohne Originelles zu bieten oder bieten zu wollen. In schlichter, zu Herzen gehender Rede deutet er die Worte Christi als ewige unversiegbare Quelle alles Menschenglaubens; ihm fühlt er sich persönlich in Liebe und Anhänglichkeit verbunden, „weil er so durchaus und über alles gut ist". „Uns und unserm verderbten

Willen aufrichtig entsagen und seinen Willen thun, das ist die Sache; und es ist in keinem andern Heil." Doch verwirft er jede übereifrige Proselytenmacherei oder gar gewaltsame Bekehrung: „Die Lehre Christi, die nicht Einer wehrt ist zu hören, mag allerdings allen Menschen gepredigt werden; aber sie soll nicht weggeworfen werden, und wers nicht besser haben will, der mags bleiben lassen." Sein aufrechtes, positives Bekenntnis faßt er in die Sätze zusammen: „In Summa, ich gläube einfältiglich mit der Christlichen Kirche: daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum meinen Herrn glauben oder zu ihm kommen kann; daß der heilige Geist zur Besserung jedes einzelnen Menschen unentbehrlich sey; und daß es ohne ihn keine Besserung, kein Leben und keine Seligkeit gebe." Wahrlich, ein mannhaftes Wort in jenem „aufgeklärten" Zeitalter!

Und die Antwort darauf sollte von Berlin nicht ausbleiben! Die Besprechung des Büchleins in der ‚Allgemeinen deutschen Bibliothek'[163]) warf sofort dem Verfasser „grobe Religionsbegriffe" vor und meinte, er sage oft „gar zu gemeine und überflüßige Dinge". Im Gegensatz rückte Wieland eine lebhaft lobende Anzeige in den ‚Teutschen Merkur' ein[164]); Asmus wird „ein so gesunder Kopf, ein so gesundes Herz, so zartes unverfälschtes Gefühl, mit einer so reichen Ader von kunstlosen Witz und naiver Laune" genannt, und seine Dichtung dem „herzerfreuenden Waldgesang der Grasmücke" gleichgestellt; sämtliche „Finken, Meisen, Hänflinge, u. s. w. besonders aber die Elstern, Krähen, Rohrdommel und Käutzlein unsers Musen-Hayns" möchten ihn „unnachgeäft lassen", und jedermann, „der einen Gaum für gesunde, reine, und an den wärmsten Strahlen des wahren Gefühls reif gewordene Seelenspeise hat", soll „seine Büchel kauffen, lesen und fleißig wiederlesen". Auch die Freunde waren geteilter Meinung. Hamann war recht befriedigt davon, trotz dem Urteil anderer Leute[165]), und Fritz Stolberg äußerte sich entzückt an Voß: „Das neue Büchel von Asmus hat uns hier sehr viel Freude gemacht. Mich deucht es enthält für unsre Graeculos und getaufte Juden-Genossen des Aergernisses und der Thorheit noch mehr als die Vorigen"[166]). Voß aber konnte begreiflicherweise die religiösen Stücke nicht goutieren und knurrte ohne Verständnis: „Es sind herrliche Stücke darin; aber auch leider etwas Mystik und Frömmelei, nach meiner Empfindung. Einfalt geberdet sich nicht"[167]). Freudig zustimmend schrieb F. H. Jacobi dem Verfasser: „Vorgestern Morgen kam Dein neues Büchlein an; und daß ich's gelesen habe, versteht sich; das Mehrste darin schon zwei-, drei- und viermal. Es freut mich sehr, daß Du ein Wort von mir darin hast aufnehmen können. Es steht aber fast auf jedem Blatte dieses Büchleins geschrieben, daß wir Freunde sind. Ueber Schwärmerei ist auch die äußerliche Aehnlichkeit unserer Vorstellungen frappant. Die innere Aehnlichkeit der Gedanken

aller Menschen, die mit Ernst die Wahrheit suchen, die darum bekümmert sind, ist überhaupt ganz sonderbar"[168]).

Bei der immer stärker betonten positiv-christlichen Religiosität konnte es nicht ausbleiben, daß Claudius der Freimaurerei mehr und mehr entfremdet ward. Zwar bekleidete er in der Andreas-Loge „Fidelis" zu Hamburg, die am 1. August 1777 gestiftet wurde, drei Jahre lang den Posten des Redners und sprach als solcher u. a. am 30. November 1778 „mit Weisheit und Verstand von der Glückseligkeit, ein wahrer Maurer zu sein"[169]). Auch einige Lieder, zu Freimaurerfestlichkeiten gedichtet, sind uns aus diesen Jahren erhalten: das ‚Fräuleinlied für Freimaurer', schmucklos und prosaisch[170]), und das ‚Schlußlied' („Brüder! streckt nun die Gewehre")[170a]), melodischer und rhythmischer als jenes, aber in Gedanken unoriginell. Seit den achtziger Jahren tritt er in der Loge nicht mehr hervor und scheint sich von ihr geflissentlich ferngehalten zu haben, soweit sich dies aus dem ängstlichen Zurückhalten aller urkundlichen Belege durch die Logen erschließen läßt. Er kam jetzt einem Manne näher, welcher, von der Freimaurerei seinen Ausgangspunkt nehmend, immer mehr einer schwärmerisch-pietistischen Gottesverehrung zustrebte und die „Stillen im Lande" um sich versammelte, dem Freiherrn Christian August Heinrich Kurt v. Haugwitz[171]).

Einst hatte dieser als geniebegeisterter Jüngling die Grafen Stolberg auf die Universität und durch die Schweiz begleitet, hatte in Frankfurt Goethes Bekanntschaft und als vierter sich den „Haimonskindern" der Frau Aja beigesellen dürfen. Nach von sinnlichem Genuß erfüllten, durchtobten Jahren war er von Sehnsucht nach dem letzten Ende aller Dinge erfaßt worden und hatte sich in die Arme eines Cagliostro geworfen, um aber noch zur rechten Zeit das Gaukelspiel des listigen und geistreichen Betrügers zu durchschauen und fortan zu meiden. 1777 hatte er sich in Berlin mit Johanna Katharina v. Tauentzien, seiner „Trinette", vermählt und dort Christoph Kaufmanns nähere Bekanntschaft gemacht, der sich wie eine Klette an ihn hängte. Haugwitz war jetzt ein eifriger Freimaurer geworden und suchte seiner Sucht am Geheimnisvollen und Mystischen in diesem Orden Genüge zu leisten; in eifriger Propaganda für die Bestrebungen des Bundes unternahm der pekuniär glänzend gestellte Freiherr größere Reisen und zeigte seiner Gemahlin Italien und die Schweiz, dort mit dem Gottesmann Lavater in Verbindung tretend. Die Winter 1780 und 1781 verbrachte er in Schleswig und Holstein, z. T. bei Christian v. Stolberg, und knüpfte hier mit Claudius ein enges Freundschaftsband, da beide auf gleichem religiösem Grunde standen. Denn Haugwitz hatte sich immer mehr dem christlichen Gottesglauben genähert und war mit den Herrenhutischen Kreisen in nahe Beziehung getreten. Auf seinen Gütern in Schlesien, besonders in Krappitz bei Oppeln, lebte er das folgende Jahrzehnt in stiller

Ruhe, die nur durch Kaufmann gestört wurde, welchen er aber schließlich doch abzuschütteln verstand. Sein späteres Wirken im Dienste der preußischen Politik berührt uns hier nicht mehr.

Claudius und Haugwitz tauschten bald das brüderliche Du untereinander aus und standen in regem Briefwechsel[172]). Die Freimaurerei hatte beide einander nahegebracht, bald entdeckten sie auch Übereinstimmung in ihren religiösen Anschauungen, die fest in Christus wurzelten. Haugwitz half Claudius bei der Übersetzung von St. Martin und unterstützte den Freund durch reichliche Gelddarlehen und Geschenke; als bescheidenes Entgelt sandte Asmus Malagawein oder von Frau Rebekka selbstbereitetes Gelee nach Schlesien und erkor sich das freiherrliche Ehepaar zu Paten für die fünfte Tochter Trinette (geb. 16. Mai 1781). Von Haugwitz eingeladen, unternahm Claudius eine Reise nach Schlesien[173]), auf welcher er seinen Verleger Löwe in Breslau, mit dem ihn gleichfalls anfangs Logeninteressen zusammengeführt hatten, aufsuchte; besonders aber verweilte er auf Krappitz bei den Freunden. Durch Haugwitz hatte er den bekannten Philanthropen Gustav Freiherrn von Schlaberndorf, den Freund Karoline von Wolzogens, kennen gelernt, welcher ihm eine jährliche Rente von 200 Talern (urkundlich belegt für die Jahre 1781—85[174]) aussetzte, und besuchte ihn in Hirschberg. Mit dem ehemaligen Privatsekretär des Freiherrn von Haugwitz, dem Dichter Samuel Gottlieb Bürde, der seit 1781 als Kammersekretär beim Schlesischen Generalfinanzdepartement in Breslau angestellt war, begann Claudius gleichfalls nach der Holsteiner Bekanntschaft eine Korrespondenz[175]) und benutzte ihn zu Aufträgen an Löwe, der besonders in Honorarzahlungen etwas saumselig war; Bürdes ‚Geistliche Lieder' nahm er mit Lob auf und mußte es sich gefallen lassen, im Vossischen Musen-Almanach von Bürde öffentlich als Vorbild des selbstgenügsamen Lebens gepriesen zu werden[176]).

Auf seinem „Creuzzuge", wie Claudius die Reise nannte[177]), nahm er den Rückweg über Weimar, um Herder zu besuchen. Am 25. September 1784 traf er dort ein und wurde in dem geistvollen Kreise wohl aufgenommen. Herder hatte ihn herbeizitiert, da auch Fritz Jacobi gerade dort weilte, und im Gespräch der drei Freunde — Claudius allerdings mehr als Zuhörer — wurde über Spinoza und die durch Jacobi aufgeworfene Frage von Lessings Spinozismus lebhaft debattiert[178]). Auch in das bunte Treiben der Hofgesellschaft ward Claudius hineingezogen, und „sein frisches ‚niederländisches' Wesen, sein Erzählertalent und sein eigentümlich ausdrucksvolles Klavierspiel gewannen ihm die Freundschaft Seckendorffs und der Sophie Schardt"[179]). Goethe hatte neugierig dem Besuche des Bothen entgegengesehen: „nous verrons donc aussi le personnage singulier ce qui nous interessera beaucoup", schrieb er an Charlotte v. Stein[180]). Die Verstimmung der siebziger Jahre

hatte Goethe bald überwunden und mochte nun allerdings mit Interesse den Mann betrachten, dessen kindlich-harmloser und einfacher Sinn dem seinen diametral entgegen war, dessen Weltanschauung und Lebensauffassung der seinen fast feindlich entgegenstand. Claudius aber verhielt sich ihm gegenüber recht zurückhaltend; auch eine fröhliche Fahrt am 27. Dezember, im Verein mit Herders, Jacobis, Wieland und Goethe zu Knebel nach Jena unternommen, vermochte nicht ihn aus seiner Schweigsamkeit herauszulocken[181]), und so schrieb Goethe einige Jahre darauf verständnislose Urteile über Claudius in seinen italienischen Briefen nieder, in denen der Vorwurf der Eitelkeit am ungerechtesten war[182]). Heimweh nach Weib und Kind drückte den Bothen, der noch nie so lang und so fern von Hause geweilt hatte; am 29. September eilte er im Fluge weiter, blieb trotz Gleims ungestümen Bitten, der selig überrascht war, endlich Claudius im Hüttchen zu sehen, nur einen Tag in Halberstadt[183]) und langte am 4. Oktober wohlbehalten bei den Seinen wieder an[184]).

Durch die Verbindung mit Haugwitz wie durch die im letzten Bande seiner Schriften stark hervortretende christgläubige Auffassung, vor allem auch durch die Übersetzung des Buches St. Martin war Claudius den Berliner Kreisen sehr anrüchig geworden; sie hatten ihn der Schwärmerei und des Mystizismus beschuldigt und gingen jetzt noch weiter, sie verdächtigten ihn des geheimen Einverständnisses mit den Jesuiten und des Kryptokatholizismus. Und das kam so: Wie einst im Mittelalter das Volk den Kometen, schrieb im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts der aufgeklärte Rationalist alle bedeutenden umstürzenden Ereignisse, deren letzten Grund er nicht kannte, den Jesuiten und heimlichen Gesellschaften, wie Rosenkreuzern und Illuminaten, zu[185]). Krankhaft ward diese Methode bei Nicolai und seinem Kreise. Schon in der vielbändigen, instruktiven ‚Reise durch Deutschland' hatte Nicolai mit Entsetzen die Macht des katholischen Klerus in Süddeutschland und Österreich beobachtet und davor in übertriebener Angst gewarnt, ja sich nicht gescheut, eine Art Kreuzzug gegen die Andersgläubigen zu predigen. In einer Anzahl von Broschüren und Schriften setzte er diesen Kampf fort. Februar 1784 eröffnete das Organ der Berliner Aufklärung, die ‚Berliner Monatsschrift' von Biester und Gedike, das Gefecht mit gleicher Tendenz, und nun erschienen in diesem Journal jahrelang Artikel und Gegenartikel für und wider den Katholizismus, die Templer, Rosenkreuzer und wen man alles für gefährlich hielt. Im Mittelpunkt der Debatte stand der Darmstädter Oberhofprediger Johann August Starck, welcher offen beschuldigt ward, den Katholizismus in Deutschland unter der Maske eines evangelischen Geistlichen ausbreiten zu wollen, und in mehr oder minder glücklichen Streitschriften sich zu verteidigen suchte. Nun wollte es der Zufall, daß

bei Starck gerade die Gegner in einem gewissen Sinne recht hatten, insofern nämlich jener in einer unbesonnenen Jugendstimmung einmal zur katholischen Kirche übergetreten war; doch hatte er diesen Schritt bald bereut und nie davon wieder Gebrauch gemacht. Viel weiter gingen aber die Berliner in ihrer Jesuitenriecherei. „Die Aufklärung witterte recht gut, daß schon der Totengräber hinter ihr stand. Sie spürte die neue, entgegengesetzte Geistesströmung, welche evangelische und katholische Kreise in gleicher Weise erfaßt hatte, und auch den geistesgeschichtlichen Zusammenhang der jetzt in den Anfängen auftretenden Bewegung, die man Romantik nennt, mit Rom. Sie sah aber in ihrer ganzen flachen Art überall nur mechanische Beziehungen, wo doch meist nur geistige vorhanden waren." Treffend äußerte F. H. Jacobi: „Wer nicht Deist oder Berlinischer Christ ist, der ist wissentlich oder unwissentlich ein Krypto-Jesuit." So wurde Lavater dazu gestempelt, weil er an die Wunder Christi in der Bibel als Wunder glaubte und meinte, noch heute seien Wunder möglich. So wurde St. Martins Buch als ein „schändliches Buch" bezeichnet, das bestimmt sei, den Katholizismus auszubreiten, und natürlich der Übersetzer Claudius als einer der ärgsten verkappten Jesuiten verschrien. Die Stimmen der wenigen Verteidiger verhallten unter dem lauten Geschrei der empörten Aufklärer, die heiser nach Staatshilfe schrieen; da sich aber nicht die geringste Wirkung des so steif und fest behaupteten heimlichen Waltens der bösen Jesuiten offenbarte, verlief die Bewegung 1790 im Sande. Auch Herder gestand den Berlinern eine gewisse Berechtigung zu[186], Fritz Stolberg jedoch machte sich darüber lustig[187]. Claudius, recht im Gegensatz zu Lavater, kümmerte sich überhaupt nicht um die Angriffe, ignorierte in überzeugter Unschuld alle verleumderischen Schmähungen und Beschuldigungen und hielt es für unter seiner Würde, auf die unsinnigen Anwürfe einzugehen[188].

Ebenso hatte er bei vielen Anstoß erregt durch seine ‚Weynacht-Cantilene', die er 1784 im Einzeldruck hatte ausgehen lassen, und die Reichardt gleich komponiert hatte[189]. Die einfache Sprache, der kindlich-gläubige Ton mußten den verfeinerten Geschmack abstoßen, aber ein Mann wie Hamann war davon berührt und ergriffen; er fühlte wohl das religiöse Erlebnis hindurch, welches den Dichter zu dem Stück veranlaßt hatte[190]. Am 22. Dezember 1785 wurde die Kantilene in der Nicolai-Kirche zu Berlin aufgeführt, mit welchem Erfolge, ist leider nicht überliefert[191].

Auf den Kampfplatz der öffentlichen Meinungen trat Claudius noch einmal im Jahre 1786. Er sekundierte Fritz Jacobi im Duell mit Moses Mendelssohn über der Leiche Lessings. In Weimar hatte er zwei Jahre vorher begierig den Disputen Jacobis und Herders über den Spinozismus gelauscht, den jener verteidigte, dieser herb angriff. 1785 veröffentlichte Jacobi eine

Schrift ‚Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn‘, welche eine öffentliche Fortsetzung der in Privatbriefen begonnenen Debatte über Spinozas Lehre und Lessings Spinozismus genannt werden kann[192]). „Der Kern des Buches und seine erste Hauptabsicht war die Darstellung des Lehrgebäudes des Spinoza nach seiner wahren Gestalt, verbunden mit der zweiten Hauptabsicht, das Prinzip des Glaubens als die einzig mögliche Rettung vor dem Spinozismus hinzustellen. In diesem Sinne wird nach allem Vorangegangenen die Summe der Behauptungen des Verfassers in wenige Sätze zusammengefaßt: Spinozismus ist Atheismus und Fatalismus; das ist der Geist aller den Weg der Demonstration gehenden Philosophie, aber auch der Leibniz-Wolffschen; alle Demonstration aber setzt ein volles Erwiesenes voraus, wovon das Prinzip Offenbarung oder, subjektiv ausgedrückt, Glaube ist. Und zum Schlusse endlich eine rednerische Ausführung dieser letzteren Behauptung, mehr begeistert und warm als bündig und streng zusammenhängend, voll Anführungen aus Lavaters, Hamanns und Herders Schriften, insbesondere aus der ‚Ältesten Urkunde‘ und den ‚Theologischen Briefen‘; Lessings Gespräch mit Jacobi über Spinoza, von Goethes ‚Prometheus‘ ausgehend, wird ausführlich mitgeteilt und daraus sein Spinozismus entwickelt. Die Wirkung dieser Schrift auf Mendelssohn war ungeahnt; während er sich mühsam der auf ihn einstürmenden Gründe zu erwehren versuchte, starb er plötzlich, vom Schlage getroffen, am 4. Dezember 1785. Johann Jakob Engel behauptete, Jacobis Schrift sei an des Philosophen Tode schuld gewesen, und gab, ein wenig ehrendes Zeugnis für den Verstorbenen, die „von Entstellungen und grundlosen Vorwürfen gegen Jacobi wimmelnde“ posthume Schrift ‚Anhang zu Hrn. Jacobis Briefwechsel über die Lehre des Spinoza, Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings‘ heraus. Jacobi antwortete noch im selben Jahre mit der Broschüre ‚Wider M. Mendelssohns Behauptungen‘, und nun erschien eine Anzahl Artikel, Flugschriften und Heftchen, die sich mit dieser Frage beschäftigten, ohne sie weiterzuführen; besonders von seiten der Berliner artete der Streit in häßliches Gezänk aus und ward mit Sophismen und persönlichen Beleidigungen geführt.

In diesen Streit griff nun Claudius ein, nach seiner Art. Er hatte eine Rezension des Jacobi-Buches für den ‚Hamburger Correspondenten‘ verfaßt[193]), allein die Zeitung verweigerte die Aufnahme[194]). Darauf sandte sie F. H. Jacobi an Goethe mit der Bitte, sie in den ‚Teutschen Merkur‘ einrücken zu lassen, doch hatte der vorsichtige Wieland Bedenken und ließ sie zurückgehen[195]). Da entschloß sich Claudius kurzerhand und gab als Einzeldruck ‚Zwey Recensionen etc. in Sachen der Herren Lessing, M. Mendelssohn und Jacobi‘[196]) heraus.

Nur kurz beschäftigt er sich mit Jacobis Schrift, betont die Veranlassung der Veröffentlichung des Gespräches mit Lessing und hebt die neuen, scharfsinnigen Bemerkungen „zu der Frage: von den Wegen zu Erkenntniß und Ueberzeugung“ hervor, ohne dazu Stellung zu nehmen; doch ist es seiner Toleranz möglich, auch zu Spinoza eine verbindende Brücke zu finden: „Alle Menschen haben eine Ahndung und Idee der Wahrheit in sich; in einigen aber rührt sich der heilige Trieb zu Erkenntniß lebendiger. Doch hat der Mensch, und das fühlte Spinoza sehr wohl, kein που στω, bis er das Unendliche und sein Verhältniß mit dem Endlichen erkennet.“ Viel ausführlicher behandelt er Mendelssohns Gegenschrift. Seinen Standpunkt legt er von vornherein fest: Ich „will mich für nichts ausgeben, auch nicht für unpartheyisch. Doch hoffe ich, die Leser dieses, die J. und M. Schrift, denn daraus gehe ich allein zu Werk, gelesen und dabey eine gesunde Constitution haben, sollen meistentheils finden: daß sie eben das, was sie lesen werden, selbst denken, und daß ich es ihnen nur aufgeschrieben habe. Und, wo sie es nicht finden, da lasse ich ihnen ihre Meinung, denn ich will nicht streiten.“ Er verteidigt den Freund gegen die Vorwürfe, er habe Lessing geschadet und ihn, wie Mendelssohn behauptet, als einen „Atheisten und Gotteslästerer angeklagt“: Lessing habe nicht im geringsten dadurch verloren, denn er bleibe auch in dem Gespräch das hervorragende Genie; in religiöser Hinsicht jedoch habe ihn Claudius nie anders gekannt, als wie er sich hier zeige: von der negativen Seite. Und „bey Seite“ fügt er die für sein Verständnis bezeichnende, dem Rationalismus einen treffenden Hieb versetzende Anmerkung hinzu, es gäbe nur zwei Klassen von Anhängern der Religion, „die w e s e n t l i c h verschieden sind. Alles übrige gibt nur Nüanzen an mehr oder weniger; und die sogenannte Vernunftreligion, die den zerbrochenen Wasserkrug mit den Scherben selbst wieder flicken und herstellen will, ist etwa im Decoro, aber im eigentlichen Resultat wenig von der verschieden, die gar nicht flickt sondern die Scherben liegen läßt, wie sie liegen.“ Doch sei Mendelssohns Eifer, Lessing zu retten, entschuldbar, denn es habe ihm wehe tun müssen, daß er, der jahrelange, vertraute Freund Lessings, nichts von dessen Spinozismus erfahren habe. Allein die Art, wie Mendelssohn die Rettung bewerkstelligen wolle, sei „sehr desperat“ und „ein wenig unphilosophisch“, wenn er behauptete, Lessing habe Jacobi in dem Gespräch zum besten gehabt; das könne Mendelssohn nur im Verdruß geschrieben haben. Auch Jacobi habe in übereilter Empfindlichkeit gehandelt, und wenn seine Schrift wirklich der nächste Anlaß zu Mendelssohns Tode gewesen sei, so täte das ihm (Claudius) sehr leid. „Indeß Hr. M. hatte d i e s e Bekanntwerdung des Gesprächs in seiner Hand, wenn er Vertrauen mit Vertrauen erwiedert hätte. Auch sollte er selbst das G e s p r ä c h nicht unterdrückt haben.“ Er glaube nicht an diese Todesursache. Was nun die Hauptsache bei diesem Streite, nämlich „die Förderung der Wahrheit“, anlangt, so scheint es Claudius, als ob Mendelssohn doch durch Jacobis Sätze in einigem bekehrt worden sei, und er sucht dies durch Gegenüberstellung von beider Behauptungen zu erweisen. „Nicht doch“, unterbricht er aber dann den Gedankengang, um zu seiner eigenen Meinung vorzudringen, „Hr. M. ist nicht ü b e r g e g a n g e n. Er hatte bloß die Ahndung der W a h r h e i t; wie Hr. J., und du, und ich, und alle Menschen haben, sie mögen es gestehen wollen, oder nicht, und mögen seyn wer sie wollen, Philosophen und Nichtphilosophen, Vernunftpriester und Gottesleugner, Schwärmer und Demonstranten, Bürger und Bauern. Diese Wendung ist freilich das Zeichen unsrer Größe, aber mit ihr s i n d wir n o c h n i c h t groß; doch in der Potenz es zu werden, und zwar

alle, weil wir gleicher Natur und in gleichem Fall sind, auf Einem Wege. Und da dünkt mich, sollten wir nicht, ein jeder das Seine noch Aergerniß und Parteyen suchen; sondern alle, als Freunde, einfältiglich den Einen Weg hingehen, und nicht eher weise seyn bis wir es wären." So kommt Claudius zu dem Ausgangspunkt alles Forschens, zu aller Weisheit letzten Schluß zurück, der für ihn allein maßgebend ist, zu Gott. In ihm finden sich schließlich alle zusammen, die es ehrlich mit ihrer Überzeugung meinen, auch wenn sie auf verschiedenen Wegen gefunden wird. „Denn da wird wohl Platz für uns beide seyn; und auch für Leßing." Claudius durfte so sprechen, denn ihm war Lessing kein Fremder gewesen; mit schönen, versöhnlichen Worten beendet er seine Rezension: „Und ich habe Leßing auch gekannt. Ich will nicht sagen, daß er mein Freund gewesen sey; aber ich war der seine. Und ob ich gleich sein credo nicht annehmen kann; so halte ich doch seinen Kopf hoch. Hrn. Mendelssohns Bekanntschaft ist mir nicht beschieden gewesen. Aber ich habe ihn als einen hellen forschenden Mann mit vielen andern geachtet; und als Juden habe ich, wie man sagt, ein tendre für ihn, um seiner großen Väter, und um meiner Religion willen.

Der eine liegt zu Braunschweig im Grabe, und der andere zu Berlin — — —

Molliter Ossa cubent!"

Zur Untersuchung oder zur Fortführung der ganzen Streitfrage hat Claudius mit seiner Broschüre nichts beigetragen, und das war auch nicht seine Absicht. War die erste Rezension ursprünglich nur ein Freundschaftsdienst für Jacobi gewesen, so diente ihm die zweite dazu, von neuem seinen Standpunkt festzulegen, von dem aus man alles menschliche Leben und Treiben beurteilen müßte: vom christlich-positiven aus, von dem aus man aber auch den Weg finden könnte zu einer Verständigung aller nach Wahrheit dürstenden und suchenden Seelen, den Weg der göttlichen Gnade.

Wie die Schrift von den Zeitgenossen aufgenommen wurde, ist nicht klar zu ersehen; zwar Hamann war von ihr erfreut und berichtete, auch Kant habe sie „mit vielem Vergnügen durchgesehen"[197]. Die Zeitungen und Zeitschriften schwiegen sich darüber aus[198], und Claudius war damit wohl nicht recht zufrieden. Jedenfalls nahm er sie in den 5. Band der Werke wieder auf und bemerkte mit einem gewissen trotzigen Unmut in der Vorrede: „Die ‚Zwey Recensionen in Sachen etc.' sind schon einmal öffentlich gedruckt und gedrückt worden. Ich habe sie hier wieder drucken, und bin auch erbötig sie wieder drücken zu lassen"[199].

Vielleicht war Claudius noch durch äußere Gründe zu der Drucklegung der beiden Aufsätze veranlaßt worden: er hatte auf pekuniären Erlös gehofft. Denn die Kinder wuchsen heran, der Unterricht, den er selbst ihnen erteilte[200], nahm ihm die Zeit zu literarischen Arbeiten, und so war bar Geld selten im Hause Wandsbek. Vergeblich hatte er gesucht, durch Gleims Vermittlung einen oder mehrere Knaben als Pensionäre in sein Haus zu bekommen, wie einst die

Söhne Jacobis; es wollte sich kein Vater bereit finden, dem Bothen ein Kind anzuvertrauen[201]). Allerdings ward er, wie wir mehrfach berichten konnten, in edelster Art von auswärtigen Freunden unterstützt; Fritz Jacobi, Gleim, die Freiherrn von Haugwitz und Schlaberndorf halfen unablässig; auch die Königin Juliane von Dänemark sandte einmal ein Geschenk von 100 Talern[202]). Aber es fehlte der feste Rückhalt eines bestimmten, gewährleisteten Einkommens. Dadurch war Claudius mit bestimmt worden, seine Ramsay-Übersetzung dem Kronprinzen Friedrich von Dänemark zu widmen, in der Hoffnung, auf diesem Wege eine Anstellung zu erhalten. Als der Kronprinz 1784, vom Volke mit Vertrauen begrüßt, für seinen geisteskranken Vater Christian VII. als Mitregent die Regierung übernommen hatte, setzte er im Frühling des folgenden Jahres Claudius ein Jahresgehalt von 200 Talern aus mit dem Bemerken, „es sei das eine Erkenntlichkeit für das Vergnügen, das auch ihm Asmus gewährt habe“ [203]). Zwei Jahre darauf besuchte der Kronprinz die deutschen Landesteile und kam am 10. Juli 1787 nach Wandsbek; hier empfingen ihn die Einwohner festlich und begrüßten ihn mit einem Lied von Claudius, das in ungekünstelten und herzlichen Versen dem zukünftigen König huldigte[204]). „Der Kronprinz forderte den Dichter bei der Vorstellung auf, sich, wenn er Wünsche hätte, an ihn zu wenden“ [205]). Im Herbst 1787 schrieb daher Claudius an seinen fürstlichen Gönner eine treuherzige Epistel[206]):

„Durchlauchtigster
Gnädiger Printz!

ich habe mich bisher mit meiner Hände Arbeit genährt, und mich nicht übel dabei befunden; aber acht Kinder, die doch halbwege erzogen und unterrichtet sein sollen, fangen an, mir meine Zeit zu nehmen, und mir meine itzige Lebensart etwas beschwerlich zu machen. Ew. Königliche Hoheit haben ungebeten mich auf eine solche Art zu bemerken geruht, daß ich, wenn ich etwas zu bitten habe, mich erst an Sie wenden würde, und wenn Sie auch nicht unser Kronprinz wären; ich wünsche irgend eine Stelle in des Königs Lande, und, wenn es sein könnte, im lieben Holstein. Gnädiger Printz, ich bitte nicht um eine sehr einträgliche Stelle; sondern nur um eine, die mich nährt, und um so eine bitte ich mit aller Unbefangenheit eines Mannes, der Willens ist, das Brod, das ihm der König gibt zu verdienen.

Wenn es mir auch erlaubt sein würde, so wüßte ich nicht zu sagen, wozu ich eigentlich geschickt bin, und ich muß Ew. Königl. Hoheit unterthänig bitten, daß Sie gnädigst geruhen, ein Machtwort zu sprechen und zu befehlen, wozu ich geschickt sein soll.

ich verbleibe mit Gesinnungen eines getreuen Unterthan

Ew. Königl. Hoheit

Wandsbeck, d. 19. Oct. 1787. unterthäniger Matth. Claudius.“

Seine adligen Freunde, die Stolbergs, Schimmelmanns und Reventlows, unterstützten sein Gesuch[207]), und man hielt nach einem Dienst für ihn Umschau.

Gerade damals hatte Graf Schimmelmann durch probeweise Einführung des Speziestalerfußes das verworrene Münzwesen Dänemarks zu klären gesucht und zu diesem Zweck mit Beginn des Jahres 1788 eine Speziesbank in Altona errichtet. Die neue Maßregel der Regierung fand allenthalben Widerspruch oder Zustimmung; besonders zeichnete sich der Altonaer Kaufmann Otto Jakob Fink durch lebhafte literarische Opposition aus[208]). Unter der Hochflut der Broschüren fiel durch Originalität der Einkleidung ein kleines Heft auf, betitelt: ‚Der Küster Christen Ahrendt, in der Gegend von Husum an seinen Pastor, betreffend die Einführung der Speciesmünze in den Herzogthümern Schleswig und Holstein'[209]). In Form eines Briefes, wie schon der Titel besagt, verteidigt ein ungelehrter Mann aus dem Volke die neue Einrichtung und sucht die Gegengründe der Widersacher zu entkräften. Man hat die Schrift Claudius zugesprochen, und nach Form und Inhalt gehört sie ihm augenscheinlich auch an, obgleich urkundliche Belege für seine Verfasserschaft fehlen. Sie war wohl der Dank für die ihm Frühjahr 1788 verliehene Stelle des ersten Revisors an der Speziesbank und sollte zeigen, daß man nicht einen Unberufenen dazu gewählt hatte, sondern einen Mann, der es mit seinen Pflichten ernst nahm und in die finanziellen Geschäfte sich einarbeiten wollte. Dies Amt war eine bescheidene Sinekure, warf 800 Reichstaler jährliches Gehalt ab und gestattete dem Dichter, in Wandsbek wohnen zu bleiben, „da die revisorgeschäfte nur quartaliter, und jährlich Einmahl für allemahl abzumachen" waren[210]).

Auf die Freude folgte für die Familie ein tiefer Schmerz. Der zweite Sohn, Matthias nach dem Vater genannt, kränkelte viel und schied nach schwerer Krankheit am 4. Juli 1788 dahin. Tiefverwundet standen die Eltern am Grabe des geliebten Kindes, besonders Rebekka war untröstlich und haderte mit Gott. Das ergreifende Zwiegespräch am Beginn des 5. Teiles der Werke[211]) entströmte damals Claudius' Herzen: Die Mutter hoffnungslos, der Vater voll Vertrauen auf ein Wiedersehen im Jenseits. Es war die erste schwere Probe, die sein Glaube zu bestehen hatte, und später hat er einmal gesagt: „Ich dachte lange schon, mein Glaube sei fest und stark; in der Stunde aber, in der ich meinen Matthias in den Sarg legte, da wollte Ergebung und Demuth fast nicht halten; der Glaube ward hart geprüft; da erst lernte ich verstehen, was es mit dem Menschenleben auf Erden auf sich hat. Was vorherging, war nur Kinderspiel" [212]).

Wie zum Ersatz ward am 17. Mai 1789 der dritte Sohn Fritz geboren. Doch der tiefgehende Verlust steht gleichsam symbolisch am Ende der zweiten Periode in Claudius' Leben. Die folgenden, für Europas Gestaltung bedeutungsvollen Jahrzehnte zogen auch das stille Wandsbek in ihre Wellenkreise hinein; vorbei war es mit dem beschaulichen Dasein eines Patriarchen, vorbei mit dem

ruhigen Innenleben eines bescheidenen Dichters. Als alle geheiligten Bande frommer Scheu sich lösten, als Familie, Vaterland, Religion, alles was den Menschen hehr und heilig gewesen war, hinzuschwinden drohte im Siegestaumel republikanischen Überschwanges und nivellierender Demokratie, da hielt es auch der stille Bothe, der bisher nur in literarischen Fehden gekämpft hatte, für seine Pflicht, als ein Prediger aus der Wüste aufzutreten und die warnende Stimme zu erheben. Die Zeit forderte jeden Mann zum Einsatz seiner Kraft, und Claudius war jetzt der letzte, sich ihr zu entziehen.

Kapitel VIII.

Kämpfe und Nöte. Ausgang und Tod. 1789—1815.

Am 5. Mai 1789 war in Versailles die Versammlung der Etats generaux eröffnet worden, am 17. Juni hatte sich die Assemblée nationale konstituiert, am 14. Juli ward die Bastille zerstört, in der Nacht vom 4. zum 5. August wurden nach amerikanischem Muster[1]) die Menschenrechte feierlich proklamiert, am 5. Oktober erkannte Ludwig XVI. die Beschlüsse der Nationalversammlung an, und der Hof siedelte von Versailles nach Paris über. Schlag auf Schlag folgten die Ereignisse, und die überraschten Zeitgenossen wußten nicht, wie ihnen geschah. Neues Licht schien aus dem Westen wieder einmal, wie in alten Zeiten, nach Deutschland zu dringen; wieder einmal schienen die „Franken" berufen, ein neues Evangelium über den Rhein zu tragen. Große Hoffnungen knüpfte man z. T. an diese Erhebung der Geister, an diese Selbstbesinnung auf die dem Menschen angeborenen Rechte, in kurzsichtiger, überhitzter Begeisterung hießen manche, allen voran Klopstock, den Aufgang der „neuen, lebenden, selbst nicht geträumten Sonne" willkommen und forderten ihre Landsleute auf, dem Beispiele der Nachbarn nachzueifern. Am Jahrestage des Bastillensturmes beging Hamburg 1790 ein glänzendes Fest; als Krone des Ganzen las Klopstock den freiheittrunkenen, mit der dreifarbigen Kokarde geschmückten Bürgern seine neuen Oden ‚Sie und nicht wir' und ‚An Cramer den Franken' vor und erregte damit einen Sturm des Enthusiasmus und der Verbrüderung[2]).

Claudius sah dem allen von Wandsbek aus mit stummer und steigender Mißbilligung zu. Sein durch und durch monarchisches Empfinden[3]) fühlte sich abgestoßen von diesem demokratischen Gleichheitstaumel und sah die schrecklichen Folgen einer Pöbelherrschaft nahen. Seine Ansicht über Herrscher und Regierung hatte er oft genug öffentlich ausgesprochen. Oberster Grundsatz war ihm das Homerische: *ουκ αγαθὸν πολυκοιρανίη, εἷς κοίρανος ἔστω.*

Nach dem Bibelworte sollte jeder der von Gott gesetzten Obrigkeit untertan bleiben und sich nicht gegen sie auflehnen; allerdings sollten auch die Fürsten sich bemühen, gut und edel zu sein und mit Milde und Gerechtigkeit zu herrschen. Auf der Basis gegenseitigen persönlichen Vertrauens sollten Volk und Fürst einander nahekommen. Er erwartete das Heil der Welt nicht in gewaltsamen Umstürzen von unten, sondern in allmählichen segensreichen Reformen von oben. Da mußte ihn die Selbstbefreiung des französischen Volkes mißtrauisch stimmen, besonders die großen Worte, mit denen die Menschenrechte verkündet wurden. Und ihre Propheten in Deutschland, die mit diesem neuen Schein alle bisherige Dunkelheit vertreiben wollten, betrachtete er mit unverhohlener Verachtung. Als er daher am 15. Dezember 1789 eine neue Subskriptionsanzeige auf den 5. Teil seiner Werke erließ, sprach er es offen aus: „Freilich, wenn man den öffentlichen Gerüchten trauen darf, und der Nacht und Nebel, darinnen unser einer sich noch mit durchgeschlichen hat, seitdem hinweg und vertrieben, und es ist heller lichter Tag, so daß die Eule leicht unter die Krähen fallen könnte, und der Laie sich eigentlich wohl hüten sollte, das fünfte Rad am Wagen zu machen. Aber, bey der Schriftstellerey hüte sich einer für das Erste mahl. Wer Einmahl geschrieben hat, kann hernach schwerlich schweigen; das „Küchlein im Ey" rührt sich immer, pickt und eilt heraus. Und was die Lichthelle anlangt, da hört man ja von der lauter rühmliches, so daß man sich unmöglich vor ihr fürchten kann. Ich zwar glaube, daß hell und gut zweierley sind, daß die Wurzel vor der Frucht seyn müße, und daß es beßer sey, im Dunkeln Gutes thun, als bey Tage Böses. Wenn sie das aber anders wissen, und eins, wie sie sagen, aus dem andern folgt; desto beßer, und was denn für Sorge?"

Zur Ostermesse 1790 erschien der 5. Teil des Asmus in der Öffentlichkeit. Nur sieben poetische Sachen enthielt er, davon drei bereits bekannte: das ‚Lied der Wandsbecker an den Kronprinzen'[4]), die ‚Weynacht-Cantilene'[5]) und ‚Urians Reise um die Welt'[6]); letzeres Gedicht eine schalkhafte Verspottung derjenigen, die vermeinten, im Ausland wäre alles besser als in der Heimat. ‚Die Eltern am Grabe' haben wir bereits erwähnt. Eng zusammen gehören die beiden Loblieder auf den Bauernstand: ‚Der Bauer nach geendigtem Prozeß'[7]) mit dem Anfang: „Gottlob, daß ich ein Bauer bin", und ‚Der glückliche Bauer'[8]), welches beginnt: „Vivat der Bauer, Vivat hoch!" Doch Claudius' poetische Schaffenskraft ist erheblich im Sinken begriffen, und gerade diese beiden Gedichte lassen im Vergleich zu den früheren Liedern desselben Themas den künstlerischen Ausgleich zwischen Form und Inhalt recht vermissen. Wie schon die ‚Motet' und die ‚Weynacht-Cantilene', ward auch ‚Das große Hallelujah'[9]) als geistlicher Gesangstext verfaßt, als der erste Teil eines Oratoriums größeren Stils, wozu Claudius durch die hervorragenden Bachschen Aufführungen von

Händels und Pergolesis Werken in Hamburg angeregt sein mochte. Der allein gedruckte erste Teil läßt indes in seinen hölzernen und prosaischen Versen das Fehlen der Fortsetzung nicht bedauern.

Wieder nehmen die Prosaaufsätze den weitesten Platz im Buch ein. Launig war in dem Avertissement am Schluß bemerkt worden: „In Japan nimmt der Hofmarschall Albiboghoi an", nämlich Subskriptionen. So richtet sich ein Teil der Aufsätze an den Kaiser von Japan. ‚Über die Unsterblichkeit der Seele'[10]) verbreitet sich Claudius in sieben Briefen an ihn; die Entwicklungslehre und natürliche Schöpfungslehre lehnt er mit unzureichenden Gründen ab, vielmehr ist ihm alles in der Natur unbeweglich und einem strengen höheren Gesetz der Notwendigkeit unterworfen. Nur der Mensch ist „beweglich" („Es fällt Niemand ein, von der Aufklährung der Wallfische etc. zu sprechen; aber sie sprechen alle von „Erziehung des Menschengeschlechts" von seiner moralischen Bildung und Veredelung, von finstern und erleuchteten Jahrhunderten u. s. w.")[11]), also muß „in ihm zugleich noch etwas anderes seyn als in der ganzen Natur"; das, was an ihm der Natur angehört, geht dann zugrunde. Nun haben wir Menschen in uns ein angeborenes Verlangen nach Höherem, Besserem, nach Unsterblichkeit; „so ist klar, daß, wir in unsrer jetzigen Lage, nicht sind wo wir seyn sollten. Wir zappeln auf dem Trocknen, und es muß irgendwo ein Ocean für uns seyn. Und dies sezt denn die Idee: von Unsterblichkeit und einem unendlichen Wesen etc., die in uns ist, vollends außer Zweifel. Der Mensch hat offenbar diese Idee, denn alle Völker sprechen von einem Gott! Und woher hat er sie? — Die ganze Natur mit allem was in ihr ist kann sie ihm nicht geben." Nach diesem — schon dem alten Cicero geläufigen — unsicheren Beweise kommt Claudius noch einmal nach mancherlei Sätzen zu dem Schluß: „Wenn also der Mensch Ideen und Ahndungen hat von Unsterblichkeit, Unendlichkeit, höchster Weisheit, Gerechtigkeit, Güte; muß denn nicht der Keim zu dem allen in seinem Wesen seyn?" Diesen Satz sucht er nun zu beweisen, und es ist kein erfreulicher Anblick, Claudius auf schwanken Stegen zu erblicken, auf denen er nicht Bescheid weiß. Offenbar wollte er es seinem Freunde Jacobi gleichtun und über Religion philosophieren; doch fehlte ihm dazu dessen Scharfsinn und Denkenergie; stets mischte sich ihm der Glaube ein und verdarb alle logischen Folgerungen. Er wollte eben beweisen, daß er auch philosophieren und demonstrieren könne wie die Rationalisten, und verdarb sich gleich anfangs das Konzept. Im folgenden Bande versuchte er bei demselben Thema mit nicht größerem Glück sein Heil. Sehr gut aber saß der Hieb, den er gegen die Aufklärung richtete, in dem bitter ironischen ‚Schreiben des Kaisers von J-p-n an einen gewissen —'[12]), der voll Freude berichtet, wie sein Land sich gehoben habe: „Das Raisonniren und Disputiren geht auch schon gut von statten,

und das mit dem Journal- und Büchermachen, und den Illuminir-Clubs". Und auf der folgenden Seite der satirische Kupferstich ‚Die Sophisten', welche mit lautem Schreien und heftigen Gebärden sich gegenseitig zanken. Nicht Verstandes-, sondern Herzensbildung ist das Wesentliche, das betont Claudius auch in der ‚Correspondenz mit Mir selbst'[13]), welche die fortwährenden neuen Verbesserungspläne verspottet, mit der bedeutsamen Schlußformel: „Wahrhaftig, kleine lustige Künste wollens nicht thun. Auch wo ich Effect gesehen habe, da liegt Religion zum Grunde, die alte nämlich". Ebenso macht er sich in der ‚Parabel'[14]) lustig über die Erziehungsreformer, welche wider die Natur ummodeln wollen und nichts erreichen. Gegen eine andere „Verbesserung" im Sinne des Rationalismus zieht Claudius zu Felde in der ‚Correspondenz zwischen mir und meinem Vetter'[15]); die alten kräftigen Gesangbuchlieder aus den Zeiten des erwachenden und trotzenden Evangeliums nämlich wurden, gemäß der historischen Verständnislosigkeit der Aufklärung, zeitgemäß umgestutzt und verbessert, besonders scharf im ‚Neuen Hamburgischen Gesangbuch' 1787. Der Bote beklagt diese Traditionslosigkeit und hätte lieber die alten Gesänge wieder, wenn auch das Kleid nicht den Mann mache.

In den Mittelpunkt des Bandes hat Claudius — denn von dem Wiederabdruck der ‚Zwey Recensionen etc." können wir hier füglich absehen — seine Übersetzung von Platons ‚Apologie'[16]) gestellt. Er verfolgte damit offenbar einen doppelten Zweck: Einmal wollte er in religiöser Hinsicht zeigen, wie weit bereits die Alten in dem Glauben an einen Gott gekommen wären, und ferner sollte Sokrates ein Spiegel sein für diejenigen, die den Abfall von der Obrigkeit predigten; ein weiser und guter Mann unterwerfe sich stets der Obrigkeit, auch wenn sie nach seiner Ansicht unrecht handelt, denn sie ist von Gott eingesetzt. Am deutlichsten lassen sein Mißbehagen an der politischen Auffassung der meisten Zeitgenossen die ‚Gespräche, die Freiheit betreffend'[17]) erkennen. Offenbar hat ihn das Platonische Vorbild zu diesen Dialogen geführt. Was heißt eigentlich Freiheit? Wollen des Guten. Was ist denn das Gute? Gottes Wille. Das ist die einfache Formel, auf welche Claudius alles bringt. Aber viele feine und kluge Gedanken finden sich in den Dialogen; so wird darauf hingewiesen, daß ein Gesetz auch nur von Menschenhand gemacht und „administrirt" wird und daher nie als Axiom angesehen werden kann. Oder: „Was ist das, was unsern Augen das unendliche und wahre Gut immer gleichsam verbirgt und bedeckt, und wenn wir es auch betrachten und lieben wollen, sich immer dazwischen stellt? — Nicht wahr, das Endliche, das Unwahre, das Nichtgute. Dinge, die unserer Liebe nicht wehrt sind, die wir verachten, und uns ihrer nicht selten vor andern Leuten schämen; und an die wir doch wider unsern Willen hangen und halten, oder vielmehr die uns halten und uns unglücklich machen . . . Alles,

groß und klein, was die Menschen hier plagt, Eitelkeit und Laune, Herrschsucht und Troz, Geiz und Wollust, und alle Schande und Laster etc. was ist es anders, als Anhänglichkeit an Dinge die nichts können und nichts sind, und die Menschen doch vom Bessern abhalten". Schillers Verse: „Nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren!" klingen an. Und wiederum an Schiller gemahnend: „die Menschen tragen Ketten, und sind Sclaven; aber sie sind nicht gebohren es zu seyn, und haben die Hofnung nicht verlohren wieder frey zu werden"[18]. Als leuchtende Vorbilder von Wahrheitssuchern werden in der ‚Zugabe' Spinoza und Huß angeführt, ein Jude und ein Ketzer, abermals ein mit Absicht gewählter und deutlicher Beweis für Claudius' Inorthodoxie in allen Sachen des inneren, ernsten Glaubens an Gott[19].

Die Ereignisse im Westen gingen ihren Gang weiter. Noch waren in Deutschland die Freiheitsfreunde begeistert; auch Fritz Jacobi[20], Fritz Stolberg, Lavater, Voß[21] waren anfangs eingenommen für die französische Revolution. Ihnen fehlte nicht das Verständnis sowohl für ihre Notwendigkeit wie für das Neue und Große, daß sie, allerdings unbewußt und ungewollt, heraufführte. Aber als das Haupt Ludwigs XVI. unter der Guillotine fiel, hallte ein Schrei der Entrüstung und des Entsetzens durch Deutschland, und man wandte sich mit tiefem Abscheu jetzt von den „Westhunnen" ab. Zwar Hitzköpfe wie Georg Forster ließen sich auch jetzt noch nicht warnen und gingen nach Paris, um dort den Tod zu finden. Die deutschen Fürsten rüsteten zum Kampfe gegen die junge Republik, und die Regierungen suchten jede freiheitliche Bewegung ihrer Länder im Keime zu ersticken. Denn auffallend rasch ging der Same auf, welcher von jenseits des Rheins herübergeweht war; schon sah sich die dänische Regierung genötigt, einen Professor der Kieler Universität, Carl Friedrich Cramer, zu maßregeln, an dem ein warnendes Exempel statuiert werden sollte[22], und die von Struensee einst eingeführte Preßfreiheit erfuhr Beschränkungen[23]. Auch in Hamburg ward man allmählich ernüchtert. Die Wahrheit der Worte, die J. G. Schlosser prophetisch an Georg Forster geschrieben hatte: „Der Egoismus wird erst den Despotismus auf den Thron setzen; dann wird er ihn da erhalten, und unsere Kinder werden entweder auch mit Aufopferung aller guten Gefühle Egoisten werden, und nur sehr selten den Handdruck der Liebe fühlen, das Beispiel einer edlen That sehen, oder vielleicht nie verstanden werden, wenn sie die Sprache des Herzens sprechen, die einzige, welche ich sie lehren möchte"[24] — diese Wahrheit ging den Hamburgern auch allmählich auf; besonders Klopstock mußte einsehen, wie bitter er sich in dem französischen Volke, diesen „Hochverrätern der Menschheit", „der Freiheit getünchten Vergötterern", geirrt hatte.

Claudius verfolgte mit größter Spannung das Fortschreiten der Revolution. Kaum konnte er es erwarten, bis die neuen Zeitungen nach Wandsbek kamen, und oft ging er dem Boten entgegen, um sie ihm abzunehmen und früher in den Händen zu haben. Mit dem Koalitionskriege war er durchaus einverstanden und billigte jegliche gewaltsame Unterdrückung freiheitlicher Ideen. Denn was er unter Freiheit verstand, haben wir oben gehört; er sah daher nur das Häßliche und Gemeine, welches die Revolution im Gefolge hatte, nicht die gewaltigen Ideen, welche ihr zugrunde lagen; sie war ihm nichts anderes als die gewaltsame Abkehr von dem, was die Vergangenheit in Religion Staat und Schule in treufleißiger Arbeit geschaffen hatte; Paris galt ihm als eine „Mördergrube“[25]. Es erging ihm wie Ernst Moritz Arndt; „was er von dem auf das geistlose Eindrillen republikanischer Schlagwörter gerichteten rationalisierten Schulwesen, was er von der verstaatlichten natürlichen Religion sah, mußte seinen Widerwillen hervorrufen. Nirgends erschaute er sittliche Freiheit, nirgends im Dienste des Nächsten und der Allgemeinheit gebändigten Individualismus, sondern schrankenlose, nach persönlicher Glückseligkeit und Befriedigung niedriger Instinkte strebende, unsittliche Willkür der unbeschränkten, selbstsüchtigen Persönlichkeit. Hier erschien ihm kein in gefestigter Kraft schaffendes, seine unveräußerlichen Rechte wahrendes Volk, das sich nach den in ihm ruhenden Gesetzen zu edler Menschlichkeit fortentwickelte, sondern eine wüste, dem Tag lebende Pöbelmasse, die den Bruch mit der Vergangenheit radikal vollzogen hatte[26]).

Schöne Zeugnisse von Claudius' Anhänglichkeit an das Fürstenhaus sind die beiden Lieder, welche er auf ein trauriges und frohes Ereignis in der kronprinzlichen Familie dichtete und, um dem Freiheitsschwindel in Hamburg entgegenzutreten, in der ‚Neuen Zeitung‘ veröffentlichte. Gibt das erste ‚Als der Sohn des Kronprinzen, gleich nach der Geburt, gestorben war‘[27]), seiner Sehnsucht nach dem Jenseits, dem „Land des Wesens und der Klarheit“, in schönen und vollendeten Versen Ausdruck, so dient ihm das zweite ‚Wiegenlied für die neugeborne Prinzessin von Dänemark‘[28]) zum Vorwand, um kräftig sich als Anhänger der alten Ordnung und der durch das Band der gegenseitigen Treue verpflichteten Staatsordnung zu bekennen; die Fürsten sind von Gottes Gnaden, er verleiht ihnen Krone und Szepter; dafür sind sie aber auch verpflichtet, in Gottes Wegen zu wandeln und im Hinblick auf Gott ihre Herrschaft zu führen. Mit der beweglichen ‚Apostrophe an unsern geliebten Kronprinzen‘ schließt er:

„Laß Dir meine Wahrheit taugen!
Sie ist heilig mir,
Und mit Thränen in den Augen
Sage ich sie Dir.

Wollst denn unsre Bitte hören;
Sei und bleibe rein!
Wir sind treues Volk und, schwören
Fürder treu zu sein;

Wollen deine Ruh' nicht trüben,
Nach der Zeiten Brauch;
Wollen ehren Dich und lieben.
Aber lieb uns auch."

Bei solchen Gesinnungen mußte es ihn mit tiefem Schmerze erfüllen, wenn er sah, daß im eigenen Vaterlande Kräfte am Werke waren, die das Vertrauen zwischen Fürst und Volk untergraben und die neuen freiheitlichen Ideen auch in Dänemark fruchtbringend verbreiten wollten. Das Haupt dieser „aufklärenden", demokratisierenden Gruppe war der Kammerherr August Friedrich von Hennings, der Schwager des Dr. Reimarus, Amtmann in Plön[29]). Begeistert von dem Gedanken einer allgemeinen religiösen und politischen Aufklärung und Denkfreiheit, suchte er durch Schriften und Broschüren dafür zu wirken, griff vor allem den konservativ gesinnten holsteinischen Adel heftig an[30]) und war dann erstaunt, wenn man sich von ihm zurückzog, wenn die Regierung in Glückstadt ihn mit Mißtrauen beobachtete, wenn auch seine Untergebenen den Respekt verloren, umsomehr da er nicht den Mut besessen hatte, mit seiner Person für seine Überzeugung einzustehen[31]). Das ‚Schleswigsche Journal', welches seine Ideen verbreiten sollte, war von den Regierungen Preußens, Sachsens, Hannovers und schließlich auch Dänemarks verboten worden. Hennings schob es auf die Umtriebe des Stolbergschen Kreises und begründete eine neue Zeitschrift mit dem pompösen Titel ‚Genius der Zeit'. Claudius vermutete, nicht mit Unrecht, darin einen neuen Angriff auf bestehende Zustände und fürchtete, daß die Zeitschrift „die Liebe und das Vertrauen zwischen Regent und Unterthanen vermindern" könnte. Da hielt er es für Sünde, noch länger zu schweigen, wenn die heiligsten Güter im Vaterland selbst schon mit schmutzigen Händen betastet würden, und so erließ er in der ‚Neuen Zeitung' eine in mildem Ton gehaltene, aber entschlossene Erklärung gegen Hennings' Plan[32]). Klar und bestimmt formuliert er noch einmal seinen Standpunkt: „Ich meine: der König und ein jedweder Regent sei allerdings nicht um seinetwillen da; er müsse den Unterthan lieben, ihm Recht und Gleich thun unverrückt, und ihm kein Haar krümmen; aber Unterthan sei Unterthan; Obrigkeit sei von Gott verordnet, und wer ihr widerstrebt, der widerstrebe Gottes Ordnung; das öffentliche Weisheitpflegen über die Obrigkeit bringe kein Heil, sei auch allbereits zur Genüge gepflegt worden, und es sei gescheuter und besser: ihr zu gehorchen, und unter ihr ein stilles und geruhiges Leben zu führen in aller Gottseligkeit

und Ehrbarkeit." Der Allesbesserwisserei der sog. „Aufklärung" will er eine Wochenschrift entgegensetzen, die seine Stimme verbreiten soll: „daß Gott im Lande gefürchtet, und der König geehret werde." Damit war der Kampf eröffnet. Denn allerdings wollten Hennings und seine liberalen Gesinnungsgenossen Preßfreiheit, d. h. nur für sich; trat ihnen aber jemand entgegen und klopfte ihnen auf Grund der Preßfreiheit derb auf die Finger, so schrieen sie über schnödes Unrecht und Vergewaltigung. In Privatbriefen wollte Hennings den Boten von seiner Unschuld überzeugen; zwar gelang ihm das nicht bei dem hochfahrenden Tone, mit welchem er Claudius zu belehren suchte, aber jener fühlte doch Mitleid mit dem Kammerherrn, der ihm zugleich vorjammerte, sein Lebens- und Familienglück sei durch Claudius' Entgegnung zerstört worden. Er ließ daher den Plan einer Wochenschrift fahren, zumal er sich als Herausgeber nicht recht geeignet fühlte, aber die Sache lag ihm doch am Herzen, und so publizierte er die Schrift ‚Auch ein Beitrag über die neue Politik'[33]).

Klar scheidet er zwischen dem alten System der ständischen Ordnung und dem neuen System der Menschengleichheit. Er will keineswegs das alte System unbedingt verteidigen, sondern gesteht dessen Fehler offen zu. Aber die neue Ordnung sei so plötzlich, so tumultuarisch hereingebrochen, daß man doch Zweifel an ihrer Brauchbarkeit hegen dürfe. Die Besserung dürfe nicht ärger sein als das Übel selbst. Ausführlich trägt er seine ‚Vorläufigen Bedenklichkeiten und Zweifel gegen das Neue System' vor; vor allem scheint es ihm der Geschichte und der Natur zu widerstreiten, dann errege die Möglichkeit, alles selbst kritisieren und betasten zu dürfen, nur Unzufriedenheit und Mißtrauen. Daraus entstünde leicht, wenn alle regierten, keine Demokratie, sondern Ochlokratie, Pöbelherrschaft, wo der größte Schreier die größte Macht habe. Das aber sei keine Regierung. „Es muß eine unwiderstehliche Kraft in einer Regierung seyn, und ohne die kann kein Gehorsahm und kein Staat gedacht werden". Diese Kraft muß erhalten bleiben, aber sie droht durch die sog. „Vernunft" zerstört zu werden, denn jeder Mensch habe seine eigne Meinung. „Wohl wahr, spricht man; aber, gebt den Menschen nur richtige Begriffe! Aufklährung! Aufklährung! Der Mensch muß aufgeklährt werden! — Nun ja, gegen die richtigen Begriffe hat Niemand etwas; auch gibt es für jeden Menschen gewiße Dinge, worüber es recht nützlich und gut ist ihn aufzuklähren, das heißt, ihm zu sagen: dies und das ist so, und nicht so; dies und das taugt, oder taugt nicht; dies und das muß geschehen, oder nicht geschehen etc. Nur, wer mit dem Medusenkopf der Aufklährung die Neigungen und Leidenschaften zu versteinern denkt, der ist unrecht berichtet". Also sei ein Staat nach dem neuen System oder ein Vernunftregiment unmöglich, „weil man wohl klug aber nicht gut machen kann; weil die Menschen nicht wollen wie sie denken, sondern, vielmehr umgekehrt, denken wie sie wollen, und also durch Aufklährung noch kein Gehorsahm geschaft wird". In hübschen Gedankengängen folgert er nun, daß das Neue System überhaupt das ältere, und das Alte das Neue sei; „es war kein kleines und geringes Werk; das Selbstdenken und Selbstwollen eines jeden Einzelnen, dabey keine Ordnung und kein Glück bestehen kann, aus dem Sinn und in ein Gleiß zu bringen; den Eigendünkel und natürlichen Trotz, die Halsstarrigkeit und den Uebermuht etc. der Menschlichen Natur zu bändigen;

und statt ihrer, Gehorsahm, Ehrerbietigkeit, Zurückhaltung, Zuvorkommen, Discretion, Delicateße und die übrigen Grazien des Gesellschaftlichen Lebens zu introduciren". „Aber, wer ohne Rückhalt und Einschränkung „Menschen-Freyheit" verkündigt, und unbedingt die „Menschen-Rechte" predigt, der — Seine Absicht sey welche sie wolle wer will Jemand die bestreiten — aber der rüttelt an jenen wohlthätigen, so weißlich und mühsahm geknüpften und unentbehrlichen Banden; gräbt den Eigendünkel, und Selbstwillen etc. wieder aus dem Verborgenen hervor; der verstört über das im Menschen die schönen Gefühle von Liebe, Glauben und Vertrauen; nimmt ihm das Herz aus dem Leibe, und macht ihn zu einer dürren selbstklugen Hirnschädel ohne Freude für sich und andre! — Und das beste, was der Mensch auf Erden hat; der letzte Trost, der ihm, wenn er sich von seinem Regenten gedrückt glaubt oder gedrückt ist, übrig bleibt, und der „mit einem Regenten, der nicht drücke und alles wieder gut machen werde", sein Herz beruhigt und tröstet — auch der soll ihm genommen werden! — Heißt das die Menschen lieben? — Ich bitte. Ist das bieder und gut? — Und ist es nicht biederer und beßer: unbedingt Gehorsahm und Ordnung, und Liebe, und Glauben, und Vertrauen auf Gott und Menschen zu predigen? —"

Und zum Schluß das Ideal eines Regenten entwerfend, entkräftet er in seiner Auffassung, die uns geläufig ist, einen Einwurf, der oft gemacht worden ist: „Aber soll denn Liebe, Glauben und Vertrauen ewig lieben glauben und vertrauen, damit sie ewig betrogen und gemißbraucht werden können? — Sollen denn Viele sich ihrer Rechte begeben, damit Einer oder Einige ungestraft Gewalt und Unrecht üben können? Das sey ferne! — Betrogene Liebe ist wie Menschenblut; sie schreiet aufwärts um Rache. Nein! Recht muß Recht sein und Recht bleiben. Ich streite nicht wieder sondern für das Volk — und wo dem kleinen Unrecht und Gewalt geschehen soll, da begehre ich nicht zu heißen der Sohn der Tochter Pharao[34]), und will viel lieber Ungemach leiden mit meinen Brüdern. Die Könige und Regenten sind den Menschen zum Guten gegeben und nicht zum Bösen. Sie sollen nicht Unrecht, sondern Recht und Gleich thun, und wißen daß sie auch einen Herrn im Himmel haben. Der hat sie über die andern gesetzt um der andern willen, und daß den andern durch ihre Hand Barmherzigkeit geschehe. Und wie die Millionen oder die Tausende, die von ihnen ihr Maaß häuslicher Ruhe und zeitlichen Glücks erwarten, ihnen gehorsahm seyn und Glauben und Vertrauen haben müßen; so müßen sie den Tausenden das Maaß mit beyden Händen voll drücken und rütteln und sie glücklich machen. Und das ist noch nicht alles. Wenn ein König in seiner Herrlichkeit mitten unter seinem Volk auf seinem Thron sitzet; so sitzet er da: um, außer dem Glück der Erde, auch das Glück des Himmels zu spenden; so sitzet er da: um, als ein heiliger Künstler, durch lauter wohlthätige, lauter milde und edle, lauter große und gute Handlungen GOTT zu conterfeyen, und die Menschen nach IHM hungrig und durstig zu machen. Das sollen die Könige und Regenten! Dazu sind sie berufen, und dazu sind den ersten Königen die Krone und der Scepter gegeben worden. — Und darum lieben auch wir Menschen von Natur dies Geräthe, und erwarten von dem, der es an sich trägt, nichts als Gutes; und mögen von ihm nichts Böses hören. Wir Menschen sind Kinder, und so mußte der liebe Gott mit uns wie mit Kindern umgehen, und uns heimlich und hinter unsern eignen Rücken glücklich machen. Und dazu bedurfte es Einrichtungen, und wir fühlen wohl, daß diese Einrichtungen so rein seyn müssen, wie der ist der sie gemacht hat."

Eine solche Auffassung stand allerdings der Meinung Hennings' und seiner Kreise scharf entgegen; es ist der alte unüberbrückbare Weltanschauungsgegensatz, der noch heutzutage Konservative und Liberale trennt und stets trennen wird: auf der einen Seite ein bestimmtes Weltbild, eine einheitliche Grundstimmung, auf der anderen engbegrenzte, für den Augenblick erreichbare Ziele. Praktische Politik wollte Claudius nicht treiben, eine konstitutionelle Monarchie im heutigen Sinne konnte er sich nicht vorstellen; aber „die Nachricht ist gemacht, unsre brausende und übertreibende Schriftsteller am Ärmel zu zupfen, und rechtliche und loyale Gesinnungen zu befördern" [35]).

Am 30. März 1794 wanderte das Büchlein nach Halberstadt mit den Begleitzeilen: „Laßt die Unbekehrten leßen, und bittet Sie, daß sie sich bekehren laßen; wahr ist mein Büchlein, und die Erfahrung, wann und wo das Gegentheil die Oberhand behält, wird es lehren, wen es zu späth ist. Bittet aber auch Gott, daß er gute Fürsten gebe" [36]).

In gleicher Stimmung dichtete Claudius die ernste, rhythmisch schöne ‚Klage' [37]), die mit den Worten anhebt:

„Sie dünkten sich die Herren aller Herr'n,
Zertraten alle Ordnung, Sitt' und Weise,
Und gingen übermüthig neue Gleise
Von aller wahren Weisheit fern".

Allein der Kampf mußte weitergeführt werden. Schon Ende 1793 war gegen Claudius' Zeitungsartikel ein anonymes warnendes Heft erschienen, betitelt: ‚Freundliches Anschreiben des Vetter Andres an seinen lieben Vetter Asmus in Wandsbeck', als dessen Verfasser sich später Johann Friedrich Reichardt herausstellte, der in „freiheitlichen" Ideen befangene Freund des Bothen. Aus Claudius' Umgebung wurde dagegen, ebenfalls ohne Namen, veröffentlicht ‚Wahrheit wider Wahrheit. Worin S. T. Asmus der Bote und sein neuer Vetter im Vorbeigehen persiflirt werden von einem mystisch gelehrten, mystisch beschäftigten, und aus beiden Ursachen trotz seinem langen Athem mystisch verworrnen Recensenten'; der Verfasser ist nicht zu erraten. Im ‚Genius der Zeit' aber hagelten fortwährend scharfe und flache Hiebe, schwere und leichte Bosheiten auf Claudius hernieder, der gelassen diesem aufgeregten Treiben zusah und sich seines guten Rechtes bewußt war.

Und nun schien es, als ob auch Dänemark seine Revolution bekommen sollte; aus theologischen Streitigkeiten heraus. An der Universität Kiel hatte der theologische Rationalismus festen Fuß gefaßt, und der Adjunkt der theologischen Fakultät Thieß hatte eine Schrift ‚Jesus und die Vernunft' (Leipzig 1794) ausgehen lassen, die großes Aufsehen erregte und unter der Holsteinischen Geistlichkeit mannigfache Beunruhigung hervorrief. Da hielt es der Generalsuperintendent Johann Leon=

hard Callisen, „ein lieber, frommer, gutmütiger, auch gelehrter Mann“, für seine Pflicht, die ihm anvertrauten Seelen wieder ins Geleis zu bringen, und veröffentlichte den „nicht scharf und gefeilt genug“ geschriebenen ‚Versuch über den Wert der Aufklärung‘, in welchem er vom rechtgläubigen Standpunkt aus den Rationalismus als theologisch ungeeignet zu erweisen suchte. Doch schon war es zu Tumulten gekommen, besonders im Kirchspiel Kaltenkirchen hatten die Insten verschiedene Putsche unternommen, und der König mußte eine öffentliche Warnung ergehen lassen. Claudius hatte die gesamte Streitigkeit mit lebhaftem Interesse verfolgt, waren es doch Fragen, die ihn gerade am meisten beschäftigt hatten. Als aber das Land mit Flugschriften überschwemmt ward und die Bewegung auf die Laien übergriff, glaubte Claudius eingreifen zu müssen. Für die tumultuarischen Bewegungen machte er die Preßfreiheit verantwortlich, und in dieselbe Nummer der ‚Neuen Zeitung‘[38]), welche das eben erwähnte königliche Edikt brachte, rückte er die Fabel vom Brummelbären ein, der im Tierreich Zensor gewesen war und auf dringendes Bitten der Tiere vom König Löwe eingesperrt wurde; allein die Schreiberei ward zu schlimm, so daß der Löwe sich rasch entschloß:

„Sie waren es nicht wehrt die Sudler klein und groß;
Macht doch den Bären wieder loß!“.

Diese durchsichtige Aufforderung erregte viel böses Blut. Voß, von Fritz Jacobi selbst aufgemuntert[39]), veröffentlichte in derselben Zeitung drei Wochen später[40]) die Gegenfabel ‚Der Kauz und der Adler‘, in welcher Claudius als Kauz und Ober-Uhu verspottet ward; sie schloß nicht minder schlagfertig:

„Der Adler that, als hört er nicht,
Und sah ins junge Morgenlicht“.

Der ‚Genius der Zeit‘ druckte das Gedicht sofort ab und glossierte hämisch Claudius' Fabel[41]); Kant selbst ließ sich herab, in der ‚Berlinischen Monatsschrift‘ Vossens Fabel zu loben, die gegnerische Anschauung zu verurteilen[42]). Am ungezogensten zeigte sich Hennings selbst. Gegen Callisens Schrift veröffentlichte er, natürlich anonym, ‚Bemerkungen über des H. O. C. R. und G. S. Callisen Versuch‘[43]) und verglich in einer Anmerkung des Pamphlets Claudius mit einem alten, geilen Pavian, der aus Wut, daß seine Possen nicht mehr für ernst genommen würden, die Zensur beim Löwen beantragt habe, aber abschlägig beschieden worden sei. Darauf konnte der Angegriffene nicht schweigen und erwiderte in einzelnen Aufsätzen, die dann gesammelt herausgegeben wurden[44]). Zunächst macht Claudius darauf aufmerksam, daß doch nach dem Verfasser alle Menschen gleiches Recht hätten, er also auch das Recht, seine eigene Meinung zu sagen; darob dürfe der Anonymus aber nicht wütend sein. Dann weist er ihm eine Anzahl Fehler philosophischer und theologischer Art in seiner

Beweisführung gegen Callisen nach und geht zu ernster Betrachtung über: Religion muß stets über der Vernunft stehen, nicht umgekehrt; „wer die Vernunft kennt, verachtet sie nicht. Sie ist ein Strahl Gottes, und nur der radicale Böse hat ihr die himmelblauen Augen verderbt. Aber, es schwebt noch um den blinden Tiresias etwas großes und ahndungsvolles, und sie hat, wie der König Lear, auch wenn sie irre redet, noch die Königsmiene und einen Glanz an der Stirne. Wir sind vom königlichen Geschlecht, und wir können und sollen Könige werden. Nur, sie wollen uns weis machen, wir wären schon, was wir sein sollen, und wären es durch Talisman' und Formeln geworden. Und das ist lächerlich, und nicht wahr, und nicht ehrlich. ....Das Einzige was übrig bleibt, ist Herstellung durch eine höhere Hand. Die, oder gar keine. Denn die bloße Vernunft ist die bloße Vernunft. Sie weiß nicht mehr als sie weiß, und kann nicht mehr als sie kann; und sie soll sich mehr wissen, als sie weiß, und soll sich mehr können, als sie kann." Die Inkonsequenz des Anonymus in Sachen seiner politischen Denkart sticht Claudius auf und schließt mit dem gleichen würdigen Ton, in dem alle Artikel gehalten sind: „Daran mag es denn Von und Mit dem Ungenannten genug sein, und ich scheide nun in Friede von ihm. Ich habe ihm für seine Unart, neben dem was geschehen mußte, das Beste was ich weiß gesagt, und die „Ueberzeugung, sich nie gegen die Majorität aufzulehnen" hat mich nicht dazu getrieben. Er mag darüber nachdenken, und sehen, da er die Wahrheit doch nicht hat umstoßen können, ob er sie vielleicht nützen kann."

So gingen die Häkeleien herüber und hinüber. Hennigs antwortete, schon auf die vierte Nummer der Aufsätze, mit einer schwachen Erwiderung ‚Ein Wort Ueber und Wider Herrn Matthias Claudius'[45]), in der er sich sogar zu dem Bekenntnis hinreißen ließ: „Ich halte den entschiedenen Atheismus, wenn er anders je existirt hat, dem Glücke der Nation für ungleich weniger nachtheilig und weniger unwürdig für die Gottheit, als Mystik und Aberglaube." Damit stimmte er das alte abgeleierte Thema des Rationalismus über Claudius' Mystifizismus von neuem ohne Erfolg an. Seine Polemik hinterläßt einen wenig erquicklichen Eindruck, weil er, der sich stets auf den offenen mutvollen Kämpfer hinausspielte, beide Broschüren anonym veröffentlichte und sich stellte, als habe ein Geistlicher sie geschrieben, ja sich selbst namentlich durch den Verfasser verteidigen läßt. 1796 wurde der Streit durch ein königliches Machtwort entschieden, welches Hennings als den ‚auctor rixae' hinstellte[46]).

Herr Urian, der schon einmal den Weltklugen die Wahrheit gesagt, wurde von Claudius zum lustigen Satirspiel am Ende wiederum ausgesandt mit der ‚Nachricht von der neuen Aufklärung'[47]), in welcher die einzelnen Streitpunkte aufmarschieren und die gegnerischen Behauptungen witzig und pointenreich ad absurdum

geführt werden. Das Lied ward überall mit Begier gelesen, sofort komponiert und gesungen; seine derbe Komik schlug durch, entfesselte aber auch alle Leidenschaften der Polemik gegen den Dichter. Der ‚Genius der Zeit' brachte eine Anzahl Parodien, die „Freigeister" tobten und entluden ihren Groll in Hetz- und Schmäh-Artikeln. Behaglich lächelnd sah Claudius dem wilden Gebaren zu; bewies ihm doch die ohnmächtige Wut der Gegner am besten, wie tief sie sich getroffen fühlten.

„Ihr geht gar unbarmherzig dran,
Und schmähet alles um und an,
Schmäht den Poeten und den Mann,
Und Perthes und den breiten Giebel[48]) —
Nehmt doch die Wahrheit nicht so übel!"[49])

rief er seinen Rezensenten zu, verspottete lustig den „großen Mann" und Literaten N. N. = Hennings[50]) und sprach es mit Betonung aus:

„Die Wahrheit bleibt doch Wahrheit, wie ich sehe:
Gut eingerieben thut sie wehe"[51]).

Hatte Claudius wirklich so Unrecht mit seiner Ansicht über Preßfreiheit, wie es der Sturm der gegnerischen Entrüstung vermuten ließe? Er mochte denken wie Goethe:

„Was auch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung."

Ein Jahr später, und die dänischen Preßverhältnisse waren so unhaltbar geworden, daß die Regierung dagegen einschreiten mußte; Pamphlete und Pasquille waren an der Tagesordnung, die anständigen Organe wurden an die Wand gedrückt, „und so verfiel die dänische Literatur in das kläglichste Chaos". Da kam ein neues Zensuredikt im Herbst 1797 heraus, und „nun werden unsere jungen Studierenden auf etwas Besseres sinnen müssen, und die Welt wird dabei nichts verlieren", wie die Gräfin Schimmelmann an Charlotte Schiller schrieb[52]).

Aber vorher entstand noch ein Tumult aus religiösen Ursachen in Holstein, wiederum letzten Endes auf den Rationalismus zurückgehend. Seinen Anhängern waren die in Gebrauch befindlichen Kirchenagenden nicht mehr zeitgemäß, und sie setzten es durch, daß der Minister von Bernstorff 1797 eine neue durch die Generalsuperintendenten Adler und Callisen ausarbeiten ließ. In dieser Agende wurde nun auf das kirchliche Herkommen gar keine Rücksicht genommen; die Gottesdienstordnung noch einfacher, als wie sie bei den Reformierten ist, bestimmt; das Vater Unser für gewöhnlich nicht in der Lutherischen

Übersetzung, sondern in abwechselnden Umschreibungen zu beten, statt des „den Zuhörern unverständlichen Segens“ fünfzehn Segenswünsche zur Auswahl vorgeschrieben. Das Zeichen des Kreuzes, das Ringewechseln, andere symbolische Handlungen wurden abgeschafft, die Festtage verändert usw. — Die Agende wurde wirklich in Kopenhagen gebilligt, und ihre Einführung geboten. Da erhob sich in vielen Gemeinden, namentlich auf dem Lande, lauter Widerspruch. „Wir sollen unseren alten Glauben nicht mehr singen“, hieß es, „das Vaterunser nicht mehr beten!“ Die Grenzbewohner wurden von den Nachbarn wegen der Verlegung der Perikopen geneckt, daß sie jetzt „Johannis im Winter“, „Michaelis im Sommer feiern“ sollten. Der Lärm wurde so groß, daß schon im Dezember desselben Jahres das Kabinett die Einführung der Agende von dem Wunsche der Gemeinde abhängig machte, und im Februar 1798 erklärte, „daß das Gebet des Herrn mit den Worten Christi, wie der Aaronitische Segen an den Orten, wo es sonst gewöhnlich gewesen, gesprochen werden solle.“[53]) Zum Sprachrohr der erregten Menge hatte sich ein Anonymus aufgeworfen, der in dem ‚Schreiben eines Kirchspielvogts an seinen Freund in Schweden über die neue Kirchen-Agende‘ als Urheber der Agende die politischen und religiösen Skeptiker und Freigeister aufwies. Die sensationelle Broschüre schrieb der ‚Genius der Zeit‘[54]) sofort dem „verkappten Asmus“ zu, der jetzt selbst als Empörer und Volksaufwiegler auftrete und „den blinden Haufen zum Widerstand gegen die Regierung anfeuere“. Eine derartige Unterstellung verbat sich Claudius, welcher der ganzen Angelegenheit fernstand, sehr energisch in einer öffentlichen Erklärung[55]) und forderte Hennings zum Widerruf auf, widrigenfalls er „ihn höheren Orts belangen“ müsse. Das jagte dem wackeren Kammerherrn einen gewaltigen Schreck ein; allerdings besaß er zuerst[56]) noch die Frechheit, mit Emphase zu erklären, „daß ein ehrlicher Mann sich bei seinen wahren Namen nennen und nicht verkappt erscheinen müsse, wenn er einen andern ehrlichen Mann angreife“; dann aber, als der anonyme Verfasser des ‚Schreibens‘ selbst — es war Fritz Stolberg — eine Erklärung erlassen[57]), daß nicht Claudius der Verfasser sei, kroch er in einer gewundenen Erwiderung[58]) de- und wehmütig zu Kreuze und leugnete, Asmus als Verfasser angegeben zu haben; er habe ihn nur mit dem Anonymus zusammengestellt, „weil beide einerlei Tendenz und Schädlichkeit haben“. Und um sich zu rächen, gab er alle Briefe, die er mit Claudius seit 1793 gewechselt, mit einem ausführlichen Kommentar heraus[59]), in welchem er sich weißzuwaschen versuchte; für den unvoreingenommenen Leser ein vergeblicher Versuch, denn eine glänzendere Rechtfertigung hätte Claudius nicht zuteil werden können, als dieses Buch. Er schwieg auch mit gelassener Ruhe dazu. Damit endet diese unerquickliche Phase in des Bothen Leben.

Die große Erscheinung der Revolution vollzog auch in Claudius' Freundeskreis eine reinliche Scheidung. Wie bereits in den theologischen Streitigkeiten der achtziger Jahre, bloß schroffer und jäher klaffte jetzt der Zwiespalt zwischen Rechts und Links. Mühsam ward der Riß mit Voß in Eutin überdeckt. In seiner herben Art wollte dieser von Kompromissen nichts wissen und bemitleidete im Bewußtsein der eigenen klugen Vernunft den armen Freund, der „Pfaffen und Sklaven liebte“[60]; „Claudius stirbt der Welt und seinen Freunden ab, und seine erzwungene Lustigkeit wird unangenehm“, urteilte er[61]. Briefe werden kaum noch gewechselt, nur selten trifft man sich in Hamburg. Herder dagegen dachte jetzt milder von Asmus, übersandte ihm seinen ‚Balde‘ zur Lektüre[62] und legte bei Schiller ein gutes Wort ein, als der Bothe im Aufsatz ‚Über naive und sentimentalische Dichtung‘ mit dem „schmutzigen Blumauer“ zusammen in die Reihe der unwahren, gekünstelt naiven Dichter gestellt werden sollte; die Stelle über Claudius fiel dann auch im Druck weg[63]. Herzliche Grüße wandern von Weimar nach Wandsbek durch Vermittlung von F. H. Jacobi[64]. Jacobi trat überhaupt dem Dichter immer näher. Im August 1789 war er erneut zu Besuch in Hamburg, wohnte bei Claudius und ließ sich von ihm durch Holstein, besonders nach Eutin zu Fritz Stolberg und Voß, begleiten[65]; er ahnte noch nicht, daß er hier im Norden bald längeren Aufenthalt nehmen sollte. Oft war zwischen ihnen die Rede von Kleuker, dem Erforscher der orientalischen Religionen, gegen welchen Claudius „mit Hochachtung und Freundschaft erfüllt“ war. Seine Freude war groß, als ihm Kleuker eine Schrift übersandte, mit deren theologischen Grundsätzen Claudius vollkommen harmonierte, und nun begann der Briefwechsel, von dem uns leider nur noch ein Stück erhalten ist[66]. Jacobi war es, der auch sonst den Bekanntenkreis und damit die Beliebtheit des Bothen vergrößerte. Neben Jacobis Privatsekretär Heinrich Schenk, mit dem er in sparsamer Korrespondenz stand[67], ist vor allem die Fürstin Amalia Galizyn zu nennen[68].

Erfüllt von der Sehnsucht nach innerer Ruhe, hatte diese einst gefeierte Weltdame sich von allem glänzenden Treiben zurückgezogen, mit Hemsterhuys, welcher auch Claudius kein Unbekannter war, Philosophie studiert und sich der Erziehung ihrer Kinder in eigenwilliger Manier gewidmet. Der ehemalige Minister Fürstenberg in Münster übte großen Einfluß auf sie aus, mit Hamann war sie in enger Geistesverwandtschaft verbunden; wo sie hinkam, erregte sie durch ihre Sonderlichkeit in Kleidung und Gebärde, aber auch durch ihren Geist und feinen Takt Aufsehen und bald Gefallen. Als sie in Weimar eintraf, war besonders Herder von ihr angetan, und auch Goethe gestand, daß sie nach anfänglicher Antipathie ihm Interesse entlockt hätte. Nach Hamanns und Hemsterhuys' Tode kam sie sich einsam und verlassen vor, ihre Seele war unbefriedigt, trotz

fortwährendem Flehen zu Gott, und sie wandte sich in ihrer Angst an Jacobi in Düsseldorf. Er belehrte sie liebevoll, „sie sei zu ängstlich in ihrem Thun, da sie es für ihre Pflicht hielt, stets auf sich acht zu geben, um auch ihre Absichten zu reinigen"; man dürfe nicht zu viel sich mühen und grübeln; Muster wahren Christentums seien Hamann und Claudius. So trat sie am 12. Februar 1791 mit einem Male in das stille Wandsbeker Häuschen, angemeldet als eine „Schulmeisterin aus Westfalen", und erkannte rasch das tiefe religiöse Innenleben, welches Claudius, oft unverstanden, führte. Zwar überzeugte Katholikin, die in dem Protestantismus nur eine unentwickelte und unvollkommene Form des Christentums sah, stand ihr doch über dem Einzelbekenntnis der lebendige Glaube an Gott und Christus den Erlöser, und sie schloß enge Bundesgenossenschaft mit dem gleichgesinnten Asmus. Innigbewegt vertraute sie ihrem Tagebuche an: „Die Zeiten, die wir bei Claudius zubrachten, waren wahre Erbauungsstunden für mich, indem ich nie Gott und das wahre Christenthum lebendiger wirksam fühlte, als in dieser mir durchaus und ohne die geringste Verlegenheit wohlthuenden Familie, welche daher auch wenig oder gar keine eitle Versuchungen in mir rege machte, indem Claudius darin völlig wie ich dachte und besser als ich darnach handelt, daß wir Menschen alle arme Sünder sind, deren Liebe unter einander nichts anderes als in Gott Genuß, Sein und Dauer erhalten und sich durch gegenseitiges Abhelfen von unsern Fehlern thätig beweisen kann und muß. Auch schickte mir Gott nebst der Gnade, daß ich nirgends versucht war, seinen Sohn zu verleugnen (obgleich wir es leider überall selbst bei unsern katholischen Geistlichen als den Modeton antrafen), Gelegenheiten, Gutes zu thun, und die Gnade, sie nicht unbenutzt zu lassen" [69]). Noch zweimal, im Sommer 1793 [70]) und 1795 [71]), weilte sie in Holstein, und ein reger Briefwechsel entsproß dieser persönlichen Begegnung; beide tauschten Bücher miteinander aus, sie sandte ihm Augustinus und andere Kirchenväter, er empfahl ihr mystische Schriften, wie Johannes a Cruce, Angelus Silesius, Johannes Evangelista, Marsay u. a. und legte Gedichte von Tauler bei [72]). Proselytenmacherei wäre hier nicht am Platze gewesen, das bezweckte auch die Gräfin nicht; und sie, die Katholikin, hob den vorletzten Sohn des Bothen Ernst (geb. 19. Juli 1792) zusammen mit dem Grafen von Schimmelmann und der Gräfin Karoline Kornelia Adelaide v. Baudissin aus der Taufe. Durch den Kreis in Münster wurde Claudius' Name in katholischen Landen vielgenannt, und es spannen sich Fäden hinüber zu dem aufgeklärten und edlen Professor J. M. Sailer. Von Claudius' ‚Beitrag über die neueste Politik' war er entzückt und begann mit ihm zu korrespondieren. Ebenso trat der Präsident des Fürsten von Öttingen-Spielberg, Johann Baptist Ruoesch, einer der „Erweckten", mit Claudius in Verbindung, den er herzlich liebte

und neben Luther als einen der besten evangelischen Schriftsteller hoch verehrte. Sailer sandte nach Wandsbek einen jungen Schüler und Freund Settele, der längere Zeit in der Familie des Boten wie ein Sohn und Bruder lebte, nach der Rückkehr in die Heimat sehnsuchtsvolle Briefe nach dem Norden richtete und fruh, am 28. Dezember 1797, von dannen schied[73]).

Ein geheimes geistiges Band umschloß in jenen Jahren alle gleichgesinnten Seelen im Westen und Osten, im Süden und Norden Deutschlands, es war eine unsichtbare Kirche derer, die in den verworrenen und traurigen Zeitläuften ohne Rücksicht auf äußere konfessionelle Schranken sich zusammenfanden in gleicher Liebe, gleichem Glauben und gleicher Hoffnung zu Gott und ihren Erlöser. „Niemals war festes Zusammenschließen Derer, die es gut mit Gott und den Menschen meinen, nothwendiger"[74]). Doch auch persönlich erfolgte infolge der Revolutionswirren ein engerer Zusammenschluß. Fritz Jacobi und Schlosser, beide durch die Franzosen vom Ober- und Niederrhein vertrieben, kamen als Flüchtlinge nach Holstein und siedelten sich dort an; Schlosser in Eutin, Jacobi abwechselnd in Hamburg, Wandsbek, Emkendorf und Eutin wohnend.

Auf dem adligen Gut Emkendorf, im mittleren Holstein gelegen, versammelte sich um den Grafen Friedrich v. Reventlow und seine Gemahlin Julia, geb. Gräfin Schimmelmann, eine auserlesene Schar feingebildeter Geister[75]). Der kunstsinnige Graf hatte das Schloß mit kostbaren Bildwerken, die er aus Italien mitgebracht hatte, ausgeschmückt, in dessen Räumen die religiös stark empfindende, fast immer kränkelnde Gräfin Cecilie hielt. Ein ernster, religiöser Ton herrschte in dem Kreise derer, die dort verkehrten; der gebildete Adel Holsteins, die Familien Baudissin, Schimmelmann, Reventlow, Bernstorff, Stolberg, fanden sich zusammen mit den gleichgesinnten Herren aus der bürgerlichen Sphäre, mit Claudius und Perthes, mit Jacobi und Schlosser, mit Baggesen und Lavater. Auch der Prophet Kants, Karl Leonhard Reinhold, Schillers Freund und Wielands Schwiegersohn, fand sich ein, um mit Jacobi philosophische Gedanken austauschen zu können, obgleich er sonst in den pietistisch angehauchten Zirkel wenig taugte. Gastlich öffnete Emkendorf seine Pforten den adligen Emigranten, die seit 1793 sich in Scharen nach Hamburg und Holstein gewandt hatten; einte doch beide die gleiche konservative Gesinnung auf politischem und religiösem Gebiete. Später, mit Beginn des neuen Jahrhunderts, nahmen hier Katharina von Stolberg und Schönborn, dies wunderliche, alte Freundespaar, häufiger Aufenthalt. Mit der Universität Kiel stand Reventlow in naher Verbindung und ward 1800 ihr Kurator; in dieser Stellung hatte er dann Angriffe zu erdulden, bei deren Abwehr ihn Claudius in dankbarer Treue unterstützen sollte.

Zu Wandsbek in des Boten Hause ging das Leben seinen ruhigen Gang fort. Am 30. Dezember 1794 wurde der letzte Sohn Franz geboren; Patenstelle vertrat bei ihm neben anderen die Hofrätin Marcard in Oldenburg, die Gattin des herzoglichen Leibarztes; ihn hatte Claudius in Eutin kennen gelernt, enge Familienfreundschaft hatte sich gebildet, Briefe und Geschenke gingen herüber und hinüber[76]. Im Kreise seiner Kinder fühlte sich Claudius am wohlsten; mit ihnen konnte er stundenlang singen, spielen und fröhlich sein, aber auch im ernsten Unterricht sie Sprachen und Mathematik, Religion, Geschichte und Geographie lehren; Musik trieben sie mit Verständnis und Genuß, und bei keinem der kleinen Hausfeste durfte sie fehlen. Rebekka stand dem Gatten in der Zucht treulich zur Seite und teilte, wie bisher, Freud und Leid mit ihm. Zur silbernen Hochzeit am 15. März 1797, die auch Klopstock als einstiger Trauzeuge mitfeierte, widmete er ihr von Empfindung überquellende Verse mit dem innigsten Liebesbekenntnis[77]. Traute Nachbarschaft ward weiterhin mit den Bewohnern des Schlosses Wandsbek, der gräflichen Familie Schimmelmann, gehalten; am 29. September 1793, dem Geburtstage der Gräfin, sangen ihre Schutzbefohlenen ein Lied, das ihr zu Ehren Asmus gedichtet hatte[78]. Ebenso ward der Geburtstag „des langen Emigranten" Fritz Jacobi am 25. Januar 1797 mit festlicher Musik und launigen Versen gefeiert[79].

Aber düstere Schatten fielen zuzeiten in dies sonnenheitere Dasein. Am 2. Juli 1796 nahm der Tod seine zweite, von ihm am meisten geliebte Tochter Christiane nach elftägigem Leiden hinweg, ihr zarter Körper konnte dem Nervenfieber nicht genügend standhalten[80]. Den Verlust haben die Eltern lange nicht verwunden. „Wir haben viel um sie geweint", diese kurzen, bedeutungsvollen Worte zeichnete der Vater in die Familienbibel ein, und im Gedicht zur silbernen Hochzeit sprach er es nochmals aus:

„Uns hat gewogt die Freude, wie es wogt und fluhtet
Im Meer, so weit und breit und hoch! —
Doch, manchmahl auch hat uns das Herz geblutet,
Geblutet . . . Ach, und blutet noch."

Allein der Schmerz weckte in Claudius die fast versiegte poetische Ader zu neuem Leben, und vier schöne Gedichte quollen ihm aus der Seele: das im Ton eines Volksliedes gesungene Lied ‚Christiane', wohl das duftigste und zarteste aller seiner Gebilde und uns die liebliche Gestalt der Dahingeschiedenen vor die Seele rufend, als ‚Der verschwundene Stern' in des Knaben Wunderhorn aufgenommen[81]; ferner das an die Kirchenlieder des 17. Jahrhunderts erinnernde ‚Bei ihrem Grabe'[82] und die beiden Gegenstücke ‚Der Tod' und ‚Die Liebe'[83]. Und in einem Briefe an Andres, bei der Geschichte der Witwe

von Nain, bricht seine Trauer wieder durch und er empfindet den Schmerz der jüdischen Mutter tiefsinnig mit[84]).

Schwer ward es dem Bothen, seine Töchter aus dem Hause gehen zu lassen, damit sie sich ein eignes Heim gründeten. Zuerst trat der junge Buchhändler Friedrich Perthes, der sich soeben in Hamburg etabliert hatte, vor ihn hin und bat um die Hand der Ältesten. Durch F. H. Jacobi war er in das Haus des Bothen eingeführt worden, faßte eine herzliche Neigung zu Karoline und gewann ihre Gegenliebe. Nach anfänglicher Weigerung und längerem Zögern willigte endlich Claudius ein; die unsichere ökonomische Lage und die von der im Familienkreis gepflegten noch abweichende Weltanschauung des jugendlichen Freiers hatten ihn zuerst zur Zurückhaltung bestimmt. Am 2. August 1797 wurde das junge Paar getraut, und von dem Glück der Ehe legen die Erinnerungen der Familie Perthes das beste Zeugnis ab[85]). Ein halbes Jahr darauf, und ein zweites ebenvermähltes Paar verließ das Wandsbeker Häuschen (16. Mai 1798). Hatte Claudius bei der ersten Tochter noch den Trost gehabt, sie in der Nähe zu wissen und stets besuchen zu können, so mußte er seine vor allem musikalisch reichbegabte Tochter Anna mit Jacobis drittem Sohne Max in französisches Land, nach Vaels bei Aachen, ziehen lassen, wo sich der junge Gatte als Arzt niedergelassen hatte. Die weite Entfernung behagte dem Bothen aber nie, er setzte alle Hebel in Bewegung, um die Kinder wieder in seine Nähe zu bekommen, und war glücklich, als es ihm mit Marcards Hilfe gelungen war, dem Schwiegersohn in Eutin eine Stelle als Physikus zu verschaffen[86]).

Außer kleineren Reisen ins Land hinein, zu den Freunden nach Emkendorf und Lübeck oder zu den Verwandten auf die kleineren Orte und Dörfer Holsteins, führten Badereisen das alternde Paar aus ihrer Stille hinaus in die Welt. Das hannoversche Bad Pyrmont — eine geplante Karlsbader Reise[87]) scheiterte, wohl an der Kostenfrage — sah fast jährlich die beiden als treue Kurgäste am Brunnen und in der Allee, in ihrer Behausung beim Forstrat Nölling oder auf dem Spaziergang im Friedenstal. Alte Bekanntschaften wurden wieder aufgefrischt, neue angeknüpft, denn die gelehrte Welt Norddeutschlands gab sich hier Sommers ein Stelldichein. Von Cassel war Dohm, von Berlin Nicolai gekommen; mit beiden wechselte Claudius Worte und dann Briefe[88]). Manche der Kinder durften die Eltern mitunter begleiten; die zurückgebliebenen wurden durch väterlich-kindliche Schreiben belehrenden, heiteren, neckenden Inhalts erfreut[89]). Wie wohl sich Asmus in Pyrmont fühlte, wie gern er dorthin immer wieder zurückkehrte, bezeugen die Gedichte, in denen er diese Stätte besang[90]).

Auch in Wandsbek fehlte es ihm nicht an Verkehr mit Auswärtigen. Fritz Stolberg kehrte immer noch treulich ein und ließ vor größeren Reisen

seine zweite Gemahlin Sophie in Rebekkas Obhut zurück[91]); gleichfalls versäumte es Baggesen nicht, willkommene Rast zu halten und vergnügte Tage zu feiern[92]). Reinhold suchte im Sommer 1794 von Kiel aus Claudius auf und war angenehm überrascht von seiner Herzlichkeit und Natürlichkeit[93]). Ebenso erging es dem Generalsuperintendenten Ewald aus Detmold, der Claudius' Toleranz und Heiterkeit öffentlich rühmte[94]). Der Professor der Philosophie und Literaturgeschichte Friedrich Bouterwek erschien aus Göttingen bei F. H. Jacobi eigens zu dem Zweck, Claudius kennen zu lernen[95]); dem ästhetischen schwedischen Diplomaten Karl Gustav von Brinckmann vermittelte Katharina v. Stolberg mehrere Begegnungen mit Claudius[96]). Alexander v. Humboldt lauschte als Jüngling, da er 1791 die Hamburger Handelsakademie besuchte, mit größtem Entzücken den Worten des Bothen[97]). Endlich war es Claudius auch beschieden, einen Mann von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, mit dem er bisher nur in Korrespondenz gestanden hatte: Lavater. Im Sommer 1793 durchzog der wunderliche, gute Mann die deutschen Lande, um den gastlichen Adel Holsteins und Kopenhagens zu belehren und zu stärken; in Wandsbek kehrte er bei Claudius ein, leider berichtet uns keine Zeile von dem Eindruck, welchen die zwei so verschiedenartigen Männer bei ihrem persönlichen Zusammentreffen voneinander empfingen[98]). Ernst Moritz Arndt bedauerte, zwar Asmus' Haus, aber nicht den Bewohner gesehen zu haben[99]), mit Freude machte Christoph Heinrich Pfaff die Bekanntschaft des Wandsbeker Bothen[100]). Mehr von Rebekka als von Claudius selbst hielt Wilhelm v. Humboldt, welcher 1796 auf seiner Reise durch Norddeutschland sich Jacobis wegen längere Zeit in Wandsbek aufgehalten und dabei ihre Bekanntschaft gemacht hatte; noch schärfer urteilte er Schiller gegenüber, Claudius „sei eine völlige Null“[101]); dem in klassischer Kunst und Lebensanschauung aufgewachsenen Ästheten konnte allerdings das einfache und altgläubige Gemüt, die unkomplizierte Natur des Bothen nichts bieten.

Goethe hatte noch 1793 an F. H. Jacobi den Wunsch geäußert, Claudius' Gedanken über seinen Aufsatz von den farbigen Schatten zu vernehmen[102]); als das Strafgericht der Xenien hereinbrach, durfte aber auch Claudius nicht geschont werden. Die auf völlig anderen Grundanschauungen basierenden Weimaraner mußte die mystische Richtung von Asmus merkwürdig berühren, ja ihnen fast toll erscheinen, und so wurde der Übersetzer des St. Martin mit dem mitleidigen Xenion bedacht:

„Irrtum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbek,
Wahrheit, sie war dir zu schwer, Irrtum, den brachtest du fort!“[103])

Leider ließ sich Claudius zu einer Antwort hinreißen. Wohl waren ihm die Werke der beiden Angreifer nicht fremd, aber fremdartig; er konnte mit der ästhetischen Lebensauffassung Goethes nichts anfangen und sah in ihr nur

eine verschleierte Sinnlichkeit, eine verdeckte Lüsternheitsmoral; Schillers Kantische Ethik mochte ihm auch nicht zusagen, da er Kant, wie wir gleich sehen werden, nicht verstand. So ließ er denn in dem Heft ‚Urians Nachricht von der neuen Aufklärung‘ auch ‚einige andre Kleinigkeiten‘ mit hinausgehen, die, in witzloser und derber Art, gegen Goethe und Schiller losziehen sollten[104]); doch ist es oft traurig zu lesen, wie sich Claudius bemüht, Pointen zu finden, und nur die Luft treffende Keulenhiele austeilt. Schwer begreiflich ist es, daß sie den Beifall eines Mannes wie Fritz Stolberg oder einer feingebildeten Dame wie der Gräfin Julia Reventlow fanden[105]); sie sahen eben nur durch die Emkendorfsche Parteibrille. Boie aber war entsetzt[106]), und Schiller warf die „kläglichen Verse“ rasch beiseite[107]).

* * *

Am 21. Juni 1797 stand in den Hamburger Zeitungen wiederum eine Subskriptionsaufforderung zum 6. Teil des Asmus. Im allgemeinen soll es eine Sammlung von bereits verstreut gedruckten Stücken sein; „das noch Ungedruckte“, so fügt der Verfasser, gleich die Richtung und Absicht kennzeichnend, hinzu, „sind hauptsächlich: Briefe an Andres, Christlichen Inhalts. Und, wenn die Leute nicht zurückhalten und schweigen, die geoffenbarte Religion nichts achten; warum sollten die schweigen, die sie von ganzem Herzen ehren und darin ihr Glück suchen.“ Erst im Januar 1798 kam das Büchelchen heraus. Es enthielt wirklich fast nur uns schon Bekanntes, und wir können uns daher bei seiner Besprechung kurz fassen. Auf das politisch-religiöse Gebiet führt die Szene ‚Rencontre‘[108]); in lebendiger Charakterisierung treten die Vertreter der verschiedenen Parteischattierungen auf, welche gegen die Religion sind; Asmus als ihr Gegenpart führt die Sache der Religion; keiner beweist seine Meinung, sondern jeder beruft sich auf sein Gefühl, Claudius zum Schluß auch. Sehr feine und durchdachte Gedanken enthält die ‚Correspondenz zwischen mir und meinem Vetter‘ über die Kindererziehung[109]). Die ‚Uebungen im Stil‘ vereinen in Vers und Prosa ein buntes Gemisch von satirischen und ironischen, lustigen und ernsten Aufsätzen, Gedichten und Epigrammen zur politischen, religiösen und philosophischen Bewegung der Zeit[110]). Der Rundgesang ‚Krieg und Friede‘[111]) beklagt in oft gehörten Ideengängen den Krieg und hält ihn nur für recht: „wenn ohne Fug und Ehren Jemand trotzt; und droht Heerd und Altar zu zerstören“, eine offene Verteidigung des Koalitionskriegs gegen Frankreich. Die Schlußaufsätze ‚Ueber die Unsterblichkeit der Seele‘[112]) und die sieben ‚Briefe an Andres‘[113]) fügen dem Bilde des Theologen Claudius keine neuen Züge hinzu. Ein und dieselben Sätze, die unermüdlich von ihm

wiederholt werden, mit moralischen Variationen und schönen ethischen Einschiebseln, aber auf die Dauer einförmig und ermüdend in ihrer Gedankenarmut.

Doch der Freund Jacobi war begeistert von dem VI. Teil und gern bereit, auf Perthes' Bitte eine Anzeige in den ‚Hamburger Correspondenten' zu liefern. Doch wurde sie so umfangreich, daß sie dann als selbständige Broschüre[114]) erscheinen sollte; dies mißlang auch, und erst 1811 trat sie unter dem Titel ‚Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung'[115]) an die Öffentlichkeit. Jacobi versucht darin, sich mit Claudius über die Frage des Glaubens auseinanderzusetzen und ihm Widersprüche nachzuweisen; doch war er damit auf falscher Fährte, denn Claudius wollte gar keine Philosophie treiben, geschweige denn ein neues religionsphilosophisches System begründen, wie es Jacobi am Herzen lag; und so ist auch Jacobis Versuch, Glaube mit Erfahrung und Vernunft zu verschmelzen, gescheitert.

Allein der gläubige Bothe fühlte doch die Verpflichtung in sich, den leuchtendsten Stern am Philosophenhimmel jener Zeit ins Auge zu fassen und zu erkunden, Immanuel Kant. Ihn beunruhigte Kants Stellung zur Religion, und er witterte in ihm einen neuen Feind des alten Glaubens, gefährlicher denn die abgewirtschaftete rationalistische Philosophie. In der ‚Kritik der praktischen Vernunft' (1787) hatte der Weise von Königsberg Gott und Unsterblichkeit als Postulate der reinen praktischen Vernunft proklamiert und die Religion, d. i. die „Erkenntnis aller Pflichten als göttlicher Gebote" aus dem moralischen Gesetze hergeleitet; der „reine Vernunftglaube" bedarf nicht der „Religionsschwärmerei in Ansehung der Liebe Gottes" noch „schwärmender, der Selbsterkenntnis widersprechender theosophischer Träume", sondern erkennt auf Grund des Sittengesetzes, ohne den mystischen Schleier der Bibel, Gott als eine „von der Natur unterschiedene Ursache der gesamten Natur", welche „die genaue Übereinstimmung der Glückseligkeit" enthält[116]). Noch deutlicher hatte Kant seine Gedanken sechs Jahre später in der Schrift ‚Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft' formuliert. Claudius hatte sich nach der Übersetzung des Buches ‚Des erreurs et de la verité' Anfang der neunziger Jahre von neuem in St. Martin vertieft und beabsichtigte, dessen ‚Tableau naturel des rapports qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers' (Edinburg 1782) zu verdeutschen[117]). Mit religionsphilosophischen Fragen sich abmühend, hatte er Kant wohl gelesen, aber nicht verstanden, worauf jener hinauswollte; er fühlte nur instinktiv, daß hier ein starker Geist Ideen aussprach, die seinem Kinderglauben entgegengesetzt waren. Daher wandte er sich an seinen philosophischen Beirat Jacobi mit der Bitte, die kritische Philosophie ihm auseinanderzusetzen. Gern unterzog sich Jacobi dieser Aufgabe und sandte dem Freund im Herbst und Winter 1791 in drei Abteilungen eine acht Bogen

starke Übersicht zu[118]). Doch fand sich auch danach Claudius nicht in der neuen Philosophie zurecht; er blieb bei dem Begriff der Erfahrung in der Naturlehre und der Offenbarung in der Religion, verlangte „etwas positives" von den synthetischen Grundsätzen und bewies in seinen Antworten[119]) auf Jacobis Briefe nur, daß abstraktes Denken, erkenntnistheoretische Erörterungen, reiner Kritizismus für seinen schwärmerischen Kopf unverdaulich waren. Es wäre besser gewesen, wenn Claudius diese Unfähigkeit verborgen gehalten hätte; aber nach seiner Art mußte er sich öffentlich aussprechen, mußte er warnen vor dieser „neuen Aufklärung", und in manchen Versen machte er seinem Herzen Luft, nicht zur Ehre seines Kopfes[120]). „Diese Philosophie käme ihm so vor", äußerte er einmal im Tischgespräch bei Jacobis[121]), „als nähme man seinen Freund und schnitte ihn in tausend kleine Stückchen und Fädchen, und sagte dann: ‚Das ist alles mein Freund'. Aber so wie diese Fädchen verwesen und stinken müssen, wird auch diese Philosophie verwesen und stinken." Und ein andermal schreibt er, wer sich über die Rätsel der Welt „mit den Kategorien etc. trösten kann, der mag ein Philosoph sein; aber ein vernünftiger Mensch ist er nicht" [122]). Doch schätzte er die kritische Philosophie hoch ein als Verstandesübung und empfahl sie zur Stärkung der Geisteskräfte bei begabten Kindern: „Diese Philosophie hat viel Gelenke und ist fein in einander gefügt, und es gehört Talent dazu, zu folgen und sich durchzuarbeiten. Sind Eure Kinder also muntere Bursche, die da wissen was sie wollen und die an Muth und Geist grade keinen Mangel haben; so laßt sie daran gehen, und sich versuchen und ihre Kräfte üben. Sie werden nicht ruhen, bis sie durchhin sind, und dann sehen was sie haben. Und wird ihnen den Magen nicht verderben" [123]).

Seine eigene Lebensweisheit sprach Claudius aus in den schönen Regeln an den Sohn Johannes, die er ihm beim Verlassen des Elternhauses, wie er selbst einst vom Vater sie empfangen, mit auf den Weg gab[124]). Einen Auszug daraus zu geben, ist unmöglich; die durch und durch religiöse Stimmung, welche in Claudius' Haus herrschte, gepaart mit hoher Ethik und stiller Fröhlichkeit, kommt darin ergreifend zum Ausdruck. Wie er das hohe Gefühl der Selbstverantwortlichkeit seinen Kindern schon früh einzuprägen suchte, erhellt aus dem Briefe, den er ein halbes Jahr darauf an Johannes richtete, als dieser seine eben begonnene Laufbahn als „Handlungsdiener" verlassen und das Studium der Theologie ergreifen wollte. Mit offenem Vertrauen schrieb da — nicht der Vater dem Sohne, sondern der Freund dem Freunde[125]):

„Wandsbeck, d. 12. Sept. 1799.

Lieber Johannes,

Du hast den Wunsch: deine itzige Laufbahn als Kaufmann wieder aufzugeben, und zum Studiren zurückzukehren. Gegen und bey einer solchen Veränderung ist

nun aber manches zu bemerken und zu bedenken, das ich als Vater dir sagen und zu bedenken geben muß.

1) Du weissst, daß es nicht meine Absicht gewesen ist daß du Kaufmann würdest, sondern es ist dein eigner freier Wille und Endschluß gewesen, den du nun wieder ändern willst. Ein solches Wanken in seiner Entschließung ist überhaupt etwas bedenklich, und da die Gründe deiner vorigen Endschließung nicht gegründet und fest gewesen seyn müßen; so können die Gründe deiner itzigen es vieleicht auch nicht seyn, und es veranlaßen und bestimmen dich vieleicht, ohne daß du es selbst weissst, diese oder jene Unannehmlichkeiten der itzigen Lage, die du in der andern eben wohl und vieleicht zwiefach wiederfindest, u. s. w. Auch macht es

2) eine Art Uebelstand vor den Leuten, wenn du, nachdem du einmahl auf eine gute Art das väterliche Hauß verlaßen hast, auf den alten Fleck zurückkämest.

3) ich habe dir schon immer gesagt, daß die Kosten deines Studirens mir schwer fallen würden, und dich deswegen oft angefodert dich so zu perfectioniren, daß du auf der Universität, durch Unterricht an andere, dir und mir zu Hülfe kommen könntest. Diese Schwierigkeiten der Kosten treten itzo wieder ein und zwar stärker als vorher, da du durch das kaufmännische Intermezzo von dem Unterricht-geben-können weiter entfernt worden bist als vorher; Und wenn du nun auch ausstudirt hast, so bist du darum noch nicht geborgen. Auf deinem itzigen Gange brauchst du von uns so gar viel nicht, und kannst, wenn du fortfährst deine Sachen treu und fleißig zu thun, auf gewiße Weise als versorgt angesehen werden. Und dies alles ist

4) desto wichtiger auf den Fall, der doch nicht unmöglich ist, daß der liebe Gott mich bald von der Welt nähme.

5) ist die Güte deiner Station ein Grund sie nicht zu verlaßen. Du hast es in allem Betracht so gut getroffen, wie es wenige treffen, hast einen sichern braven Principal, gute Leute auf dem Contoir, freundliche Begegnung im Hause et cet. et cet.

6) ist die Sache, wenn sie einmahl aufgegeben ist, nicht zu redreßiren. Auch wird es mir

7) hart seyn, Herrn Heise darüber den Antrag zu thun, da die Sache den Schein der Unerkenntlichkeit und Undankbarkeit für seine Vielgütigkeit und Freundschaft hat.

Indeßen und bey dem allen, wenn du würklich an der Kaufmannschaft keine Freude und nicht genug hast und dein Herz etwas beßeres und edleres begehrt, und sonderlich wenn du einen ernstlichen Trieb hättest als Theologe Gutes in der Welt zu stiften, als dazu itzo die rechte Zeit ist; so will ich dich keinesweges zwingen, sondern gerne die Hände bieten so viel ich kann.

Nun prüfe, überlege und bitte Gott, daß er dich das beste wählen laße.

Auf allen Fall aber musst du deines Ernstes sicher seyn. ich zweifle gar nicht, daß du den Vorsatz habest, fleißig zu seyn und dich keine Mühe verdrießen zu laßen, aber man kann über die Beharrlichkeit nicht gewiß werden, als durch Probe und Erfahrung; und es ist vernünftig und räthlich, daß du diese Probe machest, ehe du das Gute, das du hast, aus den Händen gibst. Mache also diese Probe an dem Latein, das für itzo eine Hauptsache für dich ist, und versuche dich daran in deinen Freystunden. ich will dir die nöthigen Bücher und Anleitung geben.

Dein treuer Vater M. C."

Das Studium des Sohnes, die heranwachsenden jüngeren Kinder erforderten neue Ausgaben, und so machte sich Claudius wiederum an eine Übersetzung, um so mehr, da der Absatz des VI. Teils der Schriften recht gering gewesen war[126]). Er wählte einen seiner Lieblingsschriftsteller, den französischen Erzbischof Fénélon, den Verfasser des ‚Télémaque‘. Seine religiösen Schriften, die ihm den Beinamen „Vater des Quietismus“ eintrugen[127]), erinnern in ihrer abgeklärten Ruhe, aber auch leidenschaftlichen Innigkeit an die Schriften deutscher Pietisten, und das war es, was ihn Claudius wert machte. Im Kreise der Stolbergs und Reventlows wurde der Franzose ebenfalls eifrig gelesen, und das mag auch Veranlassung zur Verdeutschung gegeben haben. Die Absicht, welche Claudius bei seiner Arbeit leitete, sprach er im Vorwort zum ersten Bande aus: „Wenn nun gleich hier mit ‚Weisheit‘ und ‚Kunst‘ nichts ausgerichtet ist, und die Gabe Gottes nicht um Geld und um keine zeitliche Gesinnung verkauft wird, und der Mensch nichts nehmen kann, es werde ihm denn vom Himmel gegeben; so kann er sich doch, durch eine gewisse fortgesetzte Behandlung und Richtung Seiner-selbst, empfänglicher machen, und der fremden Hand den Weg bereiten. Von diesem Wegbereiten und Empfänglichmachen etc. handelt der Erzbischof Fenelon in den hier übersetzten Werken, und theilt darinn, nicht als ein Klügling und Urtheiler des Weges und als Menschen zu gefallen, sondern als einer, der die Sache versucht hat und dem an seiner und anderer Menschen Seligkeit gelegen ist, seine Erfahrungen und seinen Rath einfältig und unbefangen mit. Und es kann nicht fehlen, ob er wohl eigentlich für die Christen seiner Confession geschrieben hat und die der andern, in einigen Punkten, verschiedener Meinung sind, daß nicht alle, denen Ein Kampf verordnet ist, und die Eine Hoffnung und Einen JESUM CHRISTUM haben, ihn gern und mit Nutzen lesen werden. Und vielleicht werden selbst von den Nicht-Christen und Un-Christen, einige durch die Milde und den Ernst dieses liebenswürdigen Schriftstellers veranlaßt, ihren Weg noch Einmal in Ueberlegung zu nehmen, so sehr sie auch glauben, desselben gewiß zu seyn.“ Die Übersetzung ist im allgemeinen geglückt; Claudius hat sich bemüht, einen Stil zu finden, der dem rhetorischen, gestenartigen Stil des Erzbischofs gleichkommt; Stellen, welche den protestantischen Leser zu stark katholisch anmuten würden, hat er gemildert, manche langatmige Abschweifung gekürzt. Lange Jahre hat sich die Arbeit hingezogen[128]); sie war ihm schließlich eine Last, und er erledigte sie nur aus Pflichtgefühl und des Verdienstes halber; um den dritten Teil zu füllen, fügte er ihm noch Pascals ‚Beweise für das Christentum‘ an, „die gewiß mancher mit Vergnügen lesen wird“. Wenig Dank erntete er dafür. Zufälligerweise erschien die Ankündigung der Übersetzung[129]) wenige Tage nach Fritz Stolbergs Übertritt zum Katholizismus, und so faßte man dies Werk

vielfach auf als einen Vorboten auch von Claudius' Renegation[130]). Recht geflissentlich wies die ‚Neue Allgemeine deutsche Bibliothek' in ihrer gehässigen Besprechung[131]) darauf hin, daß das „alte ascetische Buch von einem katholischen Bischof .... für die Erbauung protestantischer Christen von sehr geringem Nuzen ist .... Wenn diese, alles vernünftige Wissen und Forschen wegwerfende Schwärmerey um sich griffe, — und man muß gestehen, daß Fenelons Ascetik wohl ein Beförderungsmittel dazu werden könnte —: so würde die protestantische Kirche Ursache zu haben, auf ihrer Hut zu seyn; weil es leicht möglich wäre, daß ein neulich auffallender Schritt [Stolberg] Nachahmer fände."

Die Vorreden zu den drei Teilen des Fénélon nahm Claudius dann in die weiteren Bände des Asmus auf[132]). Am 30. September 1802 erließ er die Ankündigung zum „letzten" Teile. Mit der heiligen Siebenzahl wollte er schließen, und daher benutzte er die Ankündigung dazu, um noch einmal ehrlich und fest seinen Zweck zu bekennen, nämlich die Achtung vor dem überkommenen Glauben, dem biblischen Christentum zu erhalten und zu verbreiten in einer Zeit, wo von gelehrten und ungelehrten, berühmten und unberühmten Leuten dagegen Sturm gelaufen wurde. „Das ist am Ende das Gewerbe, das ich als Bothe den Menschen zu bestellen habe, und damit ich bisher treuherzig herumgehe und allenthalben an Thür und Fenstern anklopfe. Ich werde auch im Siebenden Theil das nämliche Gewerbe treiben, und fortfahren, meine ungeheuchelte und unbegränzte Achtung für das Alte Apostolische Christenthum zu bezeugen und an den Tag zu legen. Und, warlich, ich müßte nicht glauben was ich glaube, und nicht wissen was ich weiß, wenn ich das nicht thun sollte, sonderlich zu einer Zeit, wo der Apostolische Christus, an mehr als einem Ort, den Menschen aus den Augen gerückt und ein andrer untergeschoben wird, aus dem man nicht klug werden kann, und der freilich keine Wunder thut, und nichts ist; denn sie können ihn ja nicht mehr machen als sie sind, wenn sie ihn nach ihrer Vernunft modeln, und nicht lassen wollen, was er ist und wie er uns von Gott gegeben worden." Das ist die Quintessenz, die allen jetzigen Veröffentlichungen zugrunde liegt und nun immer schärfer und klarer hervortritt. So finden wir nur Aufsätze und Verse, welche religiöse und theologische Fragen behandeln; vieles kennen wir schon und haben wir oben berührt. Den VII. Band eröffnete ‚Eine Asiatische Vorlesung'[133]) über Perser, Inder und Chinesen; sie zeigt, mit welch bewundernswertem Fleiß Claudius die damals zur Verfügung stehenden Publikationen über dies Thema durchgearbeitet hat; nicht nur die deutschen Übersetzungen und Kommentare des Zend-Avesta von Eckard und Kleuker[134]), sondern auch die englischen und französischen Quellen[135]) hat er studiert. Gottesdienst, Theologie,

Philosophie interessieren ihn am meisten, und bei allen findet er Übereinstimmungen mit den Grundlehren des Christentums. Auch die Frage nach der Urheimat der Indogermanen berührt er, ohne eine Entscheidung zu treffen, und weist hin auf die Ähnlichkeit des Sanskrit mit dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen; für ihn ist das Sanskrit noch die Mutter aller Sprachen. Durch die Beschäftigung mit den orientalischen Religionen kam Claudius auf die Frage: Woher ist die religiöse Ehrfurcht in die Menschen und Völker gekommen?[136]) ein Problem, das gerade heute wieder im Brennpunkte der Religionswissenschaft steht[137]). Claudius allerdings machte es sich mit der Antwort recht leicht: die Menschen haben von Gott eine natürliche Anlage dazu mitbekommen. In dem Brief ‚Ueber die Neue Theologie, an Andres'[138]) wendet er sich noch einmal kräftiglich gegen die kritische Philosophie, welche Religion und Gottesglaube aus der Vernunft herleiten will: „Wenn das Christenthum weiter nichts wäre, als ein klares allen einleuchtender Gemächte der Vernunft; so wäre es ja keine Religion und kein Glaube; und warum wäre denn gesagt, daß die Welt den Geist des Christenthums nicht sehe und nicht kenne (Joh. 14, 17), und wie hätte seine Einführung unter den Menschen so viel Widerspruch und Blut kosten können?" Er will sich seinen Bibelglauben nicht nehmen lassen. Um zu zeigen, daß die Philosophie nicht immer so überheblich gedacht habe, veröffentlicht er die Glaubensbekenntnisse zweier bedeutender englischer Philosophen und Naturforscher, des Baco und Newton[139]); in der Nachschrift beharrt er von neuem auf seinem Standpunkt, daß die Vernunft stets von der Erfahrung sich leiten lassen müsse, wenn sie nicht auf „Thorheiten und Unsinn" verfallen wolle: „so übersetze ich denn, in Ermanglung eignen Vermögens, daß wenigstens die Leute, die es vielleicht nicht wissen und sich durch das Wort Philosoph blenden lassen, sehen, wie Philosophen wohl sonst über Religion und Christenthum gesprochen haben."

Aber das „eigne Vermögen" ermangelte ihm nicht; das beweist der ‚Einfältige Hausvater-Bericht über die Christliche Religion — an seine Kinder'[140]), der den Kern des VII. Bandes bildet. Claudius war zu diesem Aufsatz veranlaßt worden durch die Bitte seiner Tochter Anna, ihr, als sie Eltern und Heimat verlassen hatte, einen Leitfaden über die christlichen Lehren zu geben, welche er ihr so lieb gemacht habe. Von 1798 bis 1802 arbeitete und feilte der Bothe daran, bis er sich Genüge getan hatte; „der Bericht ist gar lieblich; er enthält ganz einfach nach der heiligen Schrift, was Gott gethan hat, den Menschen selig zu machen, was Er noch thut, und was der Mensch thun muß, selig zu werden". „Doch zeigt sich Claudius in diesem Bericht ganz als das Kind seiner Zeit darin, daß er keinen historischen Sinn hat, keine Auffassungskraft, die Bedeutung Israels als des Volkes Gottes, ja die Lehre vom Reiche Gottes überhaupt zu verstehen"[141]).

Aber die Sicherheit der Überzeugung, die daraus atmet, mußte viele schwache Seelen in jenen stürmischen Zeiten helfen und aufrichten können; der Schwiegersohn Friedrich Perthes fühlte sich innerlich stark davon ergriffen und fand nun den Grund, da er seinen Glaubensanker ruhen lassen konnte[142]. Die eingeschobenen knappen Zweizeiler im ‚güldenen' und ‚silbernen ABC'[143]) enthalten körnige Lebensweisheit in kurzen und schlagenden Ausdrücken.

Die Sehnsucht des Alters nach Ruhe und Frieden im Jenseits sprechen in ungemein zarter Weise die Gedichte ‚Die Sternseherin Lise'[144]) und ‚Ein Seliger an die Seinen in der Welt'[145]) aus. Seine hohe und zuversichtliche Lebensanschauung faßt er noch einmal in dem prächtigen ‚Valet an meine Leser'[146]) zusammen; in schwungvoller, bilderreicher Sprache will er den Zeitgenossen einprägen, worauf es im Menschenleben ankommt: „Also auf eine gewisse Gestalt des Innwendigen Menschen kommt es an, auf eine gewisse innerliche Denkart, Fassung, Haltung etc., die man sich vorsetzen und darnach man streben muß. Und da ist es, dünkt mich, von allem übrigen abgesehen und wes Glaubens man sonst auch sey, ein vernünftiger Rath: daß man sich eine Gestalt vorsetze, die Stand hält und die man unter allen Umständen fest halten kann. Was vorübergeht, ist ohne Zweifel nicht so gut, als was währt; und es schickt sich für den Menschen nicht, andern und andern Sinnes zu werden, und wie ein Chamäleon die Farbe zu ändern, je nachdem die Lichtstrahlen auf ihn fallen. Aber über eine Gestalt, die Stand halte und sich unter allen Umständen fest halten lasse, sind die Meinungen sehr verschieden, und ein jeder denkt sie sich auf seine Art, der Weltbiedermann so und der Gymnosophist anders, und a priori und ohne Erfahrung hat wohl noch niemals ein Mensch die rechte getroffen. Man stimmt immer zu hoch oder zu tief, und muß denn, wenn die Erfahrung eintritt, umstimmen, und das gibt viel Sorge und Mühe .... Was unsichtbar und geistig ist, das nur ist fest und ewig. Und der Art sind auch die rechten Schätze, die der Rost nicht frißt, und die jene Gestalt unbeweglich und feuerfest machen. Und die sammlet der Glaube.... Wir sind nicht umsonst in diese Welt gesetzt; wir sollen hier reif für eine andre werden, und man kann unsern Körper als ein Gradierhaus ansehen, wo das wilde Wasser von dem guten geschieden werden soll. Es ist nur Einer der dazu helfen kann, und dem sey Ehre in Ewigkeit. Gehabt Euch wohl."

Gleichen Geist und gleiche Stimmung atmet der um zehn Jahre später erschienene wirklich letzte Band der Schriften. Im Jahre 1812 entschloß Claudius sich noch einmal zu einer ‚Zugabe zu den Sämmtlichen Werken des Wandsbecker Bothen oder VIII. Theil'[147]), in deren Pränumerations-Anzeige er wiederum ausspricht: „Ich habe nicht umgesattelt, und suche, wie bisher, einfältig und bescheiden an die wahre Größe und den inwendigen Wohlstand des

Menschen zu erinnern, daß sie Ihrer gedenken, und zu rechter Zeit Hand anlegen. Denn wer sie auch sind, gelehrt oder ungelehrt, wenn der Rausch vorüber ist, möchten wir doch alle gern Hand angelegt haben". Er wollte in den bedrückten Zeiten der Franzosenherrschaft den Blick der Zeitgenossen vom Irdischen aufs Himmlische richten und sie über die Nöte des leiblichen Vaterlandes hinwegtrösten durch den Hinweis auf das Reich Gottes, das über allem Erdenleben uns erwartet. Wie seine Hand das Alter nicht zittrig hatte machen können, so fest und ungebeugt beharrte auch noch der Geist des Greises bei einmal erkannter Wahrheit: „Es ist eine Wahrheit, und nur Eine. Die läßt sich mit Gewalt nichts nehmen, und dringet sich Niemand auf; sie theilt sich aber mit, mehr oder weniger, wenn sie mit Demuth und Selbstverläugnung gesucht wird, „mit Furcht und Zittern", sagt der Apostel. Die itzt Gewalt thun, und eigenmächtig Wahrheit machen wollen, die martern sich vergebens, und sind ein Rohr in der Wüsten, das der Wind hin und her wehet. Menschliche Werke, wie alle Dinge dieser Welt, wanken und verändern Form und Farbe. Die Wahrheit bleibt, und wanket nicht. — Und wer ihr einfältig und beharrlich anhanget, der wittert Morgenluft, und hält sich an das, was er hat — bis er mehr erfahren wird" [148]). Am 20. Dezember 1811 war die Subskriptions-Aufforderung im ‚Altonaischen Mercur' erschienen, doch erst am 3. Juli 1812 kam das Büchelchen heraus.

Die Schrift über ‚Das heilige Abendmahl', die am Beginn steht, war drei Jahre vorher einzeln bereits veröffentlicht worden [149]); Claudius legte ihr solchen Wert bei, daß er sie noch einmal aufnahm. Sie ist eine theologisch-dogmatische Abhandlung über Begriff und Wert des Abendmahls; Claudius steht zwar auf dem Boden Luthers, wenn er es nicht für ein „bloßes Gedächtnismahl" hält und an den Worten „das ist" festbleibt, doch ist er darin nicht starrsinnig wie ein orthodoxer Lutheraner, sondern glaubt an eine Einigung der verschiedenen evangelischen Kirchen, wie sie schon in der Reformation beinahe gelungen wäre, wenn nicht auf beiden Seiten Trotz vorgewaltet hätte. Religionsgeschichte will Claudius wiederum treiben in dem ironisch ‚Impetus Philosophicus' betitelten Aufsatz [150]), der sich mit den religiösen Waschungen und Reinigungen beschäftigt. Als Naturphilosoph tritt er seinen Lesern entgegen in dem tiefgehenden ‚Morgengespräch zwischen A. [= Asmus] und dem Candidaten Bertram' [151]); zum letztenmal setzt er sich auseinander mit Glauben und Vernunft, Offenbarung und Philosophie und entwickelt seine naturphilosophische Ansicht von der Weltschöpfung Gottes und ihrer Verinnerlichung: „Die ganze Natur verkündiget Gott von ferne, und der Mensch verkündiget ihn von nahe." St. Martinsche Gedanken und Bilder sind unschwer in dem Dialog wiederzufinden. Ähnlicher Art ist der Aufsatz ‚Geburt und Wiedergeburt' [152]), dessen Grundgedanke in folgenden Sätzen sich ent-

faltet: „Durch den Glauben also kann der Mensch, wie die physische Natur, eine Krisis zu Wege bringen, und an seiner Reinigung und Herstellung arbeiten. Aber sie vollenden und den Schaden bessern — das kann er, sich selbst gelassen, nicht. .....Die Wiedergeburt ist ein Geheimniß, und muß, wie alle Geheimnisse, die von sicherer Hand kommen, aufs Wort und ohne Weiteres geglaubt und angenommen werden..... Wie also die Wiedergeburt ohne Gott nicht geschehen kann, so kann sie auch ohne den Menschen nicht geschehen; und wem geholfen werden soll, der muß geholfen seyn wollen und an eine Hülfe glauben. Und zwar muß dieß Wollen und Glauben nicht etwa ein Gedanke, eine Betrachtung im Herzen, sondern eine Fassung, ein Zustand des Herzens seyn. Denn es ist umsonst, und hilft nicht, daß ein Herz von Glauben und Zerbrechen und Zerschlagen zu handeln und zu sagen weiß, oder zerschlagen seyn möchte; es muß wirklich zerbrochen und zerschlagen seyn. Dann nur ist, nach der heiligen Schrift, der Herr nahe."

Von der Kraft des Glaubens handelt auch der ‚Brief an Andres'[153], und in sieben weiteren ‚Briefen an Andres'[154] spricht er „Vom Gewissen"; er schreibt seinen Ursprung her aus den zwei „Gesetzen" im Menschen, dem „unbeweglichen inwendigen verständigen" und dem „beweglichen äußerlichen sinnlichen", die beide den Menschen zu beherrschen suchen; aber „er soll Herr seyn des himmlischen Gesetzes, und nicht Knecht". Daraus folgt die Definition des „Gewissens": „Das Bewußtseyn dieser Knechtschaft ist Böses Gewissen überhaupt. Gutes Gewissen ist Bewußtseyn dieser Nicht-Knechtschaft, und liegt in der Mitte zwischen Bösem Gewissen, und der Freiheit, oder der Herstellung des Menschen. Doch dies alles sind nur Worte, und der Mensch fühlt am Besten, was Gewissen ist. Wenn er es nicht fühlt, desto schlimmer für ihn. Zu seiner Zeit hat das Gewissen nothwendig in ihm gestammelt, und war es in seiner Gewalt, ihm die Zunge zu lösen oder zu lähmen. Denn wenn ein Mensch auf die Bewegungen seiner bessern Natur nicht achtet, oder wenn er der geringern die volle Gewalt läßt; so spricht das Gewissen nach und nach leiser, und schweigt endlich gar. Doch schweigt es nur, und wacht einmal plötzlich und schrecklich wieder auf." Wie erlangt der Mensch nun ein gutes Gewissen? Durch Bekämpfung des „sinnlichen Gesetzes"; aber nicht bekämpft mit äußeren Mitteln, wie Fasten, Absonderung, Selbstpeinigung (so Verdienstliches eine derartige Selbstüberwindung auch oft in sich birgt), sondern mit der festen Entschlossenheit des Sieges im Herzen, mit demütigem Vertrauen auf Gott und seine Hilfe. „Wem Gott den Willen lebendig macht, der hats umsonst; wir andern müssen durch innerliche Tätigkeit Rath suchen, und unsern Willen stärken und üben. Denn nur im Willen ist Rath, und sonst nirgends." Und „seelig ist der Mensch, der mit sich selbst in

Friede ist, und unter allen Umständen frey und unerschrocken auf und um sich sehen kann! Es giebt auf Erden kein größer Glück." Pascals und St. Martins Ideen verbinden sich mit Claudius' eigenen Gedanken zu schöner Harmonie.

Eine Paraphrase über das ‚Vater Unser'[155], ein Gegenstück zu der im III. Teil, zeigt uns das Apologetische des VIII. Teils. Denn während er früher seine persönliche Ansicht frei und unverhohlen vortrug, will er jetzt überzeugend wirken; dem Zwecke dienen die zahlreichen Stellen aus dem Alten und Neuen Testament sowie aus Luthers Schriften, die seine Auffassung belegen und stützen sollen. Aussprüche griechischer Weisen sollen die ewiggleichen, stets unveränderlichen Grundprinzipien aller wahren Ethik vor Augen führen[156]. Eine ganze Anzahl dieser Aufsätze waren schon früher gedruckt und hier nur zu einem einheitlichen Strauß gesammelt worden. Ebenso ging es den Gedichten, die wir in diesem Bande vorfinden, und die alle auf denselben eben erörterten Grundton gestimmt sind, auch wenn sie persönlichen Charakter tragen[157].

Die erste den Verfasser wirklich verstehende, tiefe und würdige Anzeige widmete der Theologe Johann Friedrich v. Meyer dem VIII. Teil in den ‚Heidelberger Jahrbüchern'[158]; er erfaßte das Wesen und Wollen von Claudius in Wahrheit, wenn er schrieb: „Seit vierzig Jahren wandelt nun der Bothe in seinem Dienst umher, beschleicht die großen Händel der Menschheit als einer übersinnlichen Erscheinung, beobachtet den Zeitlauf als einen Auswuchs der Ewigkeit, berichtet und weist zurecht, daß man den rechten Weg nicht verfehlen möge. Er schritt der Zeit nach, weil er sie erleben mußte: er schritt ihr voran, weil er, des Landes kundig, ihre Krümmen wahrnahm. ... Seine Erscheinung zielte von Anfang her auf etwas ungleich Wichtigeres als Zwerchfellserschütterung. Und dabei blieb sie fest. Nur daß er sein Äußeres in der allmählichen Folge seiner Schriften mit seinen Lebensaltern und mit der Welt etwas verwandelte, nach den Stimmungen und Zuständigkeiten jener und nach den Begebenheiten und Bedürfnissen dieser. Anfänglich tritt er auf als ein junger Mann, dessen Gemüt durch eigene Leiden und den Anblick des Erdenjammers das Gleichgewicht verloren hat; er sucht dieses wieder zu erringen, indem er sich mit Scherz und Mut gegen seine Empfindlichkeit waffnet, sich das Vaterland und die Häuslichkeit behagen läßt, in wichtigen, wissenschaftlichen Werken forscht, die auf das Ganze der Menschheit Bezug haben, und während er uns mit dem Allem unterhält, zugleich die Unreinen erschüttert und die Reinen in bessere Welten trägt."

Um die Jahrhundertwende ward es allmählich einsamer um Claudius. Der Briefverkehr mit Gleim war infolge eines Mißverständnisses aufgehoben[159], der mit Miller war langsam eingeschlafen[160]; Herder wie Voß hatten sich

grollend und unverstehend von ihm abgewandt, ein Besuch der Familie Voß im Jahre 1801 hatte beiden nur peinliche Stunden bereitet[161]). Schlosser war 1799 in Eutin gestorben, mit dem er trotz manchen Unstimmigkeiten doch im allgemeinen in befriedigendem Verhältnis gelebt hatte[162]). Auch Gerstenberg, der eifrige Kantianer, schien nichts mehr vom altgläubigen Bothen wissen zu wollen[163]); raunzend ging der Wanderer Seume dem Wandsbeker Hause vorbei, mehr sich als Claudius zum Schaden[164]). Die Hamburger Freunde wie Büsch (1801) und Klopstock (1803) schieden dahin, Lavater (1801) in der Schweiz ward heimtückisch schwer verwundet und starb, die Freundinnen, wie Elisa Reimarus (1805) und Amalia v. Galizyn (1806), wurden ebenfalls der Erde entrückt. Da mußte ein aus der Ferne ertönender Huldigungsgruß fremder Menschen, wie ihn 1800 eine begeisterte Gesellschaft in Posen dem Sänger des ‚Rheinweinliedes' mit einer Anzahl Flaschen Ungarweins zukommen ließ, doppelt erfreuen[165]). Einen der ältesten und letzten Freunde sollte er, wie es den Anschein hatte, auch noch verlieren, Friedrich v. Stolberg, der im Jahre 1800 zum Katholizismus übertrat und damit eine jahrelange innere Entwicklung zum notwendigen Abschluß brachte. Claudius, der den Freund genau kannte, hatte den Schritt geahnt und davor gewarnt[166]); jetzt, nach vollendeter Tatsache, beteiligte er sich nicht wie Voß und Jacobi an dem wüsten und rohen Kesseltreiben, das gegen Stolberg in Zeitschriften und Broschüren losbrach. Er urteilte wie der Freiherr vom Stein[167]): „Stolberg bleibt mir immer achtungswerth wegen seiner reinen Liebe und Wahrheit und wegen der Resignation, mit der er ihr so viel geopfert, — das Betragen seiner literarischen Freunde Jacobi und Voß bleibt hart, brutal, einseitig, sie die mit Menschen von allen Farben und allen Meinungen und allen Kopfkrankheiten leben, warum erlauben sie Stolberg nicht seiner Überzeugung gemäß zu leben? Er glaubt in der katholischen Religion Ruhe und Bestimmtheit zu finden, er findet in ihr das reine ursprüngliche Christentum, warum ihn mit Wuth und Schimpfen verfolgen?" Claudius und Stolberg blieben mitsammen in Briefwechsel, 1807 feierten beide Brüder Stolberg Rebekkas Geburtstag mit, und nach dem Tode des Gatten hat zweimal Frau Rebekka bei der Witwe Sophie v. Stolberg im Münsterland geweilt[168]). Ein treuer Gewissensrat, stand Claudius der Schwester Katharina v. Stolberg bei, als sie in den Nöten ihres Herzens nicht wußte, ob sie evangelisch bleiben oder auch katholisch werden sollte und nach dem Übertritt wiederum schwankend zum alten Glauben zurückkehrte[169]). Der Tochter Friedrichs Maria Karoline Agnes, dem einzigen protestantisch gebliebenen Kinde, sandte er zu ihrer Vermählung mit ihrem Vetter, dem Grafen Ferdinand zu Stolberg-Wernigerode, am 25. Mai 1802 ein liebliches, Goethe nachempfundenes Gedicht[170]).

Beinah wäre auch der ein Menschenalter währende Freundschaftsbund mit Fritz Jacobi gebrochen. Durch eine mißverstandene Stelle in dessen ‚Schrift von den göttlichen Dingen‘ hatte Claudius sich schwer verletzt gefühlt; durch ein herzliches aufklärendes Schreiben Jacobis an Perthes war aber bald wieder das alte Einvernehmen hergestellt, und in seinen Gesammelten Werken hat nach Claudius' Tode Jacobi sich gegen eine nochmalige falsche Auslegung der Stelle verwahrt[171]. Schönborn kehrte nach jahrzehntelanger Abwesenheit 1802 in die Heimat zurück, „doch stimmten der gläubige Bothe und der grübelnde Zweifler schwerlich in gleichem Klange". Claudius führte den Jugendfreund seinem Schwiegersohn zu, der ihn bis 1806 gastfrei in sein Haus aufnahm. Dann führte Schönborn ein Wanderleben auf Holsteinschen Gütern, schloß jenen merkwürdigen Seelenbund mit Katharina v. Stolberg und weilte mit Vorliebe auf Emkendorf, wo er 1817 seinen Lebensabend beschloß[172].

Doch an die Stelle der alten Freunde traten jüngere; Friedrich Perthes brachte aus Hamburg seine Genossen mit. Historiker wie Johannes Müller und Barthold Georg Niebuhr gewannen des Bothen Freundschaft[173]. Einen eigenartigen Künstler wie Philipp Otto Runge[174], der mitten in der religiösen Romantik stand, konnte niemand tiefer erfassen und begreifen als Claudius, und als der Hochbegabte 1810, erst dreiunddreißigjährig, dahingeschieden war, widmete er ihm ein die Wurzeln dieses Malergemütes bloßlegendes, eindringendes Gedicht im ‚Hamburger Correspondenten‘[175]. Auch sollte er die Freude erleben, daß ein jüdischer Jüngling, David Mendel, beeinflußt durch seine und St. Martins Schriften, am 25. Februar 1805 zum Christentum übertrat und als Johann August Wilhelm Neander noch eine Leuchte der evangelisch-theologischen Wissenschaft zu werden bestimmt war[176].

Enkel und Enkelinnen umspielten des Großvaters Kniee und tollten im Wandsbeker Garten; sie sorgten dafür, daß es nicht zu still im Häuschen ward. Auch die Eltern Perthes traf der herbe Schmerz, welcher nur aus der Familie dem Menschen erwächst; sie mußten geliebte Kinder im zarten Alter dahingeben. 1807 starb die kaum ein Vierteljahr alte Dorothea, und am 18. Dezember 1809 wurde ihnen das fünfte Kind Johannes, „ein bedeutender lebensvoller Knabe", genommen. Damals schrieb Karoline, das Abbild ihres Vaters, in gefestigtem Glauben: „Mit reinem Herzen voll reiner Liebe und Fröhlichkeit war er unser Glück und unsere Freude. Nun sehen wir ihm mit betrübtem Herzen nach und können uns noch immer nicht darauf besinnen, daß wir ohne ihn weiter fortleben sollen, und können uns nur traurig des vielen Guten freuen, was Gott uns gelassen hat. Es ist ein bitterer Schmerz, ein liebes Kind so weit entfernt zu haben, aber Gott wird mein Sehnen, Hoffen und Glauben wahr machen und mir wiedergeben, was mir Tag und Nacht fehlt und was ich so

von Herzen gern behalten hätte"[177]). Und in schmerzbegreifendem Mitgefühl tröstete der Großvater die Eltern mit starken, gottvertrauenden Versen[178]).

Mit zwei Flugschriften griff Claudius noch einmal in den Kampf der Zeit ein, ohne viel Aufsehen zu erregen. Ein lebhafter Streit der Geister spaltete im Jahre 1805 das theologische Holstein in zwei feindliche Lager[179]). Professor J. H. Müller, seit zweiundzwanzig Jahren Vorsteher am Schullehrerseminar in Kiel, wurde im Anfang des Jahres 1805 von diesem Amt abberufen und als ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität angestellt. Darob großes Erstaunen; dann Unwillen. Denn als Nachfolger ward „der durch das bekannte Kgl. preußische Rescript an das Berliner Oberkonsistorium und Oberschulcollegium vom 5. III. 1798 auf eine nichts weniger als ehrenvolle Art seines Amtes als Mitglied der Examinationskommission entlassene Oberconsistorialrat" Hermann Daniel Hermes, mit dem Titel als Kirchenrat, zum Mitdirektor des Seminars und Aufseher des Unterrichts in demselben nach Kiel berufen. Der Kurator der Universität Graf Friedrich v. Reventlow, zugleich Oberaufseher des Seminars, war zu dieser Berufung offenbar durch folgende Gründe bewogen worden: „Früher schon war über mehrere vom Kieler Seminario ausgegangene Schullehrer die Besorgnis geäußert, daß sie, ob sie gleich viel und mancherlei gelernt hätten, dennoch keine tüchtige Volkslehrer wären, weil ihnen die ächte Gottesfurcht und Menschenliebe, die den inneren Menschen stärke und wodurch jeder Unterricht erst feste Stätte gewinne, ermangele; auch war nicht zu verkennen, daß einige von ihnen sich durch Eigendünkel und Neuerungssucht in ihren Districten weder Liebe noch Zutrauen erworben hatten. Bereits im Jahre 1801 erschien, zunächst durch eine Recension in Gutsmuths' pädagogischer Bibliothek veranlaßt, eine Schrift: Ehrenrettung der Kieler Seminaristen — und als diese in der, von dem Kammerherrn v. Hennings herausgegebenen Zeitschrift: Der Genius der Zeit, angezeigt und einige der stärksten Stellen tadelnd herausgehoben wurden, erfolgte von dem Verfasser der genannten Schrift ein Sendschreiben an den Kammerherrn v. Hennings, welcher die Ehrenrettung in manchen starken Stellen noch übertraf." Daraufhin fordert die Regierung von Müller Bericht ein, der nichts Belastendes ergibt. Plötzlich Ende 1804 erhält Müller vom Kurator im Namen des Kronprinzen die Andeutung, selbst um seine Entlassung als Mitdirektor zu bitten oder dieselbe so zu erhalten. Nach drei Tagen Bedenkzeit nahm Müller die Professur für Philosophie, „mit Beibehaltung seiner bisher genossenen Emolumente" an. Mai 1805 kam Hermes in Kiel an. Doch infolge der lauten Mißbilligung und Spötterei sah die Regierung bald ihren Fehler ein und suchte Hermes kaltzustellen, indem man ihm, dem Namen nach, die Leitung des Unterrichts beließ, aber daneben den Professor Gensichen als eigentlichen Rektor berief. Der Kurator war zwar in der besten Absicht und mit bestem Eifer vor-

gegangen, aber schlecht beraten worden; „zudem hatte er, mit Umgehung der deutschen Kanzlei als verfassungsmäßiger Behörde, die Sache direkt mit dem Kronprinzen verhandelt, wodurch die in derselben ohne vorgängige Untersuchung erfolgte Entscheidung das Ansehen einer bei uns glücklicherweise ungewohnten Kabinetsverfügung bekam". Eine Anzahl Flugschriften[180]) für und gegen Müller, für und gegen die Regierung befehdete sich daraufhin heftig; uns interessiert hier nur die erste, die den ganzen Schriftenstreit hervorrief, das ‚Sendschreiben an Se. Hochgräfliche Exzellenz den Herrn Grafen Friedrich von Reventlow'. Der anonyme Verfasser — Pastor Nikolaus Funk in Altona war es — bekämpft darin Hermes und seine religiöse Richtung; Hermes und Hilmer, die schimpflich von Friedrich Wilhelm III. ihres Amtes Enthobenen, bedeuteten eine Gefahr für die evangelische Kirche. Funk untersucht den Unterschied zwischen scheinbarer und wahrer Religiosität und warnt vor Hermes und den Katholisierungsbestrebungen neuerer Schriftsteller; nur durch „Rosenkreutzerische Verbindungen" sei es gelungen, Hermes' Berufung nach Kiel durchzusetzen. Dagegen trat Claudius auf den Plan mit seiner anonymen Broschüre ‚An den Naber mit Radt. Sendschreiben an Se. Hochgräfl. Exzellenz den Herrn G. . . Fr. von Reventlou etc. Van eenen Holstener'. Mit glücklichem Einfall bediente er sich des plattdeutschen Idioms, um seine Gedanken auszusprechen; denn er hielt es für eine Angelegenheit besonders des niederen Volkes, was er zu sagen hatte, und wollte dort seine Zeilen verbreitet wissen. Er war damit auch einer der ersten, die das Niederdeutsche als druckfähige Literatursprache anerkannten, vielleicht unter dem Einfluß früherer Ideen von Voß. Ihm war es nicht um den äußeren Anlaß zu tun, der war ihm nebensächlich; auf den Kern der Sache ging er los, auf das, was Funk über Religion und Christentum gesagt hatte. Es sind wieder die alten Schlagworte, die in jenen Jahrzehnten der Fortbildung immer von neuem ertönen: Hie alte — hie neue Theologie; hie Glauben — hie Vernunft; hie Offenbarung — hie Erfahrung! Und so auch hier: „Also: de Minsche schal vereddelt werden, unde de Fragde is nu: W o n a W y s e kan de Minsche vereddelt werden unde w o d ö r c h? Da antwordet nu de Nye Theologie mündlich unde schriftlich: Dorch sick sülven, dorch syn Kunst unde Vlieth, dorch Upklaring, Moral, Gesette, Werke, Verdenst, Dögd ꝛc. ꝛc.; unde Doctor Luther un Gades Word antwordet: nicht dorch sick sülven, nicht dorch egen Kunst unde Vlieth, nicht dorch Upklaring, Moral, Werke, Gesette ꝛc. ꝛc. sondern allene dorch den Geloven an Jhesum Christum." Aus der oben angeführten ‚Ehrenrettung der Kieler Seminaristen' weist Claudius dann in längerem Zitat nach, daß das, was Professor Müller als angebliche Theologie lehrte (nämlich Leugnung der Gottesschaft Christi, das Abendmahl nur Symbol, der Mensch durch selbstverantwortliches Handeln selig, Christus

nicht von Sünden, sondern von „Geistessklaverei“ erlöst), wider die Bibel, Luthers Lehre und die Landesreligion gewesen sei, und daher der König, oder in seiner Vertretung Reventlow, nicht anders habe handeln können. „De Vernunft kan unde mag“, schließt die Schrift, „by den lyflichen Ackerboue, enen nyen Plog, ene bettre Egge unde süs veel nüttiges vinden, un angeven; averst de Höved=Sake: dath de Saedt yn de Erde möt unde de Hemmeln se wassen makt, ys Gades Finger unde Gades Hemlichheit. Dath versteyht se nicht, unde möt ydt unangetastet lathen. Unde wen se daran rört un de Bueren daran unglöwig makt; so blivt de Sacke wel wath se ys, averst die Ackerboue ys vorlaren unde Nyms denkt wyder daran tho plögen noch tho seyen. — Unde dath wolle Gade in Gnaden von Holsteen avwenden.“

Die Schrift, eingegeben von der bittersten Sorge um den Glauben seiner Mitbürger, fand wenig Beachtung. Nur ein Gegner fand sich, der mit ihr abrechnen zu müssen glaubte und ihr Mißverständnisse und Verdrehungen vorwarf[181]). In einer unverschämten Anzeige rächte sich die ‚Neue allgemeine deutsche Bibliothek‘[182]) dafür, daß sie stets vom Verfasser gebührend ignoriert worden war. Seine Broschüre könne nur beim Janhagel, nicht bei gebildeten Lesern Wirkung tun (an der Rezension sah Claudius die Wirkung mit schmunzelndem Vergnügen), Claudius solle aufhören zu schreiben, es werde doch nur Unsinn. Und wutschäumend schloß sie mit dem häßlichen Satze: „Besonders wäre zu wünschen, daß der gute Claudius, der seinen schriftstellerischen Ruhm so offenbar überlebt hat, doch lieber in seiner Wochenstube den Salto Mortale über eins seiner kleinen Kinder machen möge, anstatt mit seinem jetzigen albernen mystischen Geschwätz, das um 50 Jahre zu spät kommt, bey vernünftigen Leuten Achselzucken zu erregen. Sieur Asmus fängt an schwachsinnig zu werden, und sollte also aufhören zu schreiben, weil er selbst nicht recht weiß, was er will.“ Bei solcher Polemik war vornehmes Schweigen das einzig Richtige.

Die zweite Flugschrift griff in die Politik ein und ist ein schönes Zeugnis für Claudius' Vaterlandsliebe. Die Engländer waren Dänemark nicht hold und hatten schon 1801 mit den Dänen ein Gefecht auf der Rhede von Kopenhagen gehabt; jetzt im Sommer 1807 nach dem Tilsiter Frieden ließen sie eine große Flotte nach dem Sund abgehen, schlossen Seeland ein und forderten den Besitz der dänischen Flotte und der dänischen Festungen als Pfand für verweigerte Allianz. Da übermannte den Bothen der Zorn über eine derartig empörende und feige Politik, und er ließ am 17. August 1807 das ‚Schreiben eines Dänen an seinen Freund‘ hinausgehen mit dem Motto aus Fénélon: ‚Il n'y a que les grands coeurs qui sachent combien il y a de gloire à être bon‘[183]). Zuerst brandmarkt er das Verfahren der Engländer, die mitten im

Frieden einen kleinen ungefährlichen Staat, angeblich um ihres eigenen Interesses willen, überfielen und vergewaltigten. Recht und Gerechtigkeit müßten nicht nur im Inneren des Staates, auch im Verkehr der Staaten untereinander beobachtet werden; ebensogut wie der einzelne Mensch müßte auch jede Regierung gleichsam ein Gewissen in sich haben, den „Geist des Rechtes und der Gerechtigkeit", und sich von ihm leiten lassen. Wir sehen, Claudius spezialisiert nie auf einen Einzelfall, er geht stets auf den Grund der Geschehnisse, sucht stets das Allgemeine und Typische hinter den Einzelerscheinungen festzustellen und ein einheitliches Gesetz hinter allem aufzufinden. Er selbst mahnt sich nach seinen allgemeinen Gedanken, die den größten Teil des Heftchens ausmachen: „Wir kehren zu England und seinem Angriff zurück." Und der friedliebende Bote, der sich nicht genug hatte tun können in Liedern zum Preise des Friedens und zur Verachtung des Krieges — er selbst fordert auf zum Kampfe gegen den Feind, „voll Unwillen über zugefügte Beleidigung, voll Liebe und Anhänglichkeit an sein Vaterland und seinen Fürsten, und voll Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache" zu siegen oder ehrenvoll zu fallen. Claudius hat diese Bogen hinausgehen lassen mit einer lebhaften persönlichen Anteilnahme, nicht nur des Patrioten, sondern auch des Vaters. Denn sein Sohn Johannes, der damals in Kiel studierte, hatte sich begeistert mit einreihen lassen in das Freiwilligen-Korps, welches, einer persönlichen Aufforderung König Friedrichs IV. Folge gebend, sich begründet hatte, um den Hafen gegen die Engländer zu verteidigen; der Vater hatte den Entschluß des Sohnes gutgeheißen und den Brief mit dem menschlichen Rate beschlossen: „tödte nicht so lange du ohne Gefahr eignen Lebens gefangen nehmen kannst"[184]). Glücklicherweise kam es für den Sohn zu keinen blutigen Affären. Aber Claudius hat doch die empörende Bombardierung der offenen Hauptstadt, welche die Kapitulation der dänischen Flotte zur Folge hatte und den König in Frankreichs Armee trieb, nicht hindern können. — Ein Jahr später dichtete er das ‚Wiegenlied für Ihre Majestät die Königin von Dänemark'[185]); zwei Jahre darauf ertönte das von Friedenssehnsucht durchzogene ‚Lied gesungen in Wandsbek, als in der Gesellschaft an des Königs Geburtstag für die Armen gesammelt werden sollte, den 28. Januar 1809'[186]), und nach abermals drei Jahren, auf Zumstegs Melodie zu Schillers Reiterlied, ein zweites Lied ‚An des Königs Geburtstag, den 28sten Januar 1812'[187]).

Die Zeitläufte waren auch danach angetan, um das Vaterlandsgefühl zu stärken. Ende des Jahres 1806 hatten die Franzosen Hamburg in Besitz genommen[188]). Zwar hatte die Stadt vorläufig wenig durch die Okkupation zu leiden, aber in einem großen Teil der Bürger glühte das Feuer des Hasses gegen die fremden Unterdrücker. Perthes war das Haupt der Vaterlands-

freunde. Er bemühte sich, heimlich einen Bund der Gleichgesinnten über ganz Deutschland auszubreiten, welcher die Befreiung vom korsischen Joch erstreben und die Wiederaufrichtung des alten deutschen Reiches herbeiführen sollte. Die Korrespondenz, die er zu diesem Zwecke mit den hervorragendsten deutschen Geistern führte, vergegenwärtigt uns die Empfindungen und Gesinnungen, von denen die Besten der Nation erfüllt waren. 1810 begründete er die Zeitschrift ‚Vaterländisches Museum', welche die Erhaltung deutscher Art, die Bewahrung deutscher Bildung, Wissenschaft und Kunst pflegen und in idealem Sinne eine Heimstätte deutschen Geistes bilden sollte. Auch der Schwiegervater Claudius hatte seine Mitarbeit zugesagt; das Gedicht ‚Sterben und Auferstehen' und den Aufsatz ‚Geburt und Wiedergeburt' ließ er dort zuerst abdrucken[189]), und in diesem Zusammenhang erhalten beide Stücke politische Bedeutung; Hoffnung auf des deutschen Volkes Wiedergeburt, auf Deutschlands Auferstehen, Trost über den Tod des deutschen Reiches sollten die Freunde daraus schöpfen. Leider mußte schon nach einem Jahre die Zeitschrift ihr Erscheinen einstellen, da Hamburg mit den anderen Hansastädten dem französischen Reiche rechtswidrig einverleibt wurde und jetzt scharfes französisches Regiment in der Stadt wirksam zu werden begann.

In Wandsbek machte sich die fremde Einquartierung nicht so bemerkbar wie in Hamburg; aber doch war jetzt häufig Schmalhans Küchenmeister, und Mutter Rebekka hatte oft „die Sorge des rund kommens", und fand „allenthalben Ecken, die sich nicht wollen ründen lassen"[190]). Rechte Freude bereitete dem alten Paar die Wiederanknüpfung der Freundschaft mit Voß. Der Sohn Fritz studierte in Heidelberg Theologie und war von der Familie Voß in alter, treuer Güte aufgenommen worden, die gemeinsame Not des Vaterlandes ließ den persönlichen Hader nicht aufkommen. Freudige Dankesbriefe, auch kleine Sendungen von Rauchfleisch gingen nun wieder wie einst von der Elbe an den Neckar[191]).

Das ‚Vaterländische Museum' sollte aber nicht sang- und klanglos untergehen. Friedrich Schlegel in Wien eröffnete als Fortsetzung das ‚Deutsche Museum', welches dieselben Ziele verfolgte, und forderte auch Claudius zur Mitarbeit auf. Der greise Bothe war dazu sogleich bereit und antwortet am 12. November 1811[192]):

Hochgeehrtester Herr,

ich danke Ihnen für Ihren Brief vom 12. 8br. Freilich das Vaterländische Musäum war wohl vor vielen andern Journalen wehrt, fortgesetzt zu werden, und Wien dürfte, in mehr als einer Rücksicht, dazu nicht der unrechte Ort seyn. Mögen Sie viele rechtliche Mitarbeiter finden.

Da Sie meine Beyträge wollen; so schicke ich Ihnen hier eins und anders, das Sie einrücken könnten, wenn es Ihnen so convenirt.

Meine Bedingungen sind:

1) daß es unverändert gedruckt werde, und so viel geschehen kann ohne Druckfehler;

2) daß ich kein Nachdrucker sey, wenn es in einer Zugabe zu den Sämtl. Werken des W. B. abgedruckt werden wird. Et cetera.

Leben Sie wohl, ich habe die Ehre pp

Matthias Claudius.

So erschienen darin die Gedichte ‚Der Philosoph und die Sonne‘ und das ‚Osterlied‘, ferner der ‚Brief an Andres‘ über die Kraft des Glaubens; wir finden sie dann sämtlich im VIII. Teile seiner Schriften wieder[193]).

Die politischen Ereignisse verfolgte Claudius mit innerlichster Anteilnahme. Sein treues deutsches Herz jubelte auf bei der Nachricht von dem unglücklichen Feldzuge gegen Rußland und Napoleons unerwarteter plötzlicher Rückkehr. „Ein Wunder Gottes war geschehen, und ein Stern der Hoffnung aufgegangen, welcher neues Leben und neuen Muth in allen gedrückten Gemüthern schuf. Ein Weihnachtsabend wurde in Hamburg gefeiert, wie seit langen Jahren nicht.“ Jetzt schien die Stunde nahe, wo auch die Hansastadt das knirschend getragene Joch abwerfen könnte, man verschwor sich in den Läden, versammelte sich auf den Straßen, bewaffnete sich auf den Plätzen; die Russen nahten, am 18. März zog Tettenborn an der Spitze seiner Kosaken in die freudentaumelnde Stadt ein. Alle Stimmungen der Einwohner, Freude und Trauer, Hoffnung und Niedergeschlagenheit und schließlich jauchzende Gewißheit spiegeln sich wieder in den Briefen, in denen Karoline dem in Wandsbek bange harrenden Vater getreulich Bericht erstattete. Doch wie bald sollte alles verkehrt sein! Schon am 30. Mai waren die Franzosen wieder Herren der Stadt, und nun begann ein Schreckensregiment unter Davoust, der jeden Verdächtigen füsilieren ließ, jeden Gedanken einer Befreiung grausam im Keime erstickte. Perthes verließ mit seiner Familie Hamburg, um einem solchen Schicksale zu entgehen. In tiefen Sorgen um Kinder und Vaterland blieb Claudius mit Rebekka in Wandsbek zurück. Doch seines Bleibens war hier nun nicht mehr lange. Dänemark hatte mit Napoleon ein Bündnis eingehen müssen, infolgedessen war Holstein für die vorrückenden Alliierten feindliches Gebiet; da entschloß sich Claudius zur Flucht. „Dreiundsiebzig Jahre alt mußte er das Haus und den Ort, mit welchem er seit fast einem halben Jahrhundert verwachsen gewesen war, verlassen und fand bald hier, bald dort in Holstein ein vorübergehendes Unterkommen.“ Zuerst zog er mit Rebekka, die treulich bei ihm aushielt, nach Westensee in der Nähe von Emkendorf zu einem befreundeten Pfarrer, wo sie nach seinem Ausdruck „nicht wie Emigranten, sondern wie Reichsritter lebten“. Dort blieb er mehrere Wochen; dann nahm er Aufenthalt bei seinem Bruder, dem Physikus Christian Detlev Claudius in Lütjenburg. Hier überraschte ihn, der nicht mehr

wußte, wovon er leben sollte, da er auch sein Gehalt von der Bank noch nicht erhalten hatte, im September ein Wechsel über 300 Mark, welchen ihm der Kaufmann Gisbert van der Smissen, ein frommer Mennonit aus Altona, ausbezahlte; der Wohltäter war der Handelsherr Friedrich Christian Hoffmann in Düsseldorf, ein Freund Jacobis, mit dem Claudius schon seit über einem Jahrzehnt Briefe gewechselt hatte; noch zweimal erhielt er von ihm im nächsten Jahre größere Summen[194]). Anfang November ging die Wanderung weiter nach Kiel, wo die Eltern Karoline, welche dort am 16. Dezember einem Knaben das Leben gab, und den dort studierenden Sohn Ernst in die Arme schließen konnten; auch Perthes traf zu Weihnachten ein, und die Familie freute sich der Siege über den Korsen. Aus Wandsbek, wo Fritz und Trinette haushielten, waren leidliche Nachrichten eingetroffen[195]). Doch war Claudius nicht von Herzen froh; ihn drückte es, daß sein König im Bunde mit dem Unterdrücker stand und die Befreier bekämpfte. Seine Lehenstreue stritt schwer mit der Vaterlandsliebe, und „sein dankbares und treues Herz brach an der Ungewißheit des Gefühls, an der Unsicherheit des Gedankens, als er sein deutsches Vaterland im Kampfe sah mit Dänemark und sich sagen mußte, die Erhebung und der Sieg der Deutschen sei die Besiegung seines eigenen Königs, den er ehrte und liebte und Ursache hatte zu ehren und zu lieben. Diesen Zwiespalt während der gewaltig aufgeregten Zeit in eigenem Innern zu ertragen, war dem einfachen Sinne, dem liebenden Herzen des herrlichen Greises zu viel. Er war und blieb gebrochen[196]).“ Daher haben wir es uns auch zu erklären, daß keiner seiner Söhne an dem Freiheitskampfe teilnahm, wie die drei Söhne Fritz Stolbergs; sie waren eben dänische Untertanen, und der Vater wollte sie nicht gegen den eigenen Herrscher streiten lassen. Während aber in jenen großen Tagen manch Unberufener seine Stimme in jubelnden Versen zu erheben wagte, schien Claudius' Dichtermund für immer verstummt; er konnte nicht die Krieger zum Kampf fürs Vaterland, gegen den eigenen König entflammen. Doch sein „Botenberuf“ war ihm heilig, und in diesem Sinne ließ er von Lübeck aus die ‚Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814‘[197]) erschallen. Ein merkwürdiges Produkt in jener Zeit, und doch jener Zeit durchaus würdig! Aller Blicke waren auf die politischen Ereignisse gerichtet, aller Interesse drehte sich um äußere Veränderungen; da war es an der Zeit, den Menschen zur Selbstbesinnung zurückzurufen, hinzuweisen auf den, welchem er alles verdankt. Claudius ist der letzte, die Berechtigung und die Früchte dieses Krieges zu verkennen; doch will er, ein Prediger in der Wüste, zu Gott und Christus die gärende Welt zurückführen und vor einem kommenden Mammonsdienst warnen. Die Fürsten sollen in Gottes Sinn regieren, die Priester das Evangelium mit einfachen Worten predigen, ein jeder an sich ernstlich arbeiten,

seinen Willen aufgeben und Gottes Willen thun wollen bis in den Tod. „So etwas, mehr oder weniger, könnte die Folge der allgemeinen Züchtigung und des über Deutschland und Europa ergangenen Elendes und namenlosen Jammers werden. Und, wenn das würde, — wenn die Bösen gut, die Unbekehrten bekehrt würden; wenn Recht überall geehrt, und Redlichkeit und ernster Sinn allgemein auf Erden würden; wenn die Welt nicht lieb gehabt[a]), sondern eine Herberge würde, wo man sich behilfst, und nur an die weitre Reise und an die Heimat denkt; wenn das Reich Gottes nicht Essen und Trinken, sondern wieder Gerechtigkeit, und Friede und Freude in dem heiligen Geist würde[b]); in Summa, wenn der, der allein wahrer Gott ist, und, den er gesandt hat, Jesus Christus, erkannt würde in Hütten und Palästen — wenn das würde; so wäre auch dieser Zeit Leiden nicht werth der Herrlichkeit, die alsdann würde offenbaret werden. Und Ihr, Ihr Traurige und Betrübte, die Ihr, nahe und ferne, trostlos steht, und über Euren Verlust, über Eure Söhne, Eure Freunde und Geliebte weint, verzaget nicht! Und wenn der Trost, daß sie für Freiheit und Vaterland gelitten haben und gestorben sind, Euch nicht trösten kann; hier ist eine Aussicht, die über Tod und Grab und über alles, was irdisch ist, erheben, und Eure Thränen trocknen kann.

Es woll' uns Gott genädig sein
Und seinen Segen geben.
Sein Antlitz uns mit hellem Schein
Erleuchte zum ewigen Leben;
Daß wir erkennen seine Werk',
Und was ihm lieb auf Erden,
Und Jesus Christus, Heil und Stärk',
Bekannt den Heiden werde,
Und sie zu Gott bekehre!
Amen!"

Welch ein Gegensatz zu der Denkrichtung aller Zeitgenossen! Aufs Ewige waren Claudius' Sinne gewandt; Gottes richtende Hand erblickte er in der großen Umwälzung der Dinge und fürchtete nach dem glücklichen Ende des Krieges eine Überhebung der Sieger. Die folgenden Zeiten haben ihm Recht gegeben. Aber damals verhallte natürlich seine Stimme ungehört.

Anfang Januar 1814 waren Claudius und Rebekka nach Lübeck übersiedelt, das von Franzosen befreit war. Das Leben hier war eng und bedrückend. Am 14. Januar berichtet er der Nichte Luise in Lütjenburg[198]):

„Sie wißen vermuthl. schon durch unsern Heinrich, daß wir hierher nach Lübeck gezogen sind. Es kam uns eine Gelegenheit: hieher zu fahren, die uns sehr

---

a) 1. Joh. 2, 15.
b) Röm. 14, 17.

annehmlich war, aber auch gleich benutzt werden musste, so daß wir kaum Zeit hatten zu packen. Wir wohnen hier in dem Hause der verstorbenen Madam Gütschau in der Königs-Straße, und lebt es sich hier etwas beßer, als in Kiel; nur das Holz kostet dermalen 48 ß der Faden; wird aber, meint man, bald wohlfeiler werden, und muß auch, wenn wir nicht krum frieren sollen. Hier sind 2—3000 von den ausgetriebenen Hamburgern, Männer Weiber und Kinder, die mit ausnehmender Milde aufgenommen und behandelt werden. In allen Gesellschaften, ohne Ausnahme, werden Strümpfe Handschuhe und Socken gestricht, Hemder genäht u. s. w. Alle andre Arbeit und Thätigkeit der Damen ruht, außer daß einige Charpie pflücken. Es kommen täglich mehr Hamburger an, und es kann wohl nicht fehlen, daß bey der Kälte und dem vielen Schnee mehrere auf dem Wege bleiben. Auch kommen hier viele Kranke und verwundete Soldaten an."

„Wir wohnen hier so weit wohl", schrieb er an Karoline[199]); „wir haben ein kleines Stübchen, darin ein Bett und ein Canapee stehen, dann aber auch so wenig Raum übrig ist, daß ein Mensch sich kaum umwenden kann. Wir kochen selbst Grütze und Kartoffeln, nur ist die Feuerung übertheuer." Und einige Wochen später[200]): „Wir wohnen itzo in einem größeren und man kann sagen großen Zimmer, aber es ist sehr kalt und unsere Kräfte reichen nicht zu, es warm zu machen und zu halten."

Bei solchen Entbehrungen war es nicht zu verwundern, wenn der alte Mann, der außer dem Darmstädter Anfall, welcher sich einmal noch in den achtziger Jahren wiederholt hatte, nie ein Leiden gehabt hatte, jetzt zu kränkeln begann; auch Rebekka hatte Rheumatismus und Migräne. Eine Erholung bildete für sie der trauliche Verkehr mit dem Prediger Geibel, dem Vater des Dichters, und eine große Sorge ward ihnen von Herzen genommen, als die Söhne Franz und Ernst jubelnd von Berlin aus schrieben, sie seien gratis an der neuen Universität immatrikuliert worden, und die Professoren (darunter der alte Freund Neander) hätten ihnen die Kollegia freigegeben[201]); beide studierten dort Theologie und sind rechte, wackere Pastoren in Holstein geworden.

Endlich hatte die Verbannung ein Ende; am 8. Mai kehrten sie nach Wandsbek zurück. Ihr Haus war abwechselnd von Franzosen und Alliierten als Kaserne benutzt worden und sah aus „wie vor der Schöpfung, wüste und leer". Allmählich kam man in Ordnung, das Gehalt ward nachgezahlt, aber der alte Körper wollte nicht mehr mit. „Wir haben", schrieb Claudius an Hoffmann in Düsseldorf, „auf unsrer Emigration viel gekränkelt, und, durch Unruhe und Sorge aller Art so lange angespannt gewesen, fallen wir nun zusammen"[202]). Einen Einblick in innere und äußere Stimmung gewährt uns der Brief, welcher am 12. Juli an die alten Voß in Heidelberg abging[203]). Rebekka beginnt:

„Daß ich Deinen so liebevollen und freundschaftlichen Brief, der mir ein wahres Labsal auf meiner betrübten und Sorgenvollen Emigration war, nun erst beantworte,

ist eben so unbegreiflich als unverzeilig, meine liebe Ernestine. Ich fing gleich in Lübeck darauf an, konte aber meinen innigsten Dank und meine Empfindungen nicht so zu Papier bringen, als mir das Herz voll war, und wäre lieber zu Dir gegangen, und hätte Dich an mein Herz gedrückt und nichts gesagt; und gewiß wäre der Dank beßer gewesen als auf den Papier. Gott lohne es Euch Ihr lieben Freunde. — Die 50 rth. haben unser Ernst und Franz so gleich warm auf die Reise nach Berlin gekrigt, und es scheint, es ruhe ein Seegen darauf. Es geht den beyden Studiren=den wohl, sie haben dort, wie unser Fritz in Heidelberg, Voßische Häuser und Freunde gefunden; und uns ist dadurch ein großer Stein vom Herzen genommen, wir wusten wahrlich zu der Zeit nicht, was und wie wir es machen solten. ja lieben Freunde, wir haben ein hartes jahr verlebt, und ich dachte oft nicht, daß wir es überleben würden, denn fast alle unsere abwesenden Kinder waren minder und mehr in Noht und Gefahr, und wir Alten hatten auch auf mehr als eine Art unser Theil — doch! ich will nicht mehr klagen der liebe Gott kann und hat geholfen, im kleinen wie im Großen, mehr als wir wißen und verstehen. Er sey gelobet. — ich habe meinen lieben Math. lebendig wieder hier, welches ich in Lübeck fast nicht hoffen konnte; ich habe mein Haus und alle meine Bäume wieder vorgefunden. Carolina und die ihrigen sind wieder an ihren alten Platz in Hamburg, und Perthes hat mehr von seinen Büchern wieder als er erwartete (doch hat er einen schweren Stand. Gott gebe ihm Gesundheit und Muht es durchzusetzen). von Anna aus Salzburg gute Nachricht. Johannes der seit vorigen August eine Kleine Land=Pfarre in Lauenburgschen, und sehr gelitten hat, freut sich seiner Mina und kleinen Sohns den sie ihn neulig ge=bohren hat, und ißt Grütz und Cartoffeln mit Geduldt und guten Muht bis er wie=der Fleisch hat. Das Fritz und Trinette in Lübeck geblieben sind, hast du wohl von unsern Alten Freund Overbek gehört. Ersterer hat sich den Winter hier im Hause wacker durchgeschlagen, und sich um uns verdient gemacht; denn ohne ihn hätten wir wohl nicht viel mehr als die Mauern unsers Hauses wieder gefunden, da es die erste Zeit als Französische und die letzte als Rusische Caserne benutzt ist, und er zu zeiten 150 bis 170 Gäste darin hatte. Genug davon, es ist ja so weit überstanden. Gott erhalte mir nur meinen Mann; er ist zwar etwas beßer als in Lübeck, aber doch noch imer sehr kränkelnd. Unser Alter Dr. Heise kurirt, so lange wir hier sind, an ihm. — Neulig war ein Enkel von unsrer Rachette aus Petersburg, als Rußischer Major hier und hat uns viel von seiner Großmutter erzählt; es war eine Freude zu hören mit welcher liebe und anhänglichkeit er von seiner Großmutter sprach. Sie lebt als eine Wohlhabende, Glückliche Mutter= Groß= und Ältermutter, und wird sehr geachtet und geliebt in Petersburg. Der Major schien ein sehr braver wackerer junger Mann zu sein, der den ganzen Krieg von Moßcau mit gemacht hatte. Nun Adis meine liebe Ernestine, mein lieber Voß, seid herzlich von mir gegrüst und seid nicht Schmud über mein langes Schweigen; meine gesundheit und die Zeit entschul=digen wenigstens etwas. Eure Alte Rebecca Claudius." Claudius fügte hinzu: „ich muß es der Frau Rebecca bezeugen, daß ihr der Brief und Dank an Euch sehr am Herzen gelegen ist, und daß sie oft einen Versuch gemacht hat, ihn sich vom Herzen zu schaffen; und daß, wie Leßing sagt, auf dem Weg[e] durch den Arm viel verlohren gegangen ist. Ihr Kopf ist ihr dur[ch So]rge, und Krankheit und Opium pp. etwas in Unordnung gerathen; aber [in]wendig ist sie gut verwahrt, hat Euch noch immer sehr lieb u. hätte im umgekehrten Fall gethan, was Ihr gethan habt; weiß aber auch anzunehmen, wenn man mit gutem Gewißen annehmen kann. Und das weiß

ich vor der Hand auch, u. sage Euch Dank, und damit Hollah! Wir sind 3/4 Jahr auf Emigration geweßen, u. haben uns herumgetrieben in Westensee, Lützenburg, Kiel, wo die Caroline, ohne ihren Mann und ohne zu wißen wo und wie er sey, in die Wochen kommen sollte, und zuletzt in Lübeck 8 Wochen geweßen, und den 8t May hier wieder angekomen, wo wir immer noch Einquartirung haben u. s. w. leb wohl, liebe Ernestine, leb Wohl, lieber Voß. Gott sey mit Euch! M. C.

Die festen und klaren Schriftzüge lassen nicht vermuten, daß der Schreiber ein vom Tode gezeichneter Mann war. Noch konnte er seinen vierundsiebzigjährigen Geburtstag im Kreise der Kinder und Enkel fröhlich feiern, noch hatte er im Juni zu Ehren der heimziehenden hanseatischen Legion die Leier gestimmt zu dem Liede auf ‚Die zurückgekehrten Vaterlandskämpfer‘ [204]), noch war er am 19. Oktober in der konstituierenden Versammlung der Hamburg-Altonaischen Bibelgesellschaft erschienen [205]), um zu vernehmen, wie seine Laienbruderpredigt in Erfüllung gehen, den Heiden die frohe Botschaft Christi gebracht werden sollte. Doch sein leidender Zustand verschlimmerte sich, wenn auch der Geist ungeschwächt blieb [206]), und auf dringendes Zureden Karolines entschloß er sich, von Rebekka begleitet, zu ihr nach Hamburg zu ziehen, um seinem alten, über vierzig Jahre treu verbundenen Arzte Dr. Heise näher zu sein [207]). „Papa ist müde und matt“, schrieb Karoline einige Tage, nachdem sie die Eltern aufgenommen hatte, „doch können wir Gott nicht genug dafür danken, daß er so leidensfrei ist. Er ist so ruhig und freundlich, ja man möchte sagen vergnüglich, daß ich aus Freude darüber den Schmerz, der in mir ist, nicht zu Worte kommen lasse.“ — Bald wurde es gewiß, daß auf Genesung nicht zu hoffen sei, aber sieben Wochen noch ließ die letzte Stunde auf sich warten, und diese sieben Wochen waren für Claudius eine Zeit des Dankes und fast ununterbrochener Freundlichkeit und Liebe; er freute sich des blauen Himmels, des Aufgangs der Sonne, er freute sich des Anblicks seiner Rebekka, seiner Kinder und Enkel. Einmal rief er Karolinen nachts an sein Bett und sagte: „Ich muß die Nacht zu Hilfe nehmen, denn der Tag ist wahrlich zu kurz, um Dir zu danken, liebes Kind.“ „Er ist“, schrieb Karoline wenige Tage vor seinem Tode, „getrost, ruhig und, einzelne Augenblicke abgerechnet, freudig. Als er sich gestern von einer beklommenen halben Stunde erholt hatte, sagte er zu Perthes: ‚Ja, lieber Perthes, gut geht es, aber nicht angenehm‘; dann sprach er von der sauern Arbeit, die ihm bevorstände, aber er habe einen starken Helfer neben sich und verlasse sich auf Gott. Er ist erstaunlich freundlich mit uns allen und hat sehr gerne, daß unsere Mutter an seinem Bette sitzt. Auch sorgt er täglich dafür, daß Ihr Abwesenden Nachricht bekommt, und grüßt Euch jedesmal.“ — Als Hände und Füße schon tagelang ihren Dienst versagt hatten, wirkte die kräftige innere Organisation des Körpers in gesunder Arbeit fort, und das eigentliche Wesen des körperlichen Menschen blieb unverletzt. Er

behielt seinen sanften natürlichen Schlaf, hatte kein Fieber, keine Beängstigung, und da er fast ununterbrochen volles, helles Bewußtsein bewahrte, konnte er sein eigenes Sterben, die Lösung des großen Rätsels der Trennung von Seele und Leib, von Stufe zu Stufe verfolgen. „Mein ganzes Leben hindurch", sagte er zu Perthes, „habe ich an diesen Stunden studiert, nun sind sie da, aber noch begreife ich so wenig als in den gesundesten Tagen, auf welchem Wege es zum Ende gehen wird." In den letzten Tagen betete er unabläßlich, sah es auch gerne, wenn die Umstehenden beteten, aber lautes Beten und Zuspruch mochte er nicht. Die Hoffnung, noch diesseits eines hellen Blickes in das Jenseits von Gott gewürdigt zu werden, gab er nicht auf; aber obschon ihm das Schauen nicht zuteil ward, blieb ihm der Glaube felsenfest.

Am 21. Januar war sein Todestag. Nachmittags um 2 Uhr fühlte er mit größter Gewißheit die nächste Nähe des letzten Augenblicks. „Führe mich nicht in Versuchung und erlöse mich von dem Übel", betete er; eine Stunde später sagte er einige Male: „Gute Nacht", und im Augenblicke des Todes schlug er hell und groß das Auge auf, liebevoll seine Frau und die Kinder suchend, welche den letzten Blick der Liebe von ihm empfangen sollten.

Die Freudigkeit, die Kraft und Ruhe, welche Karoline von dem Sterbelager des Vaters mit sich hinweggenommen hatte, spricht sich in einem Briefe aus, den sie im März 1815 an ihre Freundin Petersen schrieb. „Am liebsten", heißt es in demselben, „schreibe ich Dir von meinem seligen Vater. Mit Augen habe ich es nun gesehen, daß der Glaube eine gewisse Zuversicht ist deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht sieht, und daß dieser blinde Glaube für sich allein Kraft genug hat, uns über alle Noth und Angst und Todesfurcht ruhig, freudig und gottergeben zu erhalten in dem großen ernsten Augenblick des Ueberganges bei hellem und vollem Bewußtsein. Ich bin auch für mich überzeugt: wir müssen glauben, wir müssen wagen, denn die Götter leihen kein Pfand. Mein Vater hatte sich immer gesehnt, immer gehofft, ich möchte sagen in jedem Augenblick seines Lebens sich vorbereitet auf eine nähere oder lieber auf eine bewußte und wissende Mittheilung Gottes, die ihm diesen dunklen und für ihn sehr grauenvollen und gefürchteten Schritt erleichtern und heller machen sollte. Er sagte mir noch den Tag, ehe er starb, daß man Erfahrungen hätte, nach welchen dem Menschen noch kurz vor dem Sterben lichte Blicke in jenes Leben zu Theil würden. Er hat darauf gewartet bis ans Ende, und sie sind ihm nach unserer Aller Ueberzeugung nicht geworden. Er blieb aber im tiefen Grunde der Seele vollkommen ruhig, freundlich und gottergeben und fühlte das Losreißen des Lebens, das ihm sehr schwer und sauer wurde und über sechs Stunden währte, von Stufe zu Stufe, sagte uns, wie weit es sei, schon einige Minuten bevor wir es an seinem Körper wahr=

nehmen konnten, und rief zuletzt: ‚Nun ist es aus‘, wendete seine Augen, die er schon mehrere Minuten groß offen immer nach dem Himmel gerichtet hatte, noch einmal nach der Seite hin, wo meine Mutter stand, schloß sie und war todt. Es läßt sich hiervon wenig mittheilen, am wenigsten schriftlich. Er ist aber gewißlich wie ein großer Mensch und Mann gestorben, und ich möchte es jedem Menschen, der ernstlich über sich und seinen Zustand nachdenkt, gönnen, an diesem Sterbebette gewesen zu sein. Schwer ist dieser Schritt, aber größer, als man begreifen kann, ist es, ihn in dieser Weise zu thun.“

Am 25. Januar ward er in Wandsbek begraben; an demselben Tage schrieb Friedrich Perthes dem Schwager Max Jacobi in Siegburg eine schöne Schilderung der letzten Tage[208]).

„Unser geliebter Wandsbecker Papa ist nicht mehr unter uns; neben mir liegt seine entseelte Hülle. Er hat einen langen u. harten Kampf zu bestehen gehabt. Schon seit 8 Tagen war die Auflösung seiner materiellen Theile eingetreten, während die innere kräftige Organisation in gesunder Arbeit wirkte u. das eigentliche Wesen des Menschen unverletzt blieb. So konnte er denn Grad für Grad das Abscheiden seines Selbst bemerken. Ohngeachtet aller Leiden, die seine zarte Natur äußerst schmerzhaft empfand, war er unausgesetzt voll Liebe u. Dankbarkeit gegen alle ihn Umgebenden. Viel betete er, daß durch Schmerz ihm die Versuchung nicht zu stark werden möchte. Am Donnerstag d. 19 begann der eigentliche Todeskampf. Die Aerzte wollten ihm 6—12 Stunden d. Leben mehr geben. Er konnte aber immer das Räthsel der Trennung, die er scharf in's Auge gefaßt hatte, nicht gelöst finden u. sagte mehrere Male: „Mein ganzes Leben habe ich auf diese Stunde studirt u. noch weiß ich nicht, wie es werden soll.“ Abwechselnd dauerte dieser Zustand 2 mal 24 Stunden. Er betete unaufhörlich; sah auch gern, wenn Nahstehende beteten, aber laut mochte er es nicht haben, auch nicht, daß man ihm zusprach. Den 21 Morgens 10 Uhr ward der Todeskampf ernstlicher u. er fühlte das Ende näher kommen. Er betete nur noch: ‚Führe mich nicht in Versuchung u. erlöse mich von dem Uebel.‘ Um 2 Uhr wußte er das Ende bestimmt, ließ sich auf eine Seite legen u. den Schweiß abtrocknen. Eine Stunde darauf um 3 Uhr sagte er einige Male: ‚gute Nacht! gute Nacht!‘ — Dann versagte ihm d. Sprache. Noch einmal schlug er d. Augen groß auf. Dann sah er segnend nach Rebekka u. wollte weiter sehen, aber die Augen versagten ihm. Er that die starken Athemzüge und verschied. — Sein Leichnam ist merkwürdig anzusehen, so müde, satt u. befriedigt vom Irdischen u. dabei noch um d. Obertheil des Kopfes d. großen, schön-menschlichen Formen, um den Mund noch die Fülle der Liebe. — Das Ende dieses Mannes ist wahrhaft merkwürdig: die volle Kraft des Geistes behielt er auch bis zum letzten Augenblick. Das, was

er hoffte: eine besondere Hülfe von Oben, einen hellen Blick in's Übersinnliche, wurde ihm nicht zu Theil. Aber [er] beharrte im Glauben daran felsenfest. Sein Glaube war auf die Ueberzeugung des tiefsten Geistesgrundes gebaut. Seine Eigenthümlichkeiten u. Eigenheiten blieben ihm eigen bis zuletzt u. darüber lassen sich die merkwürdigsten Züge bemerken. Er ist sorgenlos gestorben, ja in der That reich, denn noch stand ihm, wie immer, das Füllhorn der Hoffnung zu Gebote. Am 25t. heute Morgen haben wir den lieben Papa in Wandsbeck begraben; gestern legten wir Kinder ihn in den Sarg — kein Fremder hat ihn berührt — so wollte er es. Ach! wie wenig ist von ihm noch geblieben — unglaublich zart war der Mann von Körperbau. — Wir fuhren bis vor sein Haus. An d. Grenze empfing ihn der Wandsbecker Pastor u. d. Schule. Das Haus war ganz leer, weil die Kinder in Hamburg gewesen waren, nur die Schwäger waren dort. Es war das Rührendste meines Lebens — so das Haus u. daran d. Leiche des Mannes auf der Bahre. Von da gingen wir Alle nach der Kirche. Hier hielt der Pastor Schröder eine dem Verstorbenen sehr gemäße Rede u. nachher an d. Gruft noch ein Gebet. — Er ruht neben der ihm längst vorangegangenen Tochter." —

Innig und tief empfanden die Freunde den Schmerz über das Hinscheiden des Bothen. Herzlich tröstende Briefe kamen täglich für Rebekka, aus Windebye von Christian Stolberg, aus Tatenhausen von Fritz und Sophie von Stolberg, aus Emkendorf von Katharina und Schönborn. Auguste v. Bernstorff schrieb aus Bordsholm mit herzlicher Teilnahme, Hoffmann sandte aus Düsseldorf ein würdiges Kondolenzschreiben[209]). Mit prophetischem Verständnis erwiderte Niebuhr dem Freunde Perthes auf die Todesnachricht: „Wenig wie ich Ihren seligen Schwiegervater gekannt, lasse ich nicht vielen den Anspruch einer zärtlichen Liebe für seine Werke, die er selbst waren, zu. Er war einer der Allerersten, dem Werth nach, unter jener Klasse der Innigen, still und tief Glühenden und Schauenden, welche der Generation angehörten, die der unsrigen vorherging. Sie wird nicht ersetzt werden und stirbt allmählich ganz aus. Unser Beruf ist ein stürmischerer, und das Zeitalter der Dichter ist für uns vorüber. Es scheint als ob die Vorsehung im Deutschen heftigere Leidenschaftlichkeit entwickeln will, und eben dadurch größere Kraft; daraus aber entstehen auch bittere und heftige Gefühle, und friedliche sind uns schwerlich mehr beschieden".[210]).

Auch poetische Nachrufe[211]) fehlten nicht in dem Trauerkranz, den die Freunde und Verehrer dem Entschlafenen auf das Grab legten, neben welches siebzehn Jahre später seine Rebekka gebettet ward[212]). Fritz Stolberg besang in feinsinnig deutenden Versen ein Jahr darauf das ‚Andenken des Wandsbecker Bothen'[213]):

Der Bote ging in schlichtem Gewand,
Mit geschältem Stab in der biederen Hand,
Ging forschend wohl auf und forschend wohl ab,
Von der Wiege des Menschen bis an sein Grab.
Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die andern, auch fromm zu sein,
Und sahn sie sein redliches, ernstes Gesicht,
So zürnten auch selbst die Toren ihm nicht.
Doch wußten nur wenige, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
Daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab,
Zu erhellen mit Lichte des Himmels das Grab.

Nun ruhet er selbst in der kühligen Gruft,
Bis die Stimme des hehren Erweckers ihn ruft;
O, gönnet ihm Ruh' in dem heiligen Schrein,
Und sammelt die Ernten des Säemanns ein!
Er säte das Wort und sein Leben war Frucht,
Er führete lächelnd zu heiliger Zucht;
O, spendet ihm Blumen aufs einsame Grab
Und schauet getrost in die Ruhstätt' hinab!
Und begrüßet mit Wünschen sein trauliches Weib,
Die zartere Seel' in dem zarteren Leib;
Die mit ihm in heiliger Liebe gepaart,
In Thränen der großen Vereinigung harrt.

Kapitel IX.

Beschluß.

Wie ein Seher, mit dem innern Blick des Niedersachsen ging Claudius, „der Mann mit der Kinderseele, der hohen, weißen, keuschen Stirne, den großen verwunderten Augen, die in die Fernen des großen Lebens blickten"[1]), durch seine Zeit hindurch. Vom Jenaer Studenten der Theologie bis zum Altonaer Bankrevisor, vom Redakteur einer unscheinbaren Tageszeitung bis zum ernsten religiösen Schriftsteller — stets ist er sich selbst treu geblieben und hat nie sein Wesen verleugnet.

Aus Holsteiner Blut entsprossen, zeigte er die niederdeutsche Art wie je einer. Langsam war seine Entwicklung, still gedieh er bis zur Reife, dann aber war es ein fertiger Mann, der in den Tag hinaustrat, mit entschlossener und abgeschlossener Weltanschauung. Die theologische Erbschaft, welche er als Sohn und Nachkomme von Generationen Geistlicher mitbekommen hatte, ver=

lieh ihm einen sicheren inneren Halt. Zwar blieben auch ihm die Zweifel nicht erspart, die jeder an sich und in sich arbeitende Jüngling durchzukämpfen hat; doch er rang sich hindurch und blieb sieghaft beim Glauben der Väter. Wer ihn einen religiösen Schwärmer nennt, tut ihm bitter unrecht; denn wenn man nicht alle ernsthafte Theologie als Schwärmerei beurteilt, sondern unter religiöser Schwärmerei den Versuch versteht, „den Standpunkt des Glaubens durch eine innere mystische Erfahrung zu überbieten", so war Claudius jedenfalls kein Schwärmer[2]). Er sah nur alle Dinge in ihrer Beziehung zu Gott; das gab ihm Klarheit und Ruhe. Niemals hat er schroff und einseitig einen engen konfessionellen Standpunkt vertreten — ihm war jeder willkommen, bei dem er Tiefe des Glaubens, Wärme der Empfindung, Scheu vor dem Unnahbaren, finden konnte. Nur wo er zersetzende Kritik des Althergebrachten ohne positives Ergebnis, wo er Lauheit und Furcht des Bekennens, Laxheit der ethischen Begriffe vermutete, trat er dagegen auf; als „das gute Gewissen seines Volkes", als ein treuer Eckhart stand er auf der Wacht für Gott und Christentum, für König und Vaterland. In manchem hat er die Zeichen der Zeit nicht verstanden, und der Schritt der Jahrzehnte ist über ihn hinweggegangen, doch in vielem deutete er sie richtig, und die Nachwelt erkannte, was sie ihm schuldete.

In seinem literarischen Urteil war er ebenfalls unbestechlich und lauter. Nicht von vorgefaßten Prinzipien ging er aus, auf keiner Schule Grundsätze war er eingeschworen; vorurteilslos trat er an jedes Kunstwerk heran und fragte, was es ihm sagen wollte, was es ihm zu sagen habe. Daher war er einer der ersten, welche den Sturm und Drang in seinem Wert erkannten und den jungen Dichtern ein fröhliches „Glück auf!" entgegenriefen; daher konnte er aber auch einen Lessing gebührend würdigen und so auffallende und merkwürdige Erscheinungen wie Hamann oder Lavater richtig einschätzen. Witterte er indes Frivolität, Lüsternheit, Behagen an Schmutz und Gemeinheit, dann konnte sein keuscher Mund derbe und finstere Worte sprechen und den Lästerer zürnend vor das Gericht der reinen Menschheit fordern.

Überblicken wir die acht schmalen Bändchen, die, mit kluger Selbstkritik zusammengestellt, die Summe seines Lebens darstellen, so ist eine gewisse innere Entwicklung zu konstatieren. Anfangs überwiegen durchaus die literarischen Interessen; er ist der Bote, der den Lesern die Neuigkeiten des Büchermarktes zuträgt, anpreist oder verwirft. Allmählich nimmt seine literarische Anteilnahme ab, da er von Berufswegen nichts mehr damit zu tun hat. Ernst und sinnend war er von Darmstadt zurückgekehrt; die Rätsel des Lebens beschäftigten ihn mehr und mehr, er näherte sich der Philosophie und hoffte bei ihr Lösung seiner Zweifel zu finden. Allein sein grübelnder Geist ward weder von Spinoza noch von F. H. Jacobi befriedigt, und er sah bald ein, daß ihm auf diesem Wege keine

Erkenntnis kommen könne. Im einfachen Gottvertrauen, in den Heilandsworten der Bibel, in der Sündenvergebung des Neuen Testamentes ging ihm das Licht auf, das ihm nun unverrückbar als Leitstern diente, zu dem er in den Wirrnissen des Lebens voll gläubigen Eifers, fern jeder Frömmelei seine Blicke richtete.

Auch sein Stil wandelte sich. Da er im ‚Wandsbecker Bothen' möglichst das Äußere eines Boten beibehalten wollte, erfand er sich jene treuherzige Redeweise, die in gemeiner Mundart, mit Ausrufen, Elisionen, Abkürzungen, wie der Volksmund sie liebt, oft tiefe Wahrheiten aussprach. Mitunter outriert er diese Ausdrucksart, unterstreicht zu sehr das Abgehackte und Naive, aber meist trifft er mit richtigem Gefühl die für seine Gedanken passenden Wendungen. Als er für den ersten Band seines Asmus die Aufsätze und Rezensionen sammelte und durchsah, änderte er aber das allzu Burschikose, Natürliche ab, viele Elisionen schrieb er aus, manches Mundartliche wandelte er in Schriftdeutsch um. Er machte damit ein Zugeständnis an den weiteren Leserkreis und hoffte, größeren Absatz zu erzielen. Doch trotzdem blieb noch Charakteristisches genug zurück; die rationalistischen Zeitgenossen schmähten ihn einen „Nachahmer des Deutsch-Franzos" Troemel[3]) und erklärten ihn für einen Parteigänger der Originalgenies, obgleich doch Claudius früher als jene diesen Stil sich selbst gebildet hatte. Nicht ohne Einfluß darauf ist sichtlich die englische Prosa gewesen[4]); besonders Fielding und Swift hat Claudius mit Gewinn studiert, weniger den sentimentalen Sterne.

Heute lebt unter uns noch der Dichter Claudius, und als solchem gebührt ihm nicht der letzte Platz auf den Literaturbänken des 18. Jahrhunderts[5]). Abgesehen von den jugendlichen, konventionellen Anfangsversuchen, fand er bald seinen eigenen, originalen Ton, den er beibehielt bis an sein Lebensende. Was ihm das Herz bewegte, sprach er aus, mußte er aussprechen, nicht in gekünstelten Bildern und verschränkten Versen, nein, in natürlicher, oft anmutiger Sprache, in der Weise des Volksliedes und Kirchenliedes. Der Dichter war zugleich der Sänger; seine musikalische Begabung offenbart sich in Rhythmus und Melodie der Verse, welche mit denen der ‚Jobsiade' zu vergleichen Kortum sehr unrecht hat[6]). Bei Kortum ist es Holprigkeit ohne Schwung, inhaltlich oft ohne Witz, voll schalen Spottes; bei Claudius rhythmisch abgetönte Bewegung, voll Schalkheit und Humors, oder durchdrungen von Innerlichkeit und tiefer Empfindung. Nach Günther war er im 18. Jahrhundert der erste, welcher seine einfachen Gefühle offen in Versen ausströmen ließ, die ebenso einfach gebaut waren. Nicht eine überschwängliche Freundschaft, eine bald himmelhochjauchzende, dann zu Tode betrübte Liebe klang aus antiken Versmaßen wieder, wie bei Klopstock und seinen Nachahmern; kein Tändeln mit

Gefühlchen, kein Spielen mit Herzchen, kein schematisches Weinlob ertönte ihm wie bei der soliden und wassertrinkenden Anakreontik. Wohl besang auch er das Lob der Geliebten, aber in einfachen, klaren Worten; wohl verachtete er nicht den Rebensaft, sondern dichtete ihm zu Ehren das schönste Trinklied in deutscher Sprache. Die Familie, den Urgrund seines Glückes, Frau und Kinder malt er in traulich schildernden Versen; Frau und Kinder sind ein unerschöpfliches Thema für seine Leier. Stets neue poetische Kraft zog er aus der Natur und ihrer Betrachtung; mit innigem Gefühl belauscht er sie des Morgens, wenn die Sonne aufgeht und ihre ersten Strahlen über das weite Land sendet, oder wenn die Mittagshitze drückend über der Erde brütet, oder wenn am Abend der Himmel sich rot färbt; die Stille der Nacht, ihre deckende Heimlichkeit und sorgende Ruhe empfindet er mit, wie das Wehen des Sommerwindes in Wald und Feld. Dem Winter ist er nicht weniger gewogen und feiert ihn als kernfesten Mann. Aus dieser Liebe, diesem Verstehen der Natur entspringt ihm die Sympathie und Hochachtung für den Stand, welcher am meisten mit ihr zu tun hat, am meisten von ihr abhängig ist: den Bauernstand. In kräftigen, warmen Tönen stellt er den Landmann vor uns hin, hinterm Pfluge, bei der Ernte, nach der Arbeit beim zufriedenen Abendbrot, während durch Jahrhunderte in der Literatur der Bauer nur als dumm, tölpelhaft, viehisch, verfressen und geil aufgetreten war. Das sind derbe, prächtige Gestalten seiner norddeutschen Heimat, keine sentimentalen, tränenseligen Bauern eines Miller. Nicht Rousseau oder die von Herder angebahnte Vorliebe für das „Volk" hatte ihm diese Sympathie eingeflößt; sie war dem Landpfarrerssohn natürlich, welcher aufgewachsen war unter den Bauern, ihre Sorgen und Leiden genau kannte und wußte, daß auf dem Gedeihen dieses Standes Kraft und Gedeihen seines Volkes ruhe. Oft klingt ein tiefer Ton in seinen Liedern und gibt schließlich den Grundton all seiner Lyrik an: die Religiosität; wie alles in der Natur, führt auch alles im Menschenleben schließlich zurück auf den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, dem wir dafür immer dankbar sein müssen. Und so haben sich einige seiner Lieder in den Kirchengesangbüchern bis auf die heutige Zeit erhalten [7]).

Groß war die Wirkung eines solchen Dichters auf Zeitgenossen und Nachfahren. Zunächst stofflich, indem Bauern- und Invalidenlieder in den Musenalmanachen vielfach erschienen [8]). Für die Entwicklung des Gesellschaftsliedes ist Claudius von großer Bedeutung [9]); befreundete Dichter, wie Bürde und Bouterwek, konnten sich seiner Manier oft nicht entziehen [10]). Eichendorff, dessen Lieblingsdichter in der Jugend Claudius war, hat nicht bloß aus dem Wunderhorn, sondern auch von dem schlichten und treuherzen Wandsbecker Bothen gelernt [11]), andere Romantiker wie Clemens Brentano [12]) und E. Th. A. Hoffmann [13]) wan-

delten in Lyrik und Prosa auf Claudius' Pfaden, in seinem Prosa-Stil versuchten sich Unberufene[14]). Wie man schon zu seinen Lebzeiten durch den Verlagsort „Wandsbeck“ ein Werkchen zu einem Produkt seiner Feder stempeln und dadurch Leser anlocken wollte[15]), wie verschiedene andere „Boten“ auftauchten[16]), so sollte er noch nach seinem Tode versöhnend in den häßlichen Streit zwischen J. H. Voß und Fritz v. Stolberg eingreifen[17]) oder von neuem einen „Wandsbecker Boten“, diesmal ohne seinen Geist und in gequältem Humor, redigieren[18]). Wenn der alte Bodelschwingh als junger Landwirtschaftseleve im Oderbruch die Rübenhacker zu beaufsichtigen hatte, trug er den Asmus in der Tasche und „lernte hie und da ein gutes Lied daraus“[19]). Der Einfluß von Claudius auf Wilhelm Raabe ist neuerdings betont worden[20]), Heinrich Seidel hat bei der reizenden Schilderung von Leberecht Hühnchens Haushaltung sicherlich die Wandsbeker Familie mit vor Augen gehabt[21]), und auch Otto Julius Bierbaum hat sich von dem in Lebensführung und Weltanschauung grundverschiedenen Matthias mitunter anregen lassen[22]).

Claudius' Bedeutung für die Entwickelung unserer Lyrik, seine Geltung in der Literatur steht fest. So manchen seiner Zeitgenossen überragt er durch seinen ethischen Charakter, durch den großen Gedanken, der sich wie ein roter Faden durch sein gesamtes Leben, schriftstellerisches und dichterisches Schaffen hindurchzieht: die sittlich-religiöse Idee. Daher ist er als Volksschriftsteller nur wenigen zu vergleichen, vor allem dem Schweizer Jeremias Gotthelf; daher ist er nie hinabgesunken auf das Niveau der Menge, für die er schrieb, sondern stets bemüht gewesen, sie zu sich hinaufzuziehen; daher ist er vor der Gefahr bewahrt geblieben, daß seine naive Einfachheit zur geistlosen und gedankenarmen Künstelei, sein volkstümlicher Humor zur plumpen Gemeinheit verflachte.

Charakter und Weltanschauung des Bothen stehen im Gegensatz zu gewissen modischen, von weichlicher Überkultur und zersetzender Dekadenz zeugenden Strömungen unserer Zeit. Doch scheint wieder ein tiefes religiöses Verlangen, eine Sehnsucht nach innerem Halt und einheitlicher Grundstimmung gegen verflachende Internationalisierung und demokratische Nivellierung durch unser Volk zu gehen; niemand würde eine solche stärkende Richtung freudiger begrüßt haben, niemand ihr besser und würdiger als geistiger Führer zur deutschen Gesundung vorangehen als Matthias Claudius, der „Wandsbecker Bothe“.

Anmerkungen.

Kapitel I.

1) Asmus I/II, S. 44.

2) Vgl. F. Paulsen, Aus meinem Leben. Jena 1909, S. 2, 6.

3) Carstens und Falk, Staatsbürgerliches Magazin. 1822, Bd. II, H. 1, S. 235; Jensen, Versuch einer kirchlichen Statistik des Herzogtums Schleswig. 1840, S. 95, 473, 1568; Biernatzky, Volksbuch für die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel 1850, S. 20f. — „Die Familienbibel des Pastors M. Claudius nennt als Urältervater nicht Claudius Paulsen, sondern Claudius Claudius, scheint aber nicht genau unterrichtet gewesen zu sein." (Fritz Claudius, Handschriftl. Bemerkungen für meine Kinder.)

4) Das Folgende nach freundlicher Mitteilung von Herrn Pastor Claußen in Süder Lügum. Im Kirchenbuche führt der erste Süder Lügumer Claudius übrigens den Vornamen Jürgen. In der dortigen Kirche hängen noch Bilder von Johannes, Petrus und Nikolaus Claudius mit ihren Frauen.

5) Herbst[3], S. 12.

6) Über ihn und seine segensreiche Regierung: H. Ratjen, Zeitschrift f. Schlesw.-Holst.-Lauenburg. Gesch. 2, S. 395ff.

7) P. H[ansen], Kurzgefaßte Nachrichten von den Holstein-Plönschen Landen. Plön 1759, S. 183. — Freundliche Mitteilungen von Herrn Pastor Wolters in Reinfeld, dem ich auch die folgenden Auszüge aus dem Reinfelder Kirchenbuch und Taufregister verdanke.

8) Sie war geboren am 22. Sept. 1698. Die beiden Söhne waren: 1. Christian Karl, geb. am 10. Juli, get. am 11. Juli 1731, gest. 1802 als Kantor der Stadtschule zu Plön, ein drolliger und origineller Kauz, über den manche Familienanekdoten umliefen. 2. Barthold Nikolai, geb. den 23. Dez., get. den 24. Dez. 1732, gest. 1759.

9) Nämlich: 1. Josias, geb. am 13. Sept., get. am 14. Sept. 1739, gest. als stud. theol. in Jena am 19. Nov. 1760; 2. Matthias; 3. Friedrich Karl, geb. am 20. Jan., get. am 23. Jan. 1743, gest. am 16. März 1751; 4. Dorothea Christiana, geb. am 2. Jan., get. am 3. Jan. 1744, später verheiratet mit dem Pastor Müller in Gleschendorf; 5. Lorentz, geb. und get. am 8 Juni 1745, gest. am 17. Jan. 1751; 6 Petrus, geb. am 2. Mai, get. am 3. Mai 1747, später Verwalter in Aschberg und Gutsbesitzer auf Tolkschubye in Angeln; 7. Lucia Magdalena, geb. am 8. Dez., get. am 9. Dez. 1748, gest. am 16. Jan. 1751; 8. Christian Detlev, geb. und get. am 9. April 1750, später Physikus in Lütjenburg, gest. 1820.

10) Im Taufregister steht nur der Tauftag verzeichnet; doch trug der Vater in die Familienbibel ein: „Anno 1740 ist mein Sohn Matthias d. 15. August des abends um ½ Eilf Uhr geboren."

11) „Die Gevattern sind gewesen: Der Herr Amtsverwalter Wettering. Der Herr Amtsschreiber Hinzpeter und die Frau Amtsschreiberin Hinzpeterin." (Reinfelder Taufregister.)

12) Nach der Kopie des Enkels C. Claudius aus Redlichs Nachlaß im Besitz von Professor Richard M. Meyer (†) in Berlin.

13) „Sieh, wenn ich's [Vater Unser] beten will, so denk' ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war und mir so gerne geben möchte.“ Asmus III, S. 165. — „Mein guter Vater liebte mich Und trug mich oft auf seinen Armen.“ Wandsb. Bothe 1771, Nr. 160.

14) Herbst[3] S. 18.

15) Asmus I/II, S. 231 f. Dazu Vorrede S. XII: „'s liegt ein Mann unter dem Stein, dem ich viel zu danken habe und nichts habe vergelten können.“ — Schon 1760 in der Leichenrede auf seinen Bruder Josias spricht Claudius mit inniger Liebe von seinen Eltern und besonders von seinem Vater.

16) Asmus IV, S. 130.

17) Das ‚Befiehl Du Deine Wege‘, „das man in der Jugend, in Fällen wo es nicht so war wie's seyn sollte, oft und andächtig mit der Mutter gesungen hat“. Asmus V, S. 162. — „Ich habe von Jugend auf gern' in der Bibel gelesen, für mein Leben gern. s' stehen solche schöne Gleichniß und Räthsel d'rin, und's Herz wird einem darnach so recht frisch und muthig.“ Asmus I/II, S. 14.

18) „So hab ich'n [den Tod] mir immer von klein auf vorgestellt daß er auf'm Kirchhof über die Gräber hinschreite, wenn eins von uns Kindern 's Abends zusammenschauern that, und die Mutter denn sagte: der Tod sey über's Grab gangen.“ Asmus I/II, S. X f. — „Das Seinige treu zu thun, pflegte meine Mutter zu sagen, ist'n Stern, der auf der bloßen Brust sitzt, die andern sitzen nur am Latz.“ Asmus I/II, S. XIV.

19) „Meine [Mutter] hatte von je her viel von mir gehalten.“ Asmus I/II, S. 52.

20) Herbst[3] S. 22.

21) Asmus IV, S. 214 f.

22) Herbst[3] S. 16.

23) Asmus III, S. 189.

24) Asmus IV, S. 235; hier schreibt Claudius mit dichterischer Freiheit die Rettung dem „Vetter Andres“ zu.

25) Asmus I/II, S. 50 f.

26) Vergl. z. B. Asmus I/II, S. XI, 108 („der Nachtmahr“); S. 173 ff. („Mann im Monde“); S. 189 („der wilde Jäger“). III, S. 42 („Hans ohne Sorgen und Veit auf allen Gassen“). IV, S. 30 f., 75, 77 („Sicheln streichen“ zur Begrüßung und Ehrung des Gutsherrn); S. 194 („Schneiderstunde“ = Zwielicht). VI, S. 99 („daß neugebohrne Kinder nicht allein gelassen werden dürfen, weil sonst der Alp das Kind hohlt und dafür einen Wechselbalg in die Wiege legt“). — Niederdeutsche Ausdrücke sind z. B. „Fierk“ = ? (I/II S. 227); „Adebar“ = Storch (III, S. 66).

27) Asmus IV, S. 240.

28) Christian Karl aus erster, Dorothea Christiana und Friedrich Karl aus zweiter Ehe. (F. Claudius' Bemerkungen.)

29) Baggesen, oder Das Labyrinth. Eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. 2. Stück. Kiel, Cüstrin, Lübeck, Altona und Leipzig 1794. S. 126 f.

30) Jugenderinnerungen von Therese Devrient. Stuttgart 1905. S. 40.

31) P. H[ansen], Nachrichten von den Holstein-Plönschen Landen. S. 30, 40 ff.; Trede, Mitteilung aus der Geschichte der Plöner Gelehrtenschule. I. Progr. Plön 1844. S. 1—35; J. Kinder, Alte Plöner Geschichten. Nach den Akten gearbeitet. Plön 1893. S. 182 ff.

32) Asmus VI, S. 121 ff.

33) De schola, seminario religioni et reipublicae salutari, 1745; De iis, quae circa philosophiae studium generatim observanda sunt, 1747; Über die genaue Feststellung des Begriffes „metaphysische Wahrheit“, 1748; Von der Gewißheit der menschlichen Erkenntnis, die sich auf die Vernunft gründet, 1749; Die Gewißheit in der Lehre von dem Wesen des Geistes, 1751.

34) Z. B. Wandsb. Bothe 1774, Nr. 162; Asmus I/II, S. 99f., 110f. III, S. 21, 157.

35) An Herder 2. August 1775: „habe ehedem wohl Italienisch schreiben können, schreibe noch Französisch, grammaticalisch aber nicht delicat, verstehe Griechisch, Lateinisch, Englisch, Dänisch, Holländisch, Deutsch, etwas Schwedisch und Spanisch.“ (Aus Herders Nachlaß 1, S. 394. Hs. Weimar.)

36) Hs. im Besitz von Herrn Pastor Schröder zu Altona-Othmarschen, der mir die Einsicht gestattete.

Kapitel II.

1) Eintrag in der Matrikel: „Matth. Claudius. Holsat. 1759 April 21“. (Mitteilung der Universitäts-Bibliothek in Jena.)

2) Richard und Robert Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens. Leipzig 1858, S. 176; W. Fabricius, Die deutschen Corps. Berlin 1898, S. 54.

3) Meine Vermutung, daß vielleicht der Vater bereits in Jena studiert hätte und dadurch veranlaßt worden wäre, seine Söhne ebenfalls dorthin zu schicken, hat sich nach Befragen der Matrikel nicht bestätigt. (Mitteilung der Universitäts-Bibliothek in Jena.)

4) Gustav Frank, Die Jenaische Theologie in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Leipzig 1858, S. 71 f.; Tschackert, A. D. B. 40, S. 650 ff.; Kawerau, R. E. 20, S. 792 ff.

5) Tholuck, Vermischte Schriften. 2, S. 133 f.

6) Frank S. 85; Tschackert, A. D. B. 45, S. 151 f.

7) Frank S. 85 f.; Redslob, A. D. B. 12, S. 481 f.

8) G. A. v. Halems Selbstbiographie, hsg. von Strackerjan. Oldenburg 1840, S. 22 f.

9) Frank S. 84.

10) Prantl, A. D. B. 28, S. 296.

11) J. Chr. Blasche, Lobrede den Verdiensten des Herrn Carl Gotthold Müller gewidmet. Jena 1760; Frank S. 85; Pünjer, A. D. B. 22, S. 642.

12) Aus Herders Nachlaß. 1, S. 394. (Hs. Weimar.)

13) Frank S. 69 f., 82 ff.; Richter, A. D. B. 4, S. 758 f.; Ueberweg-Heinze [10] 3, S. 233; E. Kohlmeyer, Kosmos und Kosmonomie bei Christian Wolff. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Aufklärungszeitalters. (Abhandlungen der Fries'schen Schule. N. F. III, 4.) Göttingen 1911.

14) Gesang 1, V. 235—242:

> „Wie?“ fiel ihm Krach ins Wort, vom Daries gelehrt,
> „Dies ist die beste Welt; sie wird nicht umgekehrt,
> Zwei Dinge werden wir nie völlig ähnlich finden;
> Denn das, was ist, das ist. Wer kann mich überwinden?
> Wann unser Raufbold bleibt, so weiß ich alles schon,
> So ist die ratio sufficiens davon —“
> „Pedante“, rufte Torf, „laß deine magern Schlüsse,
> Wär' es ein Wunder wohl, daß die Geduld uns risse?“

15) Wandsb. Bothe 1771, Nr. 53, 2. April; verändert in Asmus I/II, S. 16 ff.

16) A. Emminghaus, Ein deutscher Physiokrat: Im neuen Reich 1873, S. 801 ff.; Zuckerkandl, A. D. B. 31, S. 467 ff.; F. v. Sivers, Schlettwein und Schlosser: Jahrb. f. Nationalökonomie und Statistik 24, S. 1 ff.; Schmidt, Handwörterbuch der Staatswissenschaften [3] 7, S. 304 ff.

17) Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens. S. 137 ff.

18) In der ‚Audienz beim Kaiser von Japan‘ schildert Claudius den japanischen Philosophen Roosi: „Roosi aber war 'n Bruder Studio; er lachte über die

Tugend und über jene Welt und statuirte, daß man nichts klüger thun könne, als sichs in dieser recht gut schmecken lassen, und daß Leute von Verstand und Bon Ton es von jeher auch so gehalten hätten. Der Narr hat auch den Stein der Weisen gesucht, damit er und seine Gesippschaft recht lange liederlich seyn könnten." (Asmus III, S. 93.) Auch im Brief an Herder vom 3. Oktober 1775 spricht er von „Zänkischen und Stänkischen Professoren und den wilden Burschen". (Aus Herders Nachlaß. 1, S. 397. Hs. Weimar.)

19) Literatur über die Teutsche Gesellschaft in Jena: Gesetze der Teutschen Gesellschaft zu Jena. Nebst einem Vorbericht und Anhange von ihren jetzigen Umständen. Jena 1730; Göttens, Das jetztlebende gelehrte Europa. 3, S. 387—394; Gottlieb Stolle, Sammlung der Schriften der Teutschen Gesellschaft zu Jena in gebundener und ungebundener Schreibart. Jena 1732; Fabricius, Critische Bibliothek. 2 (1751), S. 544 f.; Vermischte Berichte und Abhandlungen einer Gesellschaft auf den 4 Obersächsischen Akademien auf das Jahr 1753. Leipzig 1753, Stück 5, S. 417—449; K. G. Müller, Nachricht von der Teutschen Gesellschaft zu Jena und der jetzigen Verfassung derselben. Jena 1753; K. G. Müller, Schriften der Teutschen Gesellschaft zu Jena aus den schönen Wissenschaften auf das Jahr 1753. Jena 1754; K. G. Müller, Das Würdige in der ersten Jubelfeier der Jenaischen Teutschen Gesellschaft, als dieselbe den 19. des Aprils 1755 auf der hohen Schule in Jena . . . begangen wurde, in einer Rede gepriesen. Jena [1755]; Der Teutschen Gesellschaft zu Jena feierlichste Begehung des 2. Jubelfestes der Jenaischen hohen Schule kündigt in dieser Einladungsschrift an der Jenaischen Akademie Prorektor D. Johann Christian Stock samt dem akademischen Senate. Jena [1758]; Gelehrte Gesellschaften auf der Universität zu Jena: Gemeinnützige Blätter von F. W. Schubert. 1805, S. 298 f.; Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens. S. 188 f.

20) Literatur über die Teutschen Gesellschaften überhaupt: G. Waniek, Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit. Leipzig 1897, S. 23 ff., 83 ff., 210 ff., 345 ff.: G. Krause, Gottsched und Flottwell, der Begründer der Teutschen Gesellschaft zu Königsberg. Leipzig 1893; P. Otto, Die Deutsche Gesellschaft in Göttingen (Munckers Forschungen VII). München 1908; Hecht, Die Fürstlich Anhaltische Deutsche Gesellschaft in Bernburg. Diss. Halle 1907; F. Weber, Die Bremische Deutsche Gesellschaft. Diss. Königsberg 1910; E. Reichel, Gottsched. I, Berlin 1908, S. 132 ff., 287 ff. II, Berlin 1912, S. 137 ff., 629 ff., 634 ff. — Schreiben an einen Freund, die Teutsche Gesellschaft zu Halle betreffend. Unterzeichnet: Halle den 12. Junii 1762. M—. In den Kritischen und zuverläßigen Nachrichten von den neuesten Schriften für die Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften. 2. Bd., 1. Stück, Jena und Leipzig 1762, S. 25—38, 247 f., 351—358, 447 f.

21) Von bekannten Namen finden wir noch: Georg Friedrich Meier, Johann Lorenz von Mosheim, Abraham Gotthelf Kästner, Abt Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, Samuel Formey, Christian Flottwell unter den sog. „vornehmen Mitgliedern", Johann Adolf Schlegel unter den „außerordentlichen Mitgliedern", Christlob Mylius und Gotthold Ephraim Lessing, „der Arzeneykunst Candidat", unter den „ordentlichen Mitgliedern".

22) Zum Stoff vgl. Arch. f. Lit.-Gesch. 13, S. 79 ff.; Pischel, Zeitschr. d. Dtsch. Morgenländ. Ges. 58, H. 2.

23) S. 281 f., unterzeichnet: „H. P. Stürz aus Darmstadt". In der Monographie ‚Helferich Peter Sturz' von Max Koch (München 1879) übersehen; zwar ist dort (S. 11) der Teutschen Gesellschaft, aber nicht der Mitgliedschaft von Sturz gedacht, wie dies ebenso Heinrich Düntzer (Vierteljahrschrift f. Lit.-Gesch. 5, S. 490 f.) entgangen ist.

24) Nach ihrem Muster bildete sich 1733 eine Lateinische Gesellschaft (Keil, Gesch. des Jenaischen Studentenlebens. S. 188). Ebenso wurde im Jahre 1751 ein Institutum Litterarium Academicum gestiftet (Fabricius, Critische Bibliothek. 3, 1755, S. 526 f.); ob auch diesem Claudius nähergetreten ist, ließ sich

nicht mehr feststellen. Gleichfalls bestand ein Collegium Musicum an der Universität; da indes die Mitgliederlisten nur aus den Jahren 1740—1750 erhalten sind, war nicht mehr zu ersehen, ob der musikalisch begabte und interessierte Claudius ihm angehört hat. (Freundliche Mitteilung des Herrn Universitäts-Musikdirektors Prof. Dr. Fritz Stein in Jena.)

25) Kritische und zuverläßige Nachrichten von den neuesten Schriften für die Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften. II. Bd. Jena und Leipzig 1762, S. 189.

26) An Gerstenberg 18. Oktober 1761: Redlich, Ungedruckte Jugendbriefe des Wandsb. Bothen. Progr. Hamburg 1881, S. 3 f.

27) Ich gebe die Anekdote nach Herbst [3] S. 48: „Einst machte er mit mehreren Genossen in bunten Schlafröcken und vermutlich in Waffen — denn das Waffentragen war dort noch über die Zeit des siebenjährigen Krieges hinaus Studentensitte — einen Spazierritt in die Umgegend von Jena. Ein Streifcorps preußischer Husaren, die in den seltsam uniformierten Reitern irgend einen neuen Feind ihres vielumstrittenen Königs vermuten mochten, griff die Gesellschaft auf und brachte sie zu ihrem Commandeur auf ein Nachbardorf. Doch der verstand sich besser auf das Studententreiben, bewirtete sie freundlich und ließ sie ihren friedlichen Weg ziehen."

28) J. G. Rists Lebenserinnerungen, hsg. von Poel. 2, S. 46 Anm.

29) Der Vater Claudius trug in die Familienbibel ein: „Ao 1760 d. 19. Novbr. ist es dem Herrn nach seinem verborgenen Rat und Willen gefällig gewesen, meinen lieben und hoffnungsvollen Sohn Josias auf der Universität Jena durch die Blattern zu seiner seligen Ruhe eingehen zu lassen."

30) Ob und wie weit GOtt den Tod der Menschen bestimme, bey der Gruft seines geliebtesten Bruders HERRN Josias Claudius der Gottesgelahrtheit rühmlichst Beflissenen welcher zu Jena den 19ten des Wintermonats 1760 seelig verschied von M. Claudius, der teutschen Gesellschaft zu Jena ordentlichem Mitgliede. JENA, gedruckt bey Georg Michael Marggraf. 24 S. 4°. (Jena, Universitätsbibliothek.)

31) R. Wegener, Das Problem der Theodizee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Kant und Schiller. Halle 1909; Dr. Karl Wollf, Schillers Theodizee bis zum Beginn der kantischen Studien, mit einer Einleitung über das Theodizeeproblem in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1909; J. Kremer, Das Problem der Theodizee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Kant und Schiller. (Kantstudien, Ergänzungsheft 13.) Berlin 1909; O. Lempp, Das Problem der Theodizee usw. Leipzig 1910.

32) Mönckeberg (S. 404, Anm. 1) scheint es „psychologisch unmöglich, daß Claudius diese Predigt in zwei Tagen, nach dem Verlust eines Bruders, sollte haben machen können" und glaubt an einen anderen Verfasser. Ich hoffe, Claudius als Verfasser wahrscheinlich gemacht zu haben.

33) Jena, bey Georg Michael Marggraf. 1763. 64 S. 8°. — Neue Ausgabe: Jena, bey Johann Adam Melchior's seel. Wittwe. 1764. 56 S. 8°.

34) Das Bild: Die Liebesgötter sitzen auf dem Antlitz der Geliebten, einer purzelt und fällt auf ihren Busen — findet sich z. B. auch bei Gleim in seinem Gedicht nach Zappi ‚Die Liebesgötter': Sämtliche Werke, hsg. von Körte. 2, S. 366 f. Vgl. Minor, Zeitschr. f. deutsche Philologie. 19, S. 229. — Zum Apparat der Anakreontik die gute Materialsammlung von F. Ausfeld, Die deutsche Anakreontische Dichtung des 18. Jahrh. (QF. 101.) Straßburg 1907.

35) Ein Beispiel wird genügen:

„Ihr lieben Faunen! stampfet nicht,
Mein Mädchen schläft hier im Gebüsche.
O, kommt nur her und sehet ihr Gesicht! —
Da kamen sie und sahen ihr Gesicht
Und schlichen leise durchs Gebüsche."

36) Erich Schmidt, Anz. f. d. Altert. 2, S. 38 ff.; Handwerck, Studien über Gellerts Fabelstil. Diss. Marburg 1891. S. 17 f.
37) Asmus I/II, S. 214 f.
38) Asmus III, S. 112 f.
39) Schon der Studienfreund Schmidt rühmt in einem Briefe an Gerstenberg vom 19. April 1761 die Ode auf des Bruder Tod: „Das Gedicht ist, deucht mir, recht gut, und man sieht wenigstens, daß das Herz darin geredet hat." (Redlich, Ungedruckte Jugendbriefe, S. 3.)
40) Redlich, Ungedruckte Jugendbriefe, S. 4, 7 f. (Hs. Berlin, Lessing.)
41) In den ‚Briefen, die neueste Literatur betreffend', 22. Tl., 325. Brief vom 16. Mai 1765, S. 178—183.
42) Bd. 10, Stück 2. Leipzig 1764. S. 329—335. Wer der anonyme Rezensent ist, habe ich nicht ermitteln können; daß es Weiße selbst war, wage ich wegen der Schärfe des Tons zu bezweifeln.
43) Vgl. dazu im ‚Pandaemonium Germanicum' von J. M. R. Lenz Akt 2, Szene 5. (D. N. L. Bd. 80, II, S. 154.)
44) Flitterkram.
45) 2. Bd., 1. Stück, Jena und Leipzig 1762, S. 189—196.
46) Brief an Knebel vom 30. Dez. 1771: Knebels Liter. Nachlaß. 2, S. 109 f.

Kapitel III.

1) Vgl. z. B. Boie an Knebel 29. Okt. 1770 (Knebels Liter. Nachlaß. 2, S. 81), an Bürger 13. Aug. 1773 (Strodtmann 1, S. 148), an Voß und Miller 27. April 1775 (Weinhold, H. C. Boie. Halle 1868, S. 23 f., 71 f.), Hölty an Voß 2. April 1774 (Halm S. 220 f.), Klinger an Maler Müller 1777 (Rieger 1, S. 411).
2) Ungenau veröffentlicht von Redlich in seinem Programm: Ungedruckte Jugendbriefe des Wandsbecker Bothen. Hamburg 1881, S. 4—9.
3) Herder (Suphan) 1, S. 260; Schlichtegrolls Nekrolog 1796, II, S. 133 ff.; Jördens 4, S. 581 ff.; v. Weilen, Einleitung zum Neudruck der ‚Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur' (D. L. D. 29/30); A. D. B. 36, S. 777 f.; Goedeke IV[2], S. 100.
4) Redlich S. 3.
5) Redlich S. 3 f.
6) Redlich S. 7 ff.
7) An unsere Schwester bei ihrer Verbindung mit dem Herrn Pastor Müller, im November 1762. Lübeck, gedruckt bei Johann Daniel Fuchs. — Von den drei Festgedichten ist das erste M. C. unterzeichnet, das zweite P. C. (Peter Claudius), das dritte C. D. C. (Christian Detlev Claudius). — Es war mir unmöglich, diesen Einzeldruck, auch nicht durch das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken, aufzutreiben; ich kenne das Gedicht daher nur aus dem bei Herbst [2] S. 60 mitgeteilten Bruchstück.
8) [J. Rist,] Schönborn und seine Zeitgenossen. Hamburg 1836; P. Schütze, Schleswig-Holsteins Anteil an der deutschen Literatur im 17. Jahrh.: Zeitung für Literatur, Kunst und Wissenschaft. Beilage des Hamburger Correspondenten. 1866, Nr. 17.
9) C. E. Carstens, Die geistlichen Liederdichter Schleswig-Holsteins: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte. Bd. 16, S. 299 ff.; 17, S. 281 ff.; 18, S. 285. W. Möller, Schleswig-Holsteins Anteil am Deutschen evangelischen Kirchenliede: ebd. Bd. 17, S. 159 ff.
10) Weinhold, Boie, S. 13, 23; Herder (Suphan) 1, S. XXVI, 390; 10, S. 232; 24, S. 57; Arch. f. Lg. 9, S. 477 ff.; 12, S. 290; v. Weilens Einleitung zu D. L. D. 29/30; O. Fischers Einleitung zu D. L. D. 128 und ebd. S. 400—404; Goedeke IV[2], S. 189.

11) Neudruck mit ausgezeichneter Einleitung v. Weilens in den D. L. D. 29/30. — Vgl. auch M. Koch, H. P. Sturz. München 1879, S. 76 f.; Haym, Herder 1, S. 431 ff.; W. Pfau, Das Altnordische bei Gerstenberg: Vierteljahrschr. f. Lit.-Gesch. 2, S. 161 ff.; v. Weilen, Gerstenberg und Jacobi: ebd. 3, S. 178 ff.; dazu Nachtrag von C. Schüddekopf: ebd. 4, S. 188 ff.; R. Hering, Gerstenberg und sein Freundeskreis: Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts 1909, S. 372 ff. — Eine zusammenfassende Monographie über Gerstenberg haben wir von Albert M. Wagner zu erwarten.

12) [J. Rist,] Schönborn und seine Zeitgenossen. Hamburg 1836; K. Weinhold: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte 1, S. 129 ff.; M. Koch, A. D. B. 32, S. 280 f.

13) Claudius an Herder April 1772: „Schönborn, der ein Gesicht wie Eichenrinde, und ein Herz wie Blumenduft hat, und anbey ein Gemüht wie Newton und Cartesius" (Aus Herders Nachlaß 1, S. 370; Hs. Berlin); Oktober 1772 auf Herders Frage: „Schönborn ist ein Etudiant en Philosophie, aber kein Magister. Er schiesst seine Blicke wie Pfeile in die Essentias Rerum, daß die accidentia wie Schlam über die Pfeile zusammen laufen. Er liebt auch den Homer, und versteht viel Mathematick und Algebra. wir kennen uns schon seit lange, und es ist meine Schuld, daß ich Ihnen nicht eher von ihm geschriebn habe. Jetzt lebt er in Hamburg." (Ebd. 1, S. 372 f.; Hs. Berlin.) Anschauliche Schilderung von Schönborns späteren Jahren bei C. Th. Perthes, Friedrich Perthes' Leben. 6. Aufl. Gotha 1872, 1, S. 110 ff.

14) Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur. Der Fortsetzung erstes Stück. Hamburg und Bremen 1770, S. 137; ebd. S. 142 ff. die Übersetzung der neunten Pythischen Ode des Pindar mit klugen Vorbemerkungen Schönborns über die Ähnlichkeit der griechischen und deutschen Sprache (Neudruck S. 145 ff.); im Wandb. Bothen 1773, Nr. 72 die Verdeutschung der halben ersten Pythischen Ode.

15) Besonders hervorzuheben: ‚Lied einer Bergnymphe, die den jungen Herkules sahe': Wandb. Bothe 1772, Nr. 12 und Gött. Mus.-Alm. 1773, S. 67 (für Goethisch gehalten; wiederholt: D. N. L. 50, II, S. 349 f.); ‚Feldgesang vor einer Freiheitsschlacht': Gött. M.-A. 1775, S. 52 ff. (wiederholt: D. N. L. 135, I, S. 324 ff.); ‚An Claudius. Algier den 10. August 1776': Deutsches Museum 1777, II, S. 193 ff. — Eine Sammlung seiner Gedichte und Prosaaufsätze befindet sich in Vorbereitung.

16) Diese genauen Angaben entnehme ich Herbst [3] S. 71, ohne zu wissen, woher er sie hat, da er Quellen dafür nicht angibt; vermutlich stand ihm handschriftliches Material zu Gebote, das nun leider verschwunden ist.

17) M. Koch, H. P. Sturz, S. 38 ff.; F. Muncker, Friedrich Gottlieb Klopstock. Stuttgart 1888, S. 361 ff.; R. Kayser, Deutsches Leben in Dänemark: Preußische Jahrbücher 132, S. 230 ff.; R. Löwenfeld, Eine deutsche Tafelrunde in Kopenhagen 1763: Nord und Süd 83 (1897), S. 163 ff.; Just Bing, Klopstock og den Klopstockske kreds i Danmark: For Kirke og Kultur 4, S. 587 ff. L. Krähe, C. F. Cramer. (Palaestra 44.) Berlin 1907, S. 25 ff.

18) O. Fischer, Zum musikalischen Standpunkt des nordischen Dichterkreises: Sammelbände der Internationalen Musikgesellschaft 5, S. 245 ff. — Ob damals bereits das „Liebhaber-Concert" bestand, von dem Friederike Brun (S. 33 f.; s. u.) rühmend berichtet (ergreifende Aufführung von Pergolesis ‚Stabat mater' mit Klopstocks Text), konnte ich nicht feststellen. — Zum Kopenhagener Leben jener Jahrzehnte überhaupt vgl. Friderike Bruns anziehende, wenn auch prätentiöse Selbstbespiegelung ‚Wahrheit aus Morgenträumen' (Aarau 1824).

19) Friderike Brun S. 64 f.

20) Auch später setzte er, wie sich aus den Briefen an Gerstenberg ergibt, in Hamburg diesen Sport eifrig fort; im Januar 1769 klagt er über den „traurigen Wasserwinter": „wütend und rasend geht jeder vor sich, flieht den Anblick der Wasserstellen und zerschlägt tief im Lande mit den Ruinen seiner

Schrittschuhe die Baumknospen und hervorkommenden Frühlingsblumen". (Redlich, Ungedruckte Jugendbriefe S. 17.) Ebenso klagt er im Frühjahr folgenden Jahres über den beständigen Regen (Redlich S. 20) und freut sich im Oktober „aufs Eis wie Jonas auf den Kürbisschatten" (Redlich S. 22).

21) Krähe (Cramer S. 27) läßt Schönborn erst 1768 in Kopenhagen erscheinen; dieses widerspricht aber dem ausdrücklichen doppelten Vermerk 1764 in Schönborns Selbstbiographie: Zeitschrift der Gesellschaft für die Geschichte Schleswig-Holsteins und Lauenburgs 1, S. 157; vgl. auch S. 131.

22) W. Pfau, Das Altnordische bei Gerstenberg: Vierteljahrschr. f. Lit.-Gesch. 2, S. 161 ff.; W. Scheel, Klopstocks Kenntnis des germanischen Altertums: ebd. 6, S. 186 ff.; R. Batka, Altnordische Stoffe und Studien in Deutschland: Euphorion. Erg.-Heft 2, S. 1 ff.; 6, S. 67 ff. Außerdem natürlich die einschlägigen Stellen in Munckers Klopstock-Biographie.

23) O. Natorp, Zur Beurteilung Klopstocks nach religiösen Gesichtspunkten. Progr. Mühlhausen 1866; F. Avenarius, Klopstock und Claudius: Kunstwart 16, 2, S. 1 ff., 26 ff.

24) So verstehe ich wenigstens die Worte im Brief an Gerstenberg von Januar 1769: „Lebt die Hesekern noch — das feinste unter den Mädchen, von Amors Finger aus dem schönsten Rosenknöspchen Edens gebildet — und noch unentweihet vom brünstigen Ehemann? O mein lieber Rittmeister, Major, Oberst, General — ich wollte dann — dann den traurigen Wasserwinter vergessen. Sorgt doch, ihr Leute, daß kein Mehlthau der zarten Blume schade und ihre Blätter in Unschuld abfallen in many a silent melancholy shower." (Redlich, Ungedruckte Jugendbriefe S. 17.)

25) Bemerkungen von Fritz Claudius.

26) Vgl. S. 103.

27) F. Wehl, Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrh. Leipzig 1856; A. Brandl, Barthold Heinrich Brockes, Innsbruck 1878; Bilder aus vergangener Zeit nach Mitteilungen aus großenteils ungedruckten Familienpapieren, I, 1760 bis 1787. Hamburg 1884; Hamburg im vorigen Jahrhundert: Mitteilungen aus der Stadtbibliothek zu Hamburg, hsg. v. F. Eyssenhardt, III, IV, V, 1886 —1888; J. J. Höck, Bilder aus der Geschichte der Hamburgischen Kirche seit der Reformation. Hamburg 1900; Erich Schmidt, Lessing. ² 1, S. 666 ff.; O. Rüdiger, Caroline Rudolphi. Hamburg 1903; Lichtwark, Eine Sommerfahrt auf der Jacht Hamburg. Berlin 1905; A. Köster, Die Aufklärung und ihr Widerspiel in Hamburg: Hamburger Correspondent 1909, Beilage Nr. 14/15; G. Schmidtmann, Daniel Schiebeler, Diss. Göttingen 1909, S. 38 ff.; Georg Hunold, Die Leuchte Hamburgs. Leipzig 1911 (gutschildernder Roman); H. Stierling, Leben und Bildnis Friedrichs von Hagedorn. Hamburg 1911; Fr. Bertheau, Chronologie zur Geschichte der geistigen Bildung und des Unterrichtswesens in Hamburg. Hamburg 1912; Otto Lauffer, Hamburg. (Stätten der Kultur 23.) Leipzig 1913.

28) Riesbeck in seinen anonymen ‚Briefen eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder in Paris'. 1783, 2, S. 276 f.

29) An Reinhold 29. Sept. 1795: Aus Jens Baggesens Briefwechsel 1, S. 344.

29 a) W. Stammler, Anti-Xenien. Bonn 1911. S. 9—13.

30) Bilder aus vergangener Zeit. S. 144 f. — Vgl. Voß an Miller 4. April 1774: Hs. München; Miller, Briefwechsel dreier akademischer Freunde. Zwote Sammlung. Ulm 1777, S. 135 f.

31) An Boie 2. März 1774: Mitteilungen aus dem Literaturarchiv 3, S. 327.

32) Redlich, Ungedruckte Jugendbriefe, S. 9 ff.

33) Claudius' Wohnungen in Hamburg (nach seinen Briefen): 1. „an der Mühlenbrücke bey H. Schmidt grade gegen den Adler über". 2. „ein Hauß in der Neustadt", dessen Ort „so schwer zu beschreiben ist" (von Ende Juli 1768 ab). 3. „hinter Petri Kirche in der Probstey bey H. Fahlius".

34) An Gerstenberg 5. Juli 1768: „ich muß Sie noch bitten, daß Sie mir bald was zu übersetzen verschaffen, denn ich hab itzo nichts zu thun, und muß täg-

lich Brodt haben" (Redlich, Ungedruckte Jugendbriefe S. 10); 18. Juli 1768: „ich sollte bald schreiben was ich durch was zu übersetzen von Proft verstehe. ich verstehe dadurch, ob Sie nicht die Gutheit haben wollten, wenn Proft [Gerstenbergs Verleger in Kopenhagen] etwas zu übersetzen hat, mir solches zu verschaffen, oder, wenn er nichts weiß, ihm etwas vorzuschlagen und mir schleünigst (denn sonst komm ich ganz positiv Schuldenhalber nach Newgate) davon Nachricht zu geben, oder noch besser den Übersetzerslohn praenumerando mitzusenden" (ebd. S. 11).

35) Für einen Apotheker Hermann: an Gerstenberg 18. Juli 1768 (Redlich S. 11); für dessen jüngeren Bruder, einen dänischen Werbe-Unteroffizier: an Gerstenberg 10. März, 19. April, 30. Juni 1769 (ebd. S. 18ff.).

36) An Gerstenberg 4. November 1768: „Ich wünsche mich eben nicht nach Copenhagen, aber Sie hierher, wenn ich in Hamburg bleiben sollte. Hier hab ich keinen Menschen, zu dem ich gehe, zu Lessingen komme ich alle 4 Wochen einmal, und was dergleichen mehr ist" (Redlich S. 16).

37) Die betreffenden Stellen bei Redlich S. 11, 13, 15, 17, 19.

38) ‚Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von Japan': Asmus III, S. 95 ff.

39) Asmus V, S. 203.

40) Claudius an Schönborn 27. Juli 1770: „Herder ist wieder hier gewesen, er ist ein Mann für mich, bei aller seiner blühenden Lebhaftigkeit auch zu Grübeleien aufgelegt." (Herbst[3], S. 108, 581.) Vgl. auch Haym, Herder 1, S. 361; Redlich, Ungedruckte Jugendbriefe S. 20 f.

41) An Merck im Oktober 1770: Herders Lebensbild 3, S. 202.

42) An Karoline Ende September 1771: Aus Herders Nachlaß 3, S. 114.

43) An Hamann 1. August 1772: Roth 5, S. 9.

44) Herders Lebensbild 3, S. 20.

45) Herders Lebensbild 3, S. 226.

46) Herder an Hamann 1. August 1772: „er ist der einzige, mit dem ich von Ihnen geredet." (Roth 5, S. 10.)

47) Rudolf Unger, Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhange seines Denkens. München 1905; derselbe, Hamann und die Aufklärung. Jena 1911.

48) Er befindet sich auch nicht im Besitze des Herrn Pastors Schröder zu Altona-Othmarschen, der eine ganze Anzahl Handschriften aus Claudius' Nachlaß besitzt.

49) Ende Oktober bis Anfang November 1768, wie aus dem Brief an Gerstenberg vom 4. November hervorgeht: Redlich S. 15.

50) Am 25. März 1770: Brief an Herder von demselben Tage (Herders Lebensbild 3, S. 21).

51) An Gerstenberg im September 1770: „Von Altona weiß ich nichts, als was mir aus Copenhagen geschrieben worden, ich habe das Project gepflanzt, Apollo wird ja begießen" (Redlich S. 21 f.); Herder an Merck Oktober 1770: Herders Lebensbild 3, S. 202.

52) Anfang März 1770: Redlich S. 21.

53) Es ist durchaus falsch, dies Gedicht, wie es häufig geschieht, auf seine spätere Frau Rebekka zu beziehen; denn es erschien bereits in Nr. 28 vom 5. April 1770 der A. C. N., und damals konnte Claudius unmöglich schon Rebekka kennen.

54) Nr. 56, 16. Juli; Asmus I/II, S. 214.

55) v. Schwarzkopf, Politische Zeitungen und Intelligenzblätter in der freien Reichsstadt Hamburg: Smidts Hanseatisches Magazin 6 (Bremen 1804), S. 318 ff.; Herbst[3], S. 83, 113; Redlich, Die poetischen Beiträge zum Wandsbecker Bothen. Progr. Hamburg 1871, Einleitung; F. Heitmüller,

Adam Gottfried Uhlich. (Theatergeschichtliche Forschungen VIII.) Hamburg 1894; J. H. Eckardt, Zur Geschichte des Zeitungswesens in Hamburg: Börsenbl. f. d. dtsch. Buchhandel 1900, Nr. 227—231; L. Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens, 2. Aufl. Oldenburg 1906, 1, S. 141 ff.; Unger, Hamann und die Aufklärung 2, S. 943.

56) Nur einige Beispiele für die tiefe Verachtung Ziegras: Wielands ausgewählte Briefe 2, S. 345 f., 351 f., 356—358; 3, S. 23 f., 35—37; Boie an J. B. Köhler 9. März 1769: Zeitschrift des Vereins für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte 28, S. 322; Hamanns Werke, hsg. von Roth 4, S. 293. — Vgl. auch Unger, Hamann und die Aufklärung 2, S. 935—943.

57) Schlichtegrolls Nekrolog für das 19. Jahrh. 1, S. 179 f.

58) Hamburgischer Correspondent 1766, Nr. 145; Lappenberg, Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg S. LLXXXII.

59) Er hatte während der Krankheit des Herrn von Lith den Posten eines sächsischen Residenten beim Niedersächsischen Kreise verwaltet, war aber nicht Liths Nachfolger geworden, sondern wurde mit einer Gratifikation und ansehnlichen Pension entlassen.

60) Hämischer Weise wurde sie im Klotzschen Kreise „die gelbe Zeitung" genannt; vgl. Hallesche gelehrte Zeitungen 4 (1769), Stück 17, S. 134; Klotz' Deutsche Bibliothek 3, Stück 10, S. 311. — Vgl. noch Vierteljahrschr. f. Lit.-Gesch. 3, S. 398 ff.; Euphorion 10, S. 56 f.

61) Vgl. jetzt: E. Umbach, Die deutschen moralischen Wochenschriften und der Spectator von Steele und Addison, ihre Beziehungen zueinander und zur deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Diss. Straßburg 1911; W. Hartung, Die deutschen moralischen Wochenschriften als Vorbild G. W. Rabeners. (Hermaea. IX.) Halle 1911. — Für die Hamburger Verhältnisse: K. Jacoby, Die ersten moralischen Wochenschriften Hamburgs am Anfange des 18. Jahrh. Progr. Hamburg 1888.

62) Das erste u. d. T. ‚Anfrage': Asmus I/II, S. 152.

63) Zu dem ‚Lappländischen Liebeslied' vgl. meinen Aufsatz in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht 28, S. 79 f.

64) Asmus I/II, S. 170 ff.

65) Asmus I/II, S. 173 f

66) St. 10, 1. Februar, S. 73 f.

67) St. 28, 5. April, S. 220 f. — Vielleicht beeinflußt durch Gleims eben erschienene ‚Oden nach dem Horaz' (Berlin 1769), von denen Nr. 3 das Schiff besingt, auf dem Klopstock nach Kopenhagen fuhr.

68) Asmus I/II, S. 54 ff.

69) St. 38, 14. Mai, S. 302; dann im Alm. d. d. Mus. 1771, S. 29 f.; verändert im Voss. M.-A. 1776, S. 44 ff.

70) Asmus I/II, S. 214 f.

71) Der Bericht bei Herbst[3], S. 113 stützt sich auf die Familienüberlieferung des Sohnes Friedrich, ist aber chronologisch vollkommen falsch; daher können auch die tatsächlichen Begleitumstände (Winter, Schneefall, Reise) nicht richtig sein. Vielleicht bezieht sich die Geschichte auf eine vorübergehende Trübung im Verkehr zwischen Leisching und Claudius. Claudius verließ erst seine Stellung bei den A. C. N., als er den sicheren Posten bei Bode in Aussicht hatte.

Kapitel IV.

1) Hamburg, Stadtbibliothek; dort und im Staatsarchiv auch von den folgenden Zeitungen und Zeitschriften meist wenigstens eine Anzahl Nummern vorhanden. — Für die Darstellung des Wandsbeker Zeitungswesens bin ich den Richtlinien,

welche Redlich in der Einleitung zu seinem Programm ‚Die poetischen Beiträge zum Wandsbecker Bothen' (Hamburg 1871) aufgestellt hatte, im allgemeinen gefolgt.

2) Vgl. Hahn an Bahrdt, Ende 1770: „Wandsbeck — der kleine Ort, hat das Privilegium, bishero ist nun [wohl „nur" zu lesen] eine [Zeitung] für den niedrigsten Pöbel geschrieben worden." (Briefe an Bahrdt I, S. 118 f.)

3) Vgl. in des Hamburger Daniel Nortnagels ‚Vorschlag Aberglauben und Vorurtheile auszurotten' (Deutsches Museum 1778, Februarheft) S. 151.

4) Zeitschrift des Ver. f. Hambg. Gesch. 2, S. 491 ff.; Heitmüller, A. G. Uhlich. (Theatergeschichtliche Forschungen VIII). Hamburg 1894.

5) Daher bemerkte Claudius ausdrücklich in dem Eröffnungsgedicht an der Spitze der ersten Nummer des neugegründeten ‚Wandsbecker Bothen':

„Ich bin ein Bote und nichts mehr,
Was man mir gibt das bring' ich her,
Gelehrte und polit'sche Mähr; . . .
Aus Asia und Africa,
Europia und America,
Und andern Ländern hin und da,
Doch nicht aus Cappadocia."

6) Vgl. Hahns Briefe an Bahrdt: Degenhardt, Briefe an Bahrdt I, S. 79, 118 f.

7) Fälschlicherweise nimmt Herbst an, daß die Druckerei in Wandsbek gewesen sei (3. Aufl. S. 121).

8) An Herder Ende Oktober 1770: Herders Lebensbild 3, S. 225; an Gerstenberg 25. Oktober 1770: Redlich, Ungedruckte Jugendbriefe des Wandsbecker Bothen S. 23.

9) Die Jahrgänge des ‚Bothen' sind ungemein selten geworden; keiner nahm sich damals die Mühe, die bescheidenen Blätter aufzubewahren. Vollständige Exemplare gibt es überhaupt nur zwei, auf der kgl. Bibliothek zu Berlin und auf der Stadtbibliothek zu Lübeck; ein lückenhaftes besitzt die Hamburger Stadtbibliothek.

10) Die Vignette ist von Geyser in Kopenhagen gestochen, den Claudius durch Schönborns Vermittlung damit beauftragt hatte: „ich wäre nun wohl für eine Hieroglyphe, z. Ex. für einen Frosch mit der Unterschrift: der Frosch coax schreit Tag und Nacht" (Brief an Schönborn vom 6. November 1770: Herbst³ S. 114). Ähnlich ist die Vignette auf dem Titel seines Asmus.

11) Allgemeines deutsches Wochenblatt zur Ehre der Lektür. Hamburg und Schwerin 1774. 1, S. 142.

12) Brief an Voß vom Februar 1776 (Hs. München).

13) Z. B. schreibt noch am 21. Dezember 1774 Zimmermann an Herder: „Auf Herrn Bode, des Wandsbecker Boten, Schriften, habe ich längst subscribirt und freue mich sehr darauf." (Aus Herders Nachlaß 2, S. 345.)

14) Sämtliche Werke¹⁴ 2, S. 361 f.

15) WB. 1771, Nr. 208.

16) Aus Herders Nachlaß 1, S. 368 f. (Hs. Berlin.)

17) „Von Michaelis bis Neujahr 1774 will ich noch efforts thun, ob der Bote sich in Gang bringen ließe und dann gute Nacht." (Aus Herders Nachlaß 1, S. 378.)

18) Aus Herders Nachlaß 1, S. 382.

19) 24. Oktober 1774: „Da es mit dem Bothen nicht weit mehr vom Amen zu seyn scheint, so werde ich wohl zu Ostern, pour corriger la fortune, meine oevres[!] sämtlich ediren." (Hs. München.)

20) Claudius an Voß 26. Juni 1775: „Noch den Tag Ihrer Abreise [22. Juni] ließ Madam Bode mir per Estafetta die Nachricht werden, daß ich den Tag vorher die letzte Zeitung gemacht hätte." (Hs. München.)

21) Bürger an Boie, 10. Juli 1775: „Aber warum giebt Cl. den Boten auf? Es will verlauten, als ob die verschiedene Observanz drann Schuld sey. Das sollt' ich aber nicht denken." (Strodtmann 1, S. 235.)

22) Boie an Bürger 2. Juli 1775. (Strodtmann 1, S. 231.)

23) Schubart nennt ihn in seiner ‚Deutschen Chronik 1775‘, St. 74, S. 588 „einen Menschen von sehr gemeinem Schlage“. Er versuchte, Claudius' Stil nachzuahmen, aber sehr ungeschickt, unflätig und mit derben, rohen Späßen (am unglaublichsten in der ‚Antwort des Wandsbecker Boten auf das Sendschreiben des Autors‘, unterzeichnet: ‚Der Wandsbecker Bothe. p. t.‘ [!]: 1775, Nr. 111, 14. Juli).

24) Vgl. seine Briefe an Voß vom 13. September: „Es ist mir eingefallen, daß man im Musenallmanach wohl am Besten sagen könnte daß ich den Bothen nicht mehr schreibe. es fällt mir darum so heiß ein, weil in dem heutigen Stück Bothen der Mercurius von Wieland so pflegelhaftig und eßelhaftig gerühmt ist. ich meine also Sie setzten im Register: »Claudius, sonst auch Asmus aber seit Johannis nicht mehr Bothe in Wandsbeck«“ (Hs. München), an Zimmermann, 18. Juli (Hamburger Nachrichten 1913, Sonnt.-Beil. Nr. 52), an Lavater, 18. Juli (ebda.), an Miller, 22. August (ebda.) und an Herder vom 1. September (Aus Herders Nachlaß 1, S. 396); ferner Boie an Bürger, 2. Juli (Strodtmann 1, S. 231), Voß an Ernestine, 8. Juli (Voß' Briefe 1, S. 275), Miller an Kayser, 24. September (Grenzboten 1870. II, S. 431 f.).

25) Z. B. Miller an Kayser, 18. Oktober 1775: „Claudius schreibt den Boten nicht mehr. Ich weiß aber nicht, wer für ihn eingetreten ist. Ein großer Kopf scheints nicht zu seyn.“ (Grenzboten 1870. II, S. 454.) Humoristische Todesanzeige Schubarts in seiner ‚Deutschen Chronik‘ 1775, St. 92, S. 736: „Todesfall. Durch Schwagern Postillion erfuhr ich so eben, daß kürzlich der Wandsbeker Bothe an einer Auszehrung sanft und seelig im Herrn entschlafen sey. 'S war 'n ehrlicher Kerl, lief durch Wind und Wetter, durch Staubwolken und Schneegestöber, sang sein herziges deutsches Liedlein, und gab mit den Stiftstecken den Takt dazu. Hatt' auch wohl sein Späßlein mit'm Narren, der ihm in Weg lief, trank sein Gläschen Lachs, rauchte sein Pfeifchen, und hatte meistens gute, deutsche Laune. Er starb, und sank freudig seinem Freund Hain in die Arme. Gott verleih ihm sanfte Ruhe, und 'ne fröhliche Urständ! — “ Dadurch wurde das leicht erklärliche Mißverständnis veranlaßt, Claudius selbst sei gestorben (Voß an Miller, 20. Dezember 1775: Hs. München), und Schubart beeilte sich, dieses schleunigst aufzuklären (s. Kap. VI, Anm. 7).

26) Aus Bodes Briefen an Nicolai (Berlin, Kgl. Bibliothek) hebe ich hier heraus: 14. Januar 1771: „Ich habe die Ehre, mein hochgeehrter Herr Vetter, Ihnen ein paar Exempl. von den ersten Blättern meiner neuen Zeitung zuzuschicken, die ich Sie ergebenst bitte, Ihren Freunden bekannt zu machen, und wenn es Ihr kritisches Gewissen erlaubt, zu empfehlen. Ich hoffe, daß Sie das Letztere um desto eher können werden, da Sie aus dem Versuche der Gelehrten Artikel finden werden, daß eine Art von Confederation unter uns gar leicht und natürlich seyn wird. Herrn Moses Mendelson bitte ich ein Exemplar zuzustellen. Wenn Sie etwas anzuzeigen haben, so bitte ich solches mit oder ohne Recension, wie Sie es am thunlichsten finden einzusenden, und Sie können sich auf mich verlassen“; 17. Januar 1772: „ferner bitte ich also, den Wandsbecker Bothen in Ihrer nächsten Bibliothek auch nur zu nennen. Es ist mir hieran, wie Sie denken können, viel gelegen. Daß Sie ihn loben sollten, verlang ich ja nicht einmal. Melden Sie mir doch bis das wievielste Stück Sie haben, so will ich Ihnen die Fortsetzung gelegentlich schicken“; noch am 8. Februar 1774 bittet Bode um einen „hübschen Artikel für meine Zeitung“.

27) Briefe an Bahrdt 1, S. 134 f., 162, 361. — Von und an Herder 3, S. 282 f., 284 f. Aus Herders Nachlaß 1, S. 366.

28) An Merck: Wagner II, S. 35. In den Briefen an Karoline: passim. An Hamann: Roth 5, S. 9 f, 82 f., 118, 146; Weber, Neue Hamanniana S. 63, 65 ff., 135.

29) Knebels Literar. Nachlaß 2, S. 90, 94, 107, 116, 126; Weinhold, H. C. Boie, Halle 1869, S. 150; Wagner I, S. 64 (= Wolff, Merck 2, S. 51). — Im Register des Göttinger Musen-Almanachs für 1772 setzte Boie zu den drei dort veröffentlichten Gedichten von Claudius ‚An die Nachtigall‘, ‚Als Daphne krank war‘ und

‚Vaterlandslied‘ die Bemerkung hinzu: „Aus dem Wandsbecker Bothen, einer Zeitung, woraus wir noch viele schöne Stücke hätten entlehnen können, und der wir auch um deßwillen hier gedenken, weil wir Dank zu verdienen glauben, wenn wir diejenigen von unsern Lesern, die sie noch nicht kennen, aufmerksam darauf machen.“

30) Briefe an Bahrdt 1, S. 79, 118 f., 157, 188.

31) Muncker 20, S. 86.

32) Funck, Beiträge zur Wieland=Biographie. Freiburg und Tübingen 1882, S. 26.

33) Voß, Briefe 1, S. 127, 145, 150 f., 158, 245 f.; Hellinghaus, Briefe von F. L. v. Stolberg S. 8, 17; Mitteilungen aus dem Literatur=Archiv 3, S. 336 (Auguste v. Stolberg an Boie 14. Nov. 1774).

34) Aus Herders Nachlaß 2, S. 345, 347 f.

35) Leitzmann=Schüddekopf 1, S. 190 (dazu Leitzmann, Aus Lichtenbergs Nachlaß S. 70 f., 214); doch empfiehlt er später einem Engländer als beste deutsche Zeitungen „die neue Hamburger oder den Wandsbecker Bothen“ (Leitzmann=Schüddekopf 1, S. 200).

36) Von und an Herder 1, S. 356; Wagner III, S. 102. — Vgl. auch Weißes Äußerung an Bertuch vom 30. Januar 1775: Zeitschr. f. vergl. Lit.=Gesch., N. F. 10, S. 248.

37) Gegen die polemische Bemerkung in der Rezension von Stockhausens ‚Entwurf einer auserlesenen Bibliothek für die Liebhaber der philosophischen und schönen Wissenschaften‘ (4. Aufl. Berlin 1771) im Jahrg. 1771, Nr. 8 (nach K. Scherer, Euphorion 8, S. 276 von Claudius; mir zweifelhaft) wendet sich Kästner mit dem Epigramm:

Auf einen Kunstrichter, der in meinen Sinngedichten ängstlich gesuchten Witz sieht.

Nach Witze seh ich mich gewiß nicht ängstlich um!
Spricht Matz, und ohne Müh’ schreibt er natürlich dumm.
(Tapeten. 11. Stück. 5. Juni 1771; Vermischte Schriften, 1772, 2, S. 247.)

Ferner hatte Kästner in seiner Rezension des ‚Götz von Berlichingen‘ in den Göttinger Gel. Anz 1773, St. 146 Goethe angegriffen, weil er wider die historische Überlieferung ihm die rechte Hand zur eisernen gemacht habe an Stelle der linken. Dagegen verteidigte Claudius in einem Aufsatz ‚Ueber die Frage: Welche Hand Götzens von Berlichingen eisern gewesen‘ (1774, Nr. 8) den Dichter. Eine häßliche Replik gegen die Person des ‚Bothen‘ richtete darauf Kästner im 13. Stück der ‚Gemeinnützigen Abhandlungen‘ von 1774 (wiederholt: Euphorion 8, S. 281 ff.). Übrigens nahm F. Winter diesen Aufsatz von Claudius für Goethe in Anspruch (Vierteljahrschr. f. Lit.=Gesch. 4, S. 517 ff.); seine wenig überzeugenden Gründe widerlegte schlagend K. Scherer (Euphorion 8, S. 274 ff.) und fand dafür auch die Zustimmung Witkowskis (Goethes Werke. Weimarer Ausgabe 38, S. 398 ff.). Über den Streit zwischen Kästner und Claudius vgl. noch A. Mundt, Der Gesellschafter 1820, Bl. 29 vom 19. Februar; Weizsäcker, Goethe=Jahrb. 23, S. 200 ff. 24, S. 283 f.; K. Becker, Kästners Epigramme (Bausteine IV), Halle 1911, S. 173 f. — Ferner findet sich im Briefe Kästners an Nicolai vom 3. Februar 1775 folgendes gegen den ‚Bothen‘ gerichtete Epigramm:

Recensentenstyl 1775.

Schau’st lieber Leser Staxen recensiren,
Die Sprach’ verhunzen, seltsam grimasiren?
Denk’ nur: Der wird begeistert seyn!
Und, weiss’t wodurch? Durch Branntewein.
(Kästners Briefe. Berlin 1912, S. 203.)

— Nach K. Scherer (Euphorion 8, S. 277) befindet sich im Großherzogl. Sächs. Hausarchiv zu Weimar ein Brief Kästners an den Herzog Friedrich August von Braunschweig=Öls, in dem er über Claudius abfällig urteilt und ein Epigramm gegen ihn (vgl. Wandsb. B. 1771, Nr. 133) mitteilt.

38) Eine Deutung der Chiffern, wie sie versucht worden ist, z. B. von K. Scherer (Euphorion 8, S. 276, Anm. 1: AE = A[smus Both]E!), halte ich für vollkommen aussichtslos.

39) 1771 Nr. 3: ‚Hänschen Schlau'; Nr. 4: ‚Der spielsüchtige Deutsche'; Nr. 8: ‚An ein Paar arme Waysen'; Nr. 18: ‚Hinz und Kunz'; Nr. 20: ‚Auf eine lange Nase'; Nr. 26: ‚Auf den Mison'; Nr. 46: ‚Auf ein Schlachtstück von Hugtenburg'; Nr. 47: ‚An den Doctor Sp.'; Nr. 54: ‚Auf den Sanctulus'; Nr. 55: ‚Auf eine Liebhaberin des Trauerspiels'.

40) Vgl. z. B. Hahns Brief an Bahrdt vom 24. April 1772 (Briefe an Bahrdt I, S. 188); dazu M. Morris, Euphorion 15, S. 362, und W. Stammler, ebd. 18, S. 761.

41) M. Morris, Herderiana im ‚Wandsbecker Bothen': Euphorion 16, S. 360 ff.; W. Stammler, Herders Beiträge zum ‚Wandsbecker Bothen': Euphorion 21, Heft 1.

42) Für die ‚Neue Zeitung' hatte er viele Rezensionen geschrieben (Ausgabe O. Fischers in den D. L. D. 128, Berlin 1904. Nachträge dazu: O. Fischer, Euphorion 18, S. 162 ff.). In den erhaltenen Briefen von Claudius an den Freund findet sich allerdings keine Andeutung auf Mitarbeit, sondern nur dringende Aufforderungen dazu (8. April 1774: Hs. im Besitz von Herrn Gotthold Lessing zu Berlin); vielleicht stammt aber von ihm die Anzeige des Göttinger Musen-Almanachs auf 1772 in Nr. 206 f. des Jahrganges 1771.

43) Vgl. Redlich, Zeitschr. f. dtsch. Phil. 6, S. 360; Strodtmann 1, S. 170 ff.; L. Krähe, C. F. Cramer. S. 72 ff.

44) Z. B. die Kritik der italienischen Tragödie ‚Le Conte Ugolino' von Giovanni Leone Semprone im Jahrgang 1771, Nr. 21 f., unterzeichnet: „Braunschweig, den 14ten Jan. 1771. C." Vielleicht auch von ihm die lobende, bündige Anzeige des ‚Bremisch-Niedersächsischen Wörterbuchs' in Nr. 35 desselben Jahrganges. — Poetische Beiträge: 1771, Nr. 42: ‚Elegie an Dorinde', unterz.: a. Br. [= aus Braunschweig], mit Namen wiederholt im Gött. M.-Alm. 1772, S. 62; 1771, Nr. 85: ‚Romanze' unterz.: P, mit Namen im Leipz. M.-Alm. 1776, S. 52; 1772, Nr. 43: ‚Bey dem Grabe der Madame K—' unterz.: W., wiederholt im Alm. d. dtsch. Mus. 1773, S. 64 u. d. T.: ‚Elisens Tod'.

45) Muncker, Klopstock S. 435 schreibt ihm die Besprechung von F. G. Klopstocks ‚Kleinen poetischen und prosaischen Werken' (Frankfurt und Leipzig 1771) in Nr. 59 des Jahrganges 1771 zu, während Redlich (Sämtliche Werke[14], S. 505) sie für Claudius in Anspruch nimmt; ich bin geneigt, Muncker Recht zu geben. Vielleicht auch von Bode angezeigt ‚Unterhaltungen', Bd. 10, St. 2, 3, 4 in Nr. 135 des Jahrganges 1771 und die Übersetzung des Nebenbuhlers Wittenberg von Goldsmiths ‚Sie läßt sich herab, um zu siegen' in Nr. 186 des Jahrganges 1773.

46) Tychsens ‚Tentamen de codicibus Hebraicis' in Nr. 38 und 49 des Jahrganges 1773, unterzeichnet: „Hamburg den 3ten März 1773. Bruns."

47) 1774, Nr. 106, 107: ‚Sehr merkwürdige Begebenheiten eines Teutschen nicht nur auf seinen Reisen. Frankfurt und Leipzig 1774'.

48) 1771, Nr. 120: Die Ode ‚Dem Unendlichen', dann in den ‚Oden' 1771, S. 63; ferner die Epigramme aus der ‚Gelehrtenrepublik' in Nr. 74 und 75 von 1774: ‚Der unglückliche Waghals'; ‚An den, ders versteht'; ‚Ganz gute Bemerkung'; ‚Fortgang in den Wissenschaften'; ‚Vom rechten Gebrauch der Feile'; ‚Der Zufriedene'; ‚Verlorene Mühe'.

49) Z. B. 1771, Nr. 195: ‚Adler und Wurm'; 1773, Nr. 16: ‚Johannes'; 1774, Nr. 21, 22, 24, 206. 1775, Nr. 8, 11, 20, 31: ‚Bilder'; ferner Übersetzungen aus dem ‚Vicar of Wakefield' (1771, Nr. 168, 173) und aus der Antike, besonders aus dem Horaz (1774, Nr. 191, 193, 201, 202, 206; 1775, Nr. 44—46, 49, 60).

50) Boie: 1774, Nr. 14: ‚Die Quelle der Vergessenheit'. — Bürger: 1772, Nr. 170: ‚Aus dem Göttinger M.-Almanach für 73' („Die List Penelopens, des keuschen Weibes lebe"); 1773, Nr. 107: ‚Das Lob Helenens'. — C. F. Cramer: 1772, Nr. 40, 41: ‚Bey Bernstorffs Tode an seinen Vater'; Nr. 179: ‚An Selma' (klopstockisierende Ode); 1773, Nr. 158: ‚Beym Abschiede von C. und F. L. Gr. zu St.' — Hölty: 1774, Nr. 95: ‚Bardenode' (Parodie, gemeinsam mit Voß);

Nr. 139: ‚Petrarchische Bettlerode‘ (Parodie auf J. G. Jacobi). — G. D. Miller: 1773, Nr. 101: ‚Auf einen gewissen Candidaten eines Hochehrw. Ministerii‘. — J. M. Miller: 1773, Nr. 29: ‚Sittenverderb‘; 1774, Nr. 167: ‚An meinen Bruder‘ (aus dem Gött. M.-Alm. 1775, S. 104); 1775, Nr. 65: ‚Lied eines Bleydeckers, der vom Thurm fällt‘ (Parodie, gemeinsam mit Voß); Nr. 71: ‚Das Mündnerthal‘. — Schönborn: 1772, Nr. 12: ‚Lied einer Bergnymphe, die den jungen Herkules sahe‘ (freie Ode); 1773, Nr. 72: ‚Die Hälfte der ersten pythischen Ode auf den Wagensieg des Hierons, Königs von Sicilien‘; Nr. 90: ‚Der Traum, ein Chor mit Flöten‘. — J. H. Voß: 1772, Nr. 200: ‚An einen jungen Britten‘; 1773, Nr. 156: ‚Frühlingslied meines sel. Urälterraters‘ (Parodie); Nr. 204: ‚An M. E. B.‘ [= Elise Boie]; 1774, Nr. 38: ‚Schwergereimte Ode an einen schwerreimenden Dichter‘ (an C. F. Cramer); Nr. 54: ‚An einen Flötenspieler‘ (in prächtigen freien Rhythmen); Nr. 66: ‚Die Schlummernde‘; Nr. 89: ‚Tobacksode‘; 1775, Nr. 75: ‚Devise an einen Poeten‘ („Dir wünsch' ich Wein und Mädchenkuß"); Nr. 84: ‚Bardenelegie‘ (Parodie); Nr. 89: ‚Auf die Ausgießung des heiligen Geistes‘; Nr. 95: ‚Singsang auf Cheik Decher, der eine Schlacht gewonnen haben soll‘ (gemeinsam mit Claudius); sieh auch oben Hölty und Miller.

51) Im Wandsb. Bothen erstgedruckt: 1773, Nr. 171: ‚Katechetische Induktion‘ („Bedenk, o Kind, woher sind diese Gaben"); Nr. 173: ‚Ein Gleichniß‘ („Es hatt' ein Knab eine Taube zart"); 1774, Nr. 37: ‚Ein Gleichniß‘ („Über die Wiese, den Bach herab"); Nr. 39: [‚Der unverschämte Gast‘] „Da hatt' ich einen Kerl zu Gast". Außerdem schreiben ihm noch Düntzer und Morris zu: 1773, Nr. 178: ‚Der Autor‘ („Was wär ich ohne dich"); Nr. 202: ‚Der Welt Lohn‘ („Was du dem Publikum gesagt"); vgl. Der junge Goethe 3, S. 86; 6, S. 281. — An Winters Hypothese, Goethe habe auch mit Rezensionen sich beteiligt (Vierteljahrschr. f. Lit.-Gesch. 4, S. 513 ff.), glaube ich nicht. Dem steht schon entgegen, was Goethe an Schönborn am 1. Juni 1774 schrieb: „Mit Kritik geb' ich mich nicht ab. Kleinigkeiten schick' ich an Claudius und Boie."

52) Z. B. 1771, Nr. 31: ‚Die Mutter bei der Wiege‘ („Schlaf, süßer Knabe, süß und mild"); Nr. 65: ‚Auch ein Lied‘ („Ich bin ein deutscher Jüngling"); Nr. 70: ‚An die Nachtigall‘ („Er liegt und schläft an meinem Herzen"); Nr. 99: ‚Ein Lied‘ („Ich bin vergnügt, im Siegeston"), Nr. 160: ‚Ein Hochzeitscarmen‘ („Mein guter Vater liebte mich"); Nr. 175: ‚An — als Ihm die — starb‘ („Der Säemann säet den Samen"); 1772, Nr. 1: ‚Neujahrslied‘ („Ich saß voll süßen Grams einmal"); 1773, Nr. 1: ‚Mein Neujahrslied‘ („Es war erst frühe Dämmerung"); Nr. 199: ‚Bei dem Grabe meines Vaters‘ („Friede sei um diesen Grabstein her"); 1774, Nr. 84: ‚Der Frühling. Am ersten Maimorgen‘ („Heute will ich fröhlich fröhlich sein").

52a) [gehört zu S. 50, Z. 13] Ich kann mir nicht versagen, hier einige Beispiele dafür anzufügen:

I. 1771, Nr. 18: „Wenn jemand dem Wandsbecker Bothen etwas zu sagen, oder sonst irgend etwas gemein- oder privatnützige durch ihn zu bestellen hat, dem thut er freundlich zu wissen, daß die Leute so an ihn schreiben: „an den Wandsbecker Bothen, abzugeben in Tramburgs Zeitungsbude, Franco Hamburg" Will jemand dabey seinen Namen nennen, und den Ort seines Auffenthalts, so versteht er sich auch darauf, eine Höflichkeit etc. etc." —

II. 1772, Nr. 80: „Impetus Philosophicus.
Alles hat seine Zeit, Schreiben und Recensiren, und unwillig seyn und brummen auch, daß alles das wenig frommt, und den hungrigen Wolf nicht sättigt, der in mir nach Wahrheit und Wissen bellt, und wühtet — wie eine Wölfin der ihre Jungen geraubt sind, denn ich hatte einst eine Faust voll Sonnenstrahlen mit den Wurzeln und Fasern, und sahe wie sie hervorwachsen, bin einst hinterm Mond gestanden und wußte das Geheimniß der Verwesung — und des Genies von oben her, aber geraubt ist mirs bis auf leichte Narben und Ahndungen, als mir der Rock von Fellen angethan ward. Der Weg, leise Ahndungen in lauten Ausruf zu verwandeln — ein leichter ätherischer Jüngling zu werden der in den Thälern und Höhen der Schöpfung überal

frey lustwandelt und die Leiter Jacobs hinauf und herab steigen kann — geht nicht über Barbara Celarent, und ist wenigen recht bekannt — — Und ich sehe an alles was geschrieben und recensirt wird — und, siehe, es war alles eitel, und neben der guten Göttin die eine volle Meß=urne ausgoß sah ich einen gähnenden Knaben. —" (Wiederholt: Mönckeberg S. 86.)

III. 1772, Nr. 98: „Mein lieber Andres,
Wir haben heint Nacht Illumination gehabt, sieht er, da sitzen denn alle Hecken und Bäume voll Lichter, und sind solche helle Bogen, und Säulen und so ein heller S. Michael das [!] nach dem Lindwurm stößt, und die Garten=häuser sind auch voll Lichter, über und über, und dicht am Wasser sind auch Lichter, daß man die Fische kann spielen sehen, und gehn so viele Leute aus Hamburg im Garten herum, und das heißt denn Illumination, sieht er, und ist recht curiös zu sehen. Man pflegt dergleichen nur vor grossen Herrn und Potentaten zu machen, doch kann unser einer 's auch sehen, und er hätte 's auch sehen können wenn er nicht immer am unrechten Ort wäre. Ich hätte 's ihm auch wohl vorher schreiben können, aber ich dachte, es wäre noch Zeit genug, wenn er's nur nachher erführe. Es ist hier ein Prinz gewesen, und der soll ein guter Prinz seyn, und eine grosse Prinzeßin zur Gemahlin haben, und darum hat's der gnädige Herr auch so schön gemacht und die Canonen auch lösen lassen. Ich wollte doch, daß ichs ihm vorher geschrieben hätte, da hätte er die Canonen auch hören können, nun wenn wieder Illumination ist. Das waren 'nmal viele Lichter, auch stand der Mond am Himmel, und schien, für den Prinzen und für uns alle. Leb er wohl

Sein Diener Asmus pro Tempore Bothe in Wandsbeck."

[Der Prinz Karl von Hessen=Cassel, Statthalter von Schleswig, kam mit seiner Gemahlin am 16. Juni nach Altona, am 17. nach Hamburg und am 18. nach Wandsbek zu Baron v. Schimmelmann, wo die Illumination usw. stattfand.]

IV. 1773, Nr. 1: „Der geneigte Leser wird wohl eh'r von dem Hr. Mercure de France gehört haben der in Frankreich sein Wesen hat. Jemand, der Wieland heißt, will so einen „Deutschen Mercur" in diesem Jahr ausgehen laßen, und ersucht, sein Vorhaben befördern zu helfen. Wenn ich diesem Mercur 'nmahl ein Gewerbe ausrichten könnte, ganz gerne, o ja, ganz gerne.

Der Bothe."

V. 1773, Nr. 16. „Wandsbeck, den 27. [Januar.]

Mein lieber Andres,

Wenn er so ein groß Papier angeschlagen sähe, und keine Madam darüber zu käme die's ihm erklährte — gelte, er würde nicht wissen was das zu bedeuten hätte. Ich will's ihm aber einmal für allemal sagen, das bedeutet daß des Königs Geburtstag übermorgen gefeyert werden soll, und daß der Professor Ehlers auf dem Gymnasio eine hübsche deutsche Rede halten wird, und daß jedermann, auch so gar Er, frey hingehen und mit zuhören kann. Sieht Er, das hat es zu bedeuten, und wenn ers nicht glauben will, so kann er die Madam nur selbst fragen. Sie war gestern in Altona, und als ich bey der hohen Schule vorbey ging, (denn das ist mein eigner Gang nun schon seit vielen Jahren gewesen) und bey dem grossen Zettel, der angeschlagen war, still stand, kam sie darüber zu, und erklährte mir den grossen Zettel von Anfang bis zu Ende so lieblich daß ich sie wohl noch viel gefragt hätte, wenn sie nicht schnell fortgetrippelt wäre. Nun Vetter, er ist auch die hohen Schulen viel vorbey gegangen, komme er aber übermorgen nur mit. Ich bleibe gewiß nicht weg, wenn auch Ellenhoch Schnee liegen sollte, es wird auch Musik dabey seyn, aber er muß sein Sonntagskleid anziehen, wie bey Lolli's Concert, und früh muß er kommen sonst kriegt er keinen guten Platz. Es wird sehr voll seyn, meinte die Madam, und es würden auch viele Hamburgischen Herren und Madams hinauskommen, es würde auch des Abends Ball seyn. Aber wenn ich nur die Madam mit in der Rede sehen sollte, kennen will ich sie bald Sie hatte recht so ein hohes Tuppee, als jetzund Mode ist, und war dabey doch so freundlich, und gar nicht dummerhaftig, als wohl andere sind. Asmus."

53) ‚Auszug aus einem Briefe eines reisenden Cavaliers de dato Algier, d. 18. Febr. 1774‘ [an die Gräfin Bernstorff]: 1774, Nr. 54.
54) Müller an Voß, Lissabon 24. Juli 1775: „Wie befindet sich Herr Asmus grüßt ihn doch von mir, Neuigkeiten für ihn — hier sind welche — ...“ (Hs. München)
55) Ende Okt. 1770: Herders Lebensbild. 3, S. 226. (Hs. Berlin.)
56) 26. Okt. 1770: Redlich, Ungedruckte Jugendbriefe des Wandsbecker Bothen. S. 22. (Hs. Berlin, Lessing.)
57) Vgl. z. B. die Anzeige von ‚Jean qui rit et Jean qui pleure‘ (1772, Nr. 99), die Epigramme: ‚Der Tempel der Musen‘ (1771, Nr. 190); ‚Vergleichung‘ (1771, Nr. 200); ‚Voltaire und Klopstock‘ (ebda.); ‚Alte und neue Zeit‘ (1771, Nr. 204). Klopstocks Epigramme gegen die Franzosen dürften wohl von Einfluß gewesen. Über die Voltaire-Verachtung der jungen Generation unterrichtet ausgezeichnet Seufferts Einleitung zum Neudruck von H. L. Wagners Farce ‚Voltaire am Abend seiner Apotheose‘. (D. L. D. 2, S. III ff.)
58) Z. B. wendet er sich gegen Klopstockische in der Neuen Zeitung erschienene Epigramme (vgl. Muncker, Klopstock, S. 460 ff.) in drei Gegen-Epigrammen: ‚Nachrede, die zugleich der Beschluß des ganzen Werks ist‘; ‚Zugabe für den seltnen Zuhörer, die auch hätte wegbleiben können‘; ‚Ich wüßte nicht warum‘ (1771, Nr. 187).
59) Mit dem Bardenwesen u. ä. war er gar nicht einverstanden; vgl. die Epigramme: ‚Hier liegen Fußangeln‘ (1771, Nr. 200); ‚Eine Erscheinung‘ („Meine Mutter hat Gänse“; 1772, Nr. 4); ‚Als der Barde ausgesungen hatte‘ (1772, Nr. 11).
60) 1771, Nr. 175; dann umgearbeitet im Asmus I/II, S. 100 ff.
61) 1774, Nr. 76 ff. — Nur Anzeige („denn wozu Kritik bey Klopstock?“) des Trauerspiels ‚David‘ mit Abdruck von Akt V, Szene 11 in Nr. 72 des Jahrganges 1772.
62) 1772, Nr. 8.
63) An Herder, Okt. 1772: Aus Herders Nachlaß 1, S. 373.
64) 1772, Nr. 58—61; Asmus I/II, S. 210 ff. U. a. darin die bezeichnende Stelle: „Ein Ding hab' ich nicht recht in Kopf bringen können, wie nämlich die Emilia S. 149 sozusagen bei der Leiche ihres Appiani an ihre Verführung durch einen andern Mann und an ihr warmes Blut denken konnte. Mich dünkt, ich hätt' an ihrer Stelle nackt durch 'n Heer der wollüstigsten Teufel gehen wollen, und keiner hätt' es wagen sollen mich anzurühren.“
65) 1773, Nr. 27.
66) ‚Über den Ursprung der Sprache‘: 1772, Nr. 130, 131; ‚Von deutscher Art und Kunst‘: 1773, Nr. 69, 71; ‚Älteste Urkunde des Menschengeschlechts‘: 1774, Nr. 88, 90, 92; ‚Auch eine Philosophie zur Geschichte der Menschheit‘: 1774, Nr. 140, 142; ‚An Prediger. Funfzehn Provincialblätter‘: 1775, Nr. 4, 5. — Schlözer, ‚Isländische Litteratur und Geschichte‘: 1773, Nr. 206, 207; ‚Vorstellung seiner Universalhistorie‘: 1773, Nr. 208; 1774, Nr. 3, 5. Morris will die Schlözerschen Anzeigen Herder zusprechen (Euphorion 16, S. 373 ff.); ich glaube, mit Unrecht (Euphorion 21, Heft 1).
67) ‚Beylage zun Denkwürdigkeiten des seligen Socrates‘: 1773, Nr. 101; ‚Neue Apologie des Buchstaben h‘: 1774, Nr. 64; ‚Christiani Zachaei Telonarchae Prolegomena‘: 1775, Nr. 1; ‚Mancherlei und Etwas zur Bolingbroke-Harvey-Huntschen Übersetzung‘: 1775, Nr. 41, 42.
68) ‚Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen‘ und ‚Brief des Pastors zu *** an den Pastor zu ***‘: 1773, Nr. 43; ‚Götz von Berlichingen‘: 1773, Nr. 105, 106 [dazu 1774, Nr. 8: ‚Über die Frage: Welche Hand Götzens von Berlichingen eisern gewesen?‘]; ‚Neueröffnetes moralisches Puppenspiel‘: 1774, Nr. 168; ‚Die Leiden des jungen Werther‘: 1774, Nr. 169.
69) 1775, Nr. 47; Goethe **nicht** der Verfasser: Nr. 67.
70) Asmus I/II, S. 80 f. mit einigen Änderungen; hier nach dem Text im ‚Bothen‘.
71) ‚Der Hofmeister‘: 1774, Nr. 95, 99, 100; ‚Der neue Menoza‘: 1774, Nr. 164.
72) 1775, Nr. 86.

73) Vor der unechten Fortsetzung warnt der Bothe in Nr. 25 von 1775 als „aufgewärmter Maculatur"; die lobende Rezension des echten II. Teils in Nr. 114 rührt nicht mehr von Claudius her und kopiert sehr ungeschickt seinen Ton.

74) 1775, Nr. 15.

75) Der Schlußsatz der Rezension des ‚Prometheus' (1775, Nr. 47): „Die il y a quelque tems eingeschickten Verse hat man übrigens nicht einrücken wollen", bezieht sich nach Redlichs ansprechender Vermutung (Sämtl. Werke[14] 2, S. 465) auf das obengenannte Goethische Spottgedicht.

76) Nr. 161, als Schluß der Abhandlung ‚Ueber das Genie'. — Knebel tadelte den scharfen Angriff und hielt ihn merkwürdigerweise für wohl von Lessing herrührend (Weinhold, Boie, S. 150); Boie war zufrieden damit (Knebels Lit. Nachl. 2, S. 107).

77) 1773, Nr. 73.

78) 1774, Nr. 6 (kurze Notiz in Gestalt einer wohl fingierten Briefstelle „A. an K."); 1775, Nr. 24, 58, 93. Nicht mehr von ihm: Nr. 146.

79) Die betreffende Stelle im ‚Teutschen Merkur' (Nov. 1774, VIII, 2. S. 179) lautet: „Einer der geschäftigsten Lobredner von Klopstock auf allen seinen Wegen scheint Hr. Claudius, sonst auch Asmus der Bothe genannt, zu seyn, der sich selbst eigne Verdienste erwerben könnte, wenn er seine humoristische Anlage nicht zum Mystischen und Abentheuerlichen mißbrauchte." Claudius verteidigte sich mit folgendem, auch in Asmus übergegangenem (I/II, S 205 ff.) Passus: „Wir haben keinen Auftrag, von wegen der andern Herren etwas zu erwiedern, sie werden auch was ihnen gesagt ist wohl still einstecken wollen; aber von wegen Herrn Aßmus haben wir folgendes in Antwort zu vermelden: 1) † Er befinde sich mit seinem ganzen Hause bis dato gottlob ganz wohl; 2) die Lobrednerey sey ein Naturfehler an ihm; übrigens sey es blosser Zufall, daß er seinen Naturfehler grade zum Lobe von Haman, Klopstock, Herder, etc. etc. in Bewegung gesetzt habe, und könne das Unglück eben so gut einen andern Anführer von Partheyen betroffen haben: 3) er danke ergebenst für die gütige Aeusserung von nicht unwahrscheinlicher Erwerbung eigener Verdienste, bedaure aber anbey, daß, da seine Begriffe von Verdienst von den Begriffen des Teutschen Merkurs etwas abzugehen geneigten, er von dem wohlgemeinten Rath keinen Gebrauch machen könne: er bitte 4) gehorsamst, daß ihm von Zeit zu Zeit über die Cultur seiner etwanigen Anlage und besonders über die Mystick, von Weimar aus, Rath und Licht an Hand möge gegeben werden; und, da 5) der Teutsche Merkur einmal ein Buch für die Nachwelt ist, und seine, des Aßmus, Werke nun bald heraus kommen werden, daß er doch in der Folge etwa mit einem halbblauen Auge davon kommen möge, angesehen er sich sonst leicht etwas zu Gemüth ziehen könnte; endlich 6) wünscht er dem Teutschen Merkur und dem Herrn Herausgeber alles gutes, und dankt für die rühmliche Anzeige von Herrn Bodens treflicher Uebersetzung des Tristram Shandi." (1775, Nr. 24.)

80) 1775, Nr. 90.

81) Brief an Voß vom 13. Sept. 1775 (Hs. München); falsch datiert bei Sauer, Der Göttinger Dichterbund (D. N. L. 50, III), S. 274.

82) 1772, Nr. 62.

83) Schon einmal ungenau wiederabgedruckt bei Mönckeberg S. 46 ff.

Kapitel V.

1) Nachrichten von der Geschichte und Verfassung des Adeligen Guts Wandsbeck in Holstein, aus Urkunden und andern zuverläßigen Quellen genommen. Hamburg 1773 (von Claudius angezeigt in Nr. 156 des ‚Wandsbecker Bothen' 1773); A. U. Hansen, Chronik von Wandsbeck. Altona 1834; R. Springer, Wandsbeck und seine klassischen Stätten: Charakterbilder und Szenerien. Minden i. W. 1886, S. 36 ff.; Ernst Mirow, Wandsbek und das literarische Leben Deutschlands im 18. Jahrhundert: Festschrift zur Feier des 25 jährigen Bestehens des Matthias-Claudius-Gymnasiums. Wandsbek 1898, S. 52 ff.

2) ‚Lied der Bauern zu — an ihre Gutsherrschaft, am Geburtstage‘: Asmus VI, S. 85ff.; ‚Lied der Schulkinder zu — an ihre kranke Wohltäterin‘: Asmus VI, S. 111ff.; ‚Die Armen in Wandsbeck an die Frau Schatzmeisterin Gräfin von Schimmelmann‘: Asmus VII, S. 135ff.; ‚Paul Erdmanns Fest‘: Asmus IV, S. 15ff. — Ich glaube, es liegt doch wohl näher, alle diese Lieder sowie die Erzählung auf die Familie Schimmelmann in Wandsbek zu beziehen, als, wie Redlich (Sämtl. Werke[14] 2, S. 460) will, teilweise auf die Familie Reventlow in Emkendorf.

3) Asmus I/II, S. 185.

4) Claudius an Voß im Februar 1775: „Die Lage des Haußes ist sehr angenehm, auch ein kleiner Garten hinter dem Hauße der aber wie fast alle Gärten hier nicht abgesondert von Nachbarsgarten ist.“ (Hs. München.)

5) Wandsbecker Bothe 1771, Nr. 128.

6) Claudius widmete das Gedicht dem „Kaiser von Japan“, mit deutlicher Spitze gegen Wielands ‚Goldenen Spiegel‘, der, ein Jahr vorher, einem chinesischen Kaiser gewidmet war; Wieland wiederum war wohl dazu veranlaßt worden durch Voltaires ‚Epître à l'Empereur de la Chine‘. — Der Alm. d. dtsch. Mus. widmete dem Werkchen folgende Worte (1774, S. 73): „Nicht die Beschreibung des Orts, sondern die mancherley Dinge, die Digressionen zu seyn scheinen, und die nur ein Romanzendichter in Verbindung bringen konnte, machen den Hauptinhalt dieses drolligten Liedleins aus.“ — Herder sollte eine Besprechung davon schreiben (Aus Herders Nachl. 1, S. 378), kam aber nicht dazu; daher lieferte Claudius eine originelle Selbstanzeige in den ‚Bothen‘ 1773, Nr. 129 (13. August).

7) I/II, S. 68ff.

8) 24. September 1773: Aus Herders Nachl. 1, S. 380.

9) z. B. Voß an Ernestine 12. Juni 1774: Briefe 1, S. 245f.; Sprickmanns Urteil oben S. 105.

10) Sie war am 26. Oktober 1754 als zweite Tochter des Zimmermeisters Joachim Friedrich Behn, „der zugleich eine kleine ehrbare Wirthschaft hielt“, in dem nahen Dorfe Barmbeck geboren und wurde am 31. Okt. in der Hlg. Dreieinigkeitskirche zu St. Georg getauft. (Mitteilung des Hamburger Staatsarchivs.)

11) „Nach der beglaubigten Familientradition ging Claudius kurze Zeit vor seiner Übersiedlung hinüber nach Wandsbek, um für sich und das Geschäft eine Unterkunft zu suchen. Am Lübecker Steindamm fand er ein Haus zur Miete gestellt, aber verschlossen. Von den Nachbarn erfuhr er, daß der Schlüssel dazu sich in den Händen des Zimmermeisters Behn befände. Er ging dahin, fand aber nur die sechzehnjährige Rebekka zu Hause. [Spätere Ausschmückung: Es hatte zu Mittag Schwarzsauer gegeben, und sie hatte noch einen schwarzen Mund davon.] Das Behältnis, in dem sich der Schlüssel befand, war verschlossen; Rebekka holte ein Beil, es zu öffnen. Von dieser kurzen Szene und flüchtigen Unterhaltung her behielt Claudius das Mädchen im Herzen. Öfter sah er sie dann, als sie in die Nähschule der Frau Küsterin vor seinem Haus vorbeiging, und wurde noch aufmerksamer durch die trefflichen Antworten, die sie in der Kinderlehre Sonntag Nachmittags in der Kirche gab. Die Sage hat wohl sinnreich hinzugedichtet, er habe sich darauf bei dem Vater einen Tisch bestellt, den nachherigen Familientisch, der von allem Leid und Freud bis auf den heutigen Tag zu erzählen wisse, und habe so die Gelegenheit wahrgenommen, recht oft das Haus zu betreten.“ (Herbst[3] S. 124f.) Dazu bemerkt der Sohn Fritz in seinen schon öfter zitierten ‚Bemerkungen‘: „Was von der Nähschule und von der Kinderlehre gesagt worden, ist mir gänzlich unbekannt und scheint mir höchst unwahrscheinlich. Das 16jährige Mädchen war schon confirmiert und dürfte schwerlich die öffentliche Kinderlehre noch besucht haben . . . . So ist es auch möglich, wenngleich nach damaliger Sitte kaum wahrscheinlich, daß ein Mädchen noch mehre Jahre nach ihrer Confirmation die Nähschule besucht haben soll. Die Confirmation bildete damals, wie noch jetzt in den untersten Ständen, die Grenze aller Vorbildung für die Jugend, welche selten überschritten wurde.“

12) Asmus I/II, S. 200 f.

13) Den „Grabschleier“ im ‚Wandsbecker Bothen‘ halte ich für einen Druckfehler.

14) Asmus I/II, S. 120 ff.

15) In dem ‚Lied‘, Gegenstück zu Klopstocks „Ich bin ein deutsches Mädchen“: WB. 1771, Nr. 65; Asmus I/II, S. 208 f.

16) WB. 1771, Nr. 70; Asmus I/II, S. 56.

17) WB. 1771, Nr. 113; Asmus I/II, S. 191 ff.

18) WB. 1771, Nr. 121; Asmus I/II, S. 22 ff.

19) So nach der Aufzeichnung des Sohnes Fritz. — Auch für die Verlobung existiert eine Legende: „Als er von einer Jagd zurückkehrte und den Vater unterwegs gesprochen haben mochte, habe er der Mutter und den Mädchen Barmbecker Zwieback auf den Tisch gelegt. Auf die Frage, ob er etwas geschossen habe, antwortete er: „Ja, ich habe einen guten Schuß getan.“ Er hatte aber vom Vater das Jawort erhalten. Durch den Vater ging er an die Tochter.“ Diese recht unwahrscheinlich klingende Version verdankt Herbst, bei dem wir sie finden ([3] S. 125), dem Munde der neunzigjährigen, damals fünfjährigen Schwester Rebekkas. Der Sohn Fritz bemerkt dazu: „Claudius ist übrigens wirklich mitunter auf die Jagd gegangen und namentlich von einem Grafen v. d. Lippe, welcher die Jagd im Sachsenwalde gepachtet hatte, zu Jagdpartien eingeladen worden. Er soll ein guter Schütze gewesen sein .... Sollten die Nachrichten von der 90jährigen jüngeren Schwester, der Witwe Anna Elisabeth Stäucke, geb. Behn, im April 1766 geboren, herstammen, so ist nicht zu übersehen, daß diese damals noch nicht 5 Jahre alt war, also aus eigenem Wissen jene Umstände nicht wissen, ihr Gedächtnis aber im 90sten Jahre sie leicht trügen kann.“

20) WB. 1771, Nr. 158; Asmus I/II, S. 109.

21) An Gerstenberg 3. Sept. 1771: Redlich, Ungedr. Jugendbr. S. 23. (Hs. Berlin, Lessing.)

22) An Herder im Herbst 1771: Aus Herders Nachl. 1, S. 365. (Hs. Berlin.)

23) In dem Epigramm ‚Ich wüßte nicht warum?‘: Asmus I/II, S. 123. Vorher: WB. 1771, Nr. 187.

24) Asmus I/II, S. 220. Die ebendort vorher erzählte reizende Jugendliebe zu Rebekka ist natürlich dichterische Ausschmückung seines Gefühls; die Fassung im WB. 1771, Nr. 1 möchte ich dem verbesserten und beschnittenen Text im Asmus vorziehen: „Als ich noch Schäferknabe war mit den andern Schäferknaben, war in unserm Dorf auch ein Mädchen. Sie hatte ein Paar blaue Augen und ihr Gesicht war weiß und roth, und alle Schäferknaben buhlten um sie. Wie's manchmal trift, daß'n blindes Huhn auch'n Korn findet, so giengs auch hier. De Gustibus non est disputandum, genug sie rief mich 'n mahl allein, und sagte mir was ich gerne hören wollte, und — daß ich's allein sey. Ich kann meinen Lesern nicht genug sagen, wie wohl mir nach diesem die ganzen Tage von Morgen bis Abend war. Mich verdroß keine Mühe, ich war immer gutes Muths und ließ Fünfe grade seyn; Und wie mir war, wenn die andern von dem Mädchen disputirten, und sich unter'n ander zankten, wie mir denn war, und wie wenig ich Lust hatte mitzuzanken daß weiß ich wohl.“

25) ‚Als er sein Weib und 's Kind an ihrer Brust schlafend fand‘: Asmus I/II, S. 32; ‚Phidile, als sie nach der Copulation allein in ihr Kämmerlein gegangen war‘: III, S. 54 f.; ‚Ein Lied in die Haushaltung‘: IV, S. 165 f.; ‚Frau Rebecca‘: III, S. 168 f.; ‚Frau Rebecca mit den Kindern an einem Maimorgen‘: VI, S. 81 ff.; ‚An den Brunnen zu Pyrmont‘: VI, S. 131; im ‚Silbernen ABC‘: „Rebecca wählen ist Geschmack; Nicht wahr, College Isaak?“ und: „Trag deine Tugenden nicht Schau, Und ehr und liebe deine Frau“: VII, S. 166. Hamann an Scheffner 17. März 1786: „Wenn Asmus gesund ist, so ist seine Rebecca Schuld daran, in die der alte Bote noch immer unsterblich verliebt bleibt.“ (Roth 8, S. 394.)

26) Asmus VI, S. 147 f.

27) Claudius an Voß 24. Okt. 1774. (Hs. München.)

28) Etwas überlegen schreibt Bode am 17. Sept. 1771 an Herder: „Claudius, der mir versprochen hat, einen Brief zum Einschließen beizulegen, lebt in Wandsbeck wie im Paradiese, wo nicht so nackt, doch so verliebt wie Adam; er will heirathen und gewiß nicht aus politischen Nebenabsichten. Er mag Ihnen selbst von seiner Liebe, die uneigennützigste, die vielleicht je geliebt worden ist, Nachricht geben. Ich möchte in der Beschreibung nicht gerecht genug sein, weil ich ihm gerne widersprechen möchte.“ (Aus Herders Nachlaß 1, S. 364.)

29) Fritz Claudius in den hsl. ‚Bemerkungen für meine Kinder‘.

30) Voß an Ernestine 12. Juni 1774: Briefe 1, S. 245f.

31) Redlich, Ungedr. Jugendbr. S. 23. (Hs. Berlin, Lessing.)

32) Hs. Berlin, Lessing.

33) 20. Sept. 1771: Aus Herders Nachlaß 1, S. 363f. (Hs. Berlin).

34) Aus Herders Nachlaß 1, S. 364ff., 369.

35) Herder an Karoline Ende Sept. 1771: Aus Herders Nachl. 3, S. 114.

36) Redlich, Zeitschr. f. dtsch. Philol. 4, S. 124. (Falsch bei Herbst, J. H. Voß 1, S. 196.)

37) An Herder 10. April 1772: Aus Herders Nachl. 3, S. 359ff. (Hs. Berlin.)

38) An Karoline 19. April 1772: Aus Herders Nachl. 3, S. 230.

39) An Ernestine 12. Juni 1774: Briefe 1, S. 245f.

40) Nur die Mitte, verändert, aufgenommen: Asmus III, S. 19f.

41) WB. 1772, Nr. 79 (16. Mai): Asmus I/II, S. 27f.

42) An Gerstenberg Winter 1772. (Hs. Berlin, Gotthold Lessing.) — Ähnlich im Brief an Herder vom Okt. d. J.: „Er hat nur einmal in ihrem Arm zum Mond bitterlich aufgeweint, dann gieng er wieder heim.“ (Aus Herders Nachl. 1, S. 372; Hs. Berlin.)

43) ‚Bey dem Grabe Anselmo's‘: Asmus I/II, S. 21f.; ‚Anselmuccio‘: Asmus III, S. 25; an Gleim 8. Okt. 1780: Zeitschr. d. Harzver. 47, S. 123.

44) WB. 1772, Nr. 159; Asmus I/II, S. 202.

45) Vgl. Anm. 42.

46) Herder an Hamann 1. Aug. 1772: Roth 5, S. 9f.

47) An Karoline 30. Okt. 1772: Aus Herders Nachlaß 3, S. 365.

48) An Herder 14. Nov. 1772: Aus Herders Nachlaß 3, S. 376f.; Haym, Herder 1, S. 489f.

49) An Karoline Mitte Nov. 1772: Aus Herders Nachlaß 3, S. 380.

50) Haym, Herder 1, S. 741.

51) Esmarchs Tagebuch vom 7. und 17. Jan. 1775: Langguth, Ch. H. Esmarch. Berlin 1905.

52) An Gerstenberg im Nov. 1774. (Hs. Berlin, Lessing.)

53) Es war der junge Würger; an Gerstenberg 8. April 1774. (Hs. Berlin, Lessing.)

54) WB. 1774, Nr. 22 (8. Febr.).

55) ‚Als er sein Weib und's Kind an ihrer Brust schlafend fand‘: Asmus I/II, S. 32.

56) Voß an Brückner 2. April 1774: Briefe 1, S. 158 (fast wörtlich an Miller 4 April 1774: Hs. München); an Ernestine 12. Juni 1774: Briefe 1, S. 245f.: an Brückner 25. Mai 1775: Briefe 1, S. 192.

57) Rebekka Claudius an Herder 13. Febr. 1775: Aus Herders Nachlaß 1, S. 388.

58) Claudius an Voß 24. Okt. 1774: Hs. München; an Karoline Herder 25. April 1775: Aus Herders Nachlaß 1, S. 389; Herder an Hamann Mai 1775: Roth 5, S. 141.

59) Dez. 1774: Aus Herders Nachlaß 1, S. 381. (Hs. Weimar.)

60) Voß an Ernestine 20. April 1775: Briefe 1, S. 268.

61) Asmus I/II, S. 31.

62) Claudius an Voß 20. Dez. 1774 und Febr. 1775. (Hss. München.)

63) Ich hebe hier heraus: Ph. E. Bach, Das musikalische Vielerley (1771, Nr. 36); Rolle, Der Tod Abels (1772, Nr. 11); Graun, Duetti, Terzetti, Quintetti, Sestetti ed alcuni Cosi delle Opere. Vol. I (1773, Nr. 132); Burney, Tagebuch seiner musikalischen Reisen, übers. von Bode (1773, Nr. 162; wahrscheinlich von Claudius); Eichner, Six Trios (1774, Nr. 13); C. F. Abel, Six concerts pour le clavecin (1774, Nr. 72: wahrscheinlich); C. F. Abel, Six sonatines (1774, Nr. 79; wahrscheinlich); J. Haydn, Sei sonate de clavicembalo (1774, Nr. 130; wahrscheinlich); Hiller, Fünfzig geistliche Lieder — Pergolesi, Stabat mater — Benda, Amynts Klagen (1774, Nr. 131; wahrscheinlich); H. Lang, Anfangsgründe zum Klavierspielen und Generalbaß (1775, Nr. 8); Hiller, Sammlung kleiner Klavier- und Singstücke (1775, Nr. 35; wahrscheinlich).

64) Vgl. die hübsche Erzählung ‚Ein sonderlicher Casus von harten Thalern und Waldhorn': Asmus I/II, S. 51 ff.; vorher WB. 1771, Nr. 82.

65) WB. 1771, Nr. 86, 87; Asmus I/II, S. 87 ff. Herder gefiel der Aufsatz in seiner Grundrichtung so, daß er ihn in den 2. Teil des Buches ‚Vom Geist der hebräischen Poesie' einschaltete. Ähnliche Anschauungen über die Musik der Alten äußerte übrigens Schiller im Gespräch; vgl. Petersen, Schillers Gespräche. Leipzig 1911. S. 326 f.

66) Vgl. Hamanns Brief oben S. 88.

67) Claudius an Herder Juni/Juli 1774: Aus Herders Nachlaß 1, S. 384 f. (Hs. Weimar.)

68) Claudius an Herder im Oktober 1772: Aus Herders Nachl. 1, S. 372 (Hs. Berlin); an Herder Anfang 1773: Aus Herders Nachl. 1, S. 376 (Hs. Berlin); an Voß 20. Dez. 1774 (Hs. München).

69) Claudius an Herder, Anfang 1773: Aus Herders Nachl. 1, S. 376 (Hs. Berlin); Klopstock an Herder 5. Mai 1773: Lappenberg S. 249; Claudius an Herder, 13. September 1774: Aus Herders Nachl. 1, S. 386 (Hs. Weimar); Haym, Herder.

70) WB. 1771, Nr. 208 (31. Dez.): „Was mich anlangt, so bin ich recht vergnügt, mein Herr ist mit mir zufrieden und das freuet mich. Ich habe Weyhnachts heil. Abend mit ihm an seinem Tisch speisen müssen, und da hat er wohl 10 mal meine Gesundheit getrunken, und mich über der Mahlzeit immer Hr. Asmus genannt."

71) WB. 1772, Nr. 27 (15. Febr.); ungenau wiederholt bei Mönckeberg S. 72 f.

72) Claudius an Gerstenberg, 4. Nov. 1768: Redlich, Ungedr. Jugendbr. S. 15 f.

73) Voß an Ernestine, 20. April 1775: Briefe 1, S. 267 f.; Voß an Hölty, 15. Mai 1775: Briefe 3, 2. S. 113 (Hs. München).

74) Claudius an Voß, 21. August 1774: Hs. München. — Über Ph. G. Hensler trockene Skizze von H. Ratjen: Zs. f. Schlesw.-Holst.-Lauenbg. Gesch. 1, S. 260 ff.

75) Vgl. z. B. Claudius' Briefe an Voß aus dem Febr. 1775: Hss. München.

76) Claudius an Voß, 21. Aug. 1774: Hs. München; Voß an Miller, 4. April 1774: Hs. ebenda.

77) Voß an Miller, 4. April 1774: Hs. München. — Gegen Wittenberg richten sich die Epigramme ‚Einem Recensenten zu Ehren': WB. 1772, Nr. 34; Asmus I/II, S. 198; ‚Der Reuter und das Pferd': WB. 1773, Nr. 169; Asmus I/II, S. 152 (mit der Überschrift: ‚An Herrn N. N. Litteratus'); ‚Claus Till': WB. 1773, Nr. 182; ‚An das andre Thier': WB. 1773, Nr. 183; (gegen die beiden letzten Wittenberg im Beytr. z. Reichspostreuter 1773, St. 89). — Über Wittenberg und seine kritischen Prinzipien vgl. R. M. Werner, Ludwig Philipp Hahn. (Q. F. 22.) Straßburg 1877, S. 125 ff.; Arch. f. Lit.-Gesch. 13, S. 413 ff.

78) Über den Streit vgl. vor allem Röpe, J. M. Goeze. S. 108ff.: Mönckeberg S. 89f. Schöne, Goeze gerecht werdende Charakteristik in Erich Schmidts Lessing [2]2, S. 248ff.

79) Feodor Wehl in seinem kläglichen Buche ‚Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert', S. 81f., 85.

80) Flensburg, 8. Dez. 1767: Zeitschr. f. dtsch. Philol. 27, S. 366f.

81) Im Februar 1772: Aus Herders Nachl. 1, S. 367 (Hs. Berlin).

82) WB. 1771, Nr. 148 (14. Sept.).

83) Vgl. Anm. 81.

84) Mit geringen Veränderungen dann im Asmus I/II, S. 130ff.

85) WB. 1772, Nr. 49 (25. März).

86) WB. 1772, Nr. 51 (28. März).

87) WB. 1773, Nr. 26. Vgl. Morris, Euphorion 16, S. 364; W. Stammler, Euphorion 21, Heft 1.

88) Brief aus dem Anfang des Jahres 1773: Aus Herders Nachlaß 1, S. 376f. (Hs. Berlin).

89) WB. 1774, Nr. 9.

90) An Herder, 19. Mai 1773: Von und an Herder 3, S. 285.

91) WB. 1774, Nr. 185: ‚Des Herrn Pastor Gözens Predigt von der Unwissenheit, als der Quelle des Lästergeistes wider die Wahrheit Gottes, mit Anmerkungen eines Betrachters, 1774'; Nr. 205: Goezes Gegenschrift ‚Verteidigung seiner am 24. Sonntag nach Trinitatis 1774 gehaltenen Predigt gegen die ungegründeten und schmähenden Anmerkungen eines sogenannten Betrachters, Hamburg 1774'.

92) Die einzelnen Schriften, Broschüren, Traktate, Predigten, die in dieser Angelegenheit erschienen sind, hier aufzuführen, verlohnt nicht. Ich verweise nur auf WB. 1774, Nr. 207; 1775, Nr. 5, 9, 19.

93) WB. 1772, Nr. 35 (29. Febr.).

94) Lessing seit Okt./Nov. 1771. — 1774 wurden aufgenommen: 11. Mai Friedrich v. Stolberg, 6. Juni Voß, 12. Aug. Claudius, 1. Okt. Christian v. Stolberg. (Freundliche Mitteilungen von Herrn Buchhändler Paul Schulze in Wernigerode und Herrn Rektor Fr. Kneisner in Hamburg.) Die Notiz bei Hellinghaus (Briefe Friedrich v. Stolbergs an J. H. Voß, Münster 1891, S. 324) ungenau, daß Voß dem Beispiel Claudius' und der Brüder Stolberg gefolgt sei. Vgl. auch Voß, Briefe 1, S. 171.

95) Z. B. am 30. Nov. 1778: „Der Redner Claudius trat auf und redete mit Weisheit und Verstand von der Glückseligkeit ein wahrer Maurer zu sein." Ungedruckte Manuskripte haben sich angeblich nicht erhalten.

96) ‚Lied' („Füllt noch einmal die Gläser voll"): Freimaurer-Lieder mit Melodien. 2. Sammlung. Hamburg 1779, S. 42; ‚Schlußlied' („Brüder! streckt nun die Gewehre"): ebda. S. 44. Über ihre Verbreitung vgl. Redlich, Werke [14]2, S. 465f., wo nur das Lied: „Dem Knäblein, das geboren ward" nicht von Claudius, sondern von Friedrich v. Stolberg (gedruckt schon im Voss. M.-Alm. 1784 mit Komposition von Schulz) stammt. Ein Logenlied ist auch das ‚Trinklied' („Auf und trinkt! Brüder trinkt": Asmus III, S. 68ff.), das 1809 in ein ‚Lied, gesungen in Wandsbek, als in der Gesellschaft an des Königs Geburtstag für die Armen gesammelt werden sollte' (Redlich, Werke [14]2, S. 452ff.) umgearbeitet wurde. Die ‚Gesänge für Brüder Freimaurer. Gedruckt unter Leitung eines Mitgliedes der St. Johannis-Loge Julia Carolina zu den drei Helmen in Helmstedt, 1845.' (VIII, 95 S. 8°, Hannover, Stadtbibliothek Oq) enthalten auf S. 52ff. als Nr. 41 ein Lied, als dessen Verfasser im Register Claudius angegeben ist, und daß möglicherweise von ihm herrühren kann. Ob es bereits in früheren oder noch in anderen Freimaurer-Liederbüchern abgedruckt ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Es lautet:

„Wir werden alle Platz und Raum
In unsern Gräbern haben,
Zwei kleiner Schritte braucht es kaum,
Uns räumig zu begraben.
Wir liegen, wie sie uns gelegt,
Im Bettlein, uns beschieden;
Wir liegen, wie sie uns gelegt,
Und ruhen dann in Frieden.

Mit unserm Nachbar zanken wir
Nicht um die bess're Stätte,
Ob jener dort, ob dieser hier
Die weichern Späne hätte.
Wir liegen da auf Gottes Gnad'
Und harren der Erlösung,
Und haben ja des Platzes satt
Zur ruhigen Verwesung.

Wir werden ohne Sorg' und Noth
In unsre Gräber ziehen;
Laß Morgenroth, laß Abendroth
Am blauen Himmel glühen;
Laß Feld und Wald im Segen stehn,
Es sind nicht unsre Güter;
Der Ackrer mag zum Pfluge gehn,
Zur Sichel geh der Schnitter;

Laß Feuersnoth und Wasserfluth
Und Pest und böse Fürsten
Nach aller Menschen Hab' und Gut
Und Ehr' und Leben dürsten:
Das geht und ficht uns gar nicht an
Und quält uns nicht im Träumen;
Wir haben alles abgethan,
Und können nichts versäumen.

Wir werden Alle, Groß' und Reich',
In unsern Gräbern wohnen,
Und werden, unsern Fürsten gleich,
Auf eignem Staube thronen.
Wer ist dort Knecht und Unterthan,
Wer ist dort Herr und König?
Im Grabe schläft der freie Mann,
Im Grabe schläft der König.

Sie holen nur ein wenig Sand,
Das Kissen uns zu füllen,
Und nur ein leichtes Nachtgewand,
Den Leib uns einzuhüllen.
Den Todten fällt es nicht mehr ein,
Daß Prunk und Aufwand ehret:
Der Nackte hat an sich allein
Da mehr, als er begehret.

So helf' uns denn der treue Gott
Durch unser armes Leben!
Er woll' uns einen sanften Tod
Bei froher Seele geben!
Am frühen Morgen öffne sich
Der stillen Herberg Pforte:
Dann, guter Wandrer, schaue dich
Schon dicht am Vaterorte!

Wohl auf und schenkt die Gläsen voll!
Laßt euch dies Mahl nicht reuen:
Ihr mögt am Herbergsabend wohl
Euch jenes Tags erfreuen.
Und wer von uns im Morgengrau'n
Zuerst erwacht, ihr Brüder,
Der zieh' voran, wir finden trau'n
Ihn in der Heimath wieder."

97) Ich verweise hier nur auf F. J. Schneiders Buch ‚Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts' (Prag 1909).

98) Weinhold, H. C. Boie. S. 61 ff.

99) Vgl. Claudius' Briefe an Herder vom November 1773 (Boie wird erwartet) und Februar 1774: Aus Herders Nachlaß 1, S. 374 f. (Hss. Weimar; Berlin.)

100) Claudius an Herder Mitte November 1773: „H. Boie aus Göttingen hat mir geschrieben, daß er medio Nvbr nach Hamburg käme" (Hs. Weimar).

101) Vgl. Kap. IV, Anmerkung 50.

102) 1772 S. 21: ‚An die Nachtigall'; S. 77: ‚Phidile'. 1773, S. 70: ‚Die Henne'; S. 121: ‚Fritze'; S. 128: ‚Hinz und Kunz' („Hinz, wäre Recht wohl in der Welt?"); S. 164: ‚Vergleichung'. 1774, S. 159: ‚Der Schwarze in der Zuckerplantage'; S. 163: ‚Bey dem Grabe Anselmos'; S. 170: ‚Ein Lied, etc.' („Ich bin vergnügt, im Siegeston"); S. 189: ‚Mein Neujahrslied'. 1775, S. 8: ‚Hinz und Kunz' („Was meinst du, Kunz, wie groß die Sonne sei?"); S. 10: ‚Klage um Aly Bey'; S. 42: ‚Die Nachahmer'; S. 48: ‚An Herrn N. N. Litteratus'; S. 82: ‚Ein Lied um Regen'; S. 97: ‚Der Frühling. Am ersten Maimorgen'; S. 140: ‚Kuckuck am Johannistage an seine Collegen'; S. 250: ‚Als er sein Weib und 's Kind an ihrer Brust schlafend fand'; S. 157: ‚Der Tod und das Mädchen'; S. 168: ‚Wandsbeck, eine Art von Romanze'. — Vieles hat Boie gleich aus dem ‚Wandsbecker Bothen' übernommen.

103) 10 Briefe, vom 1. Juli 1774 bis 10. März 1779, auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

104) Voß an Brückner, Hamburg, 2. April 1774 (Briefe 1, S. 158) und an Ernestine, Hamburg 12. Juni 1774 (Briefe 1, S. 245 f.). Dazu der Brief an Miller vom Ostermontag (4. April): „Am [Mittwoch] brachte mich der H: v. Winthem zu Bach, den ich aber nicht zu Hause traf. Ich ging zu Kruse, u. weil der eben im Begrif war, Claudius zu besuchen, ging ich mit ihm. Wir schliefen bei s. Schwiegereltern, u. den andern Morgen ging Kruse wegen s. Zeitung zurück, ich blieb den Nachmittag. Cl. u. seine Frau communirten. Er trug mir auf, unterdeß sein Kind zu wiegen, u. etwas für den Boten zu machen. Beydes hab ich treulich erfüllt. Aus der Idee, Gotters Amöne zu verändern, entstand ein neues Lied. Ihr werdets im Boten finden, sobald die liebe Nachtigall anschlägt.... Cl. u. seine Frau begleiteten mich bis vor Hamburg, ich wollte noch in die Lesegesellschaft, kam aber zu spät...... Sonntag nahm mich Bode zu seinem Schwager Bohn, wo die ganze Familie und Claudius mit seiner Frau waren..... Heute kommt die Gräfin Stolberg hier, u. bleibt 4 Wochen. Gestern war Kl[opstock] zu Jemand auf ein Gartenhaus invitirt. Ich fuhr mit ihm bis vors Thor, u. ging darauf nach Wandsbeck Ich habe Claudius sehr lieb. Wir haben geratschlagt, wie wir Wittenberg an den Galgen bringen könnten, damit ich seine Zeitung bekäme..... Die Idee gegen Reimhard gefällt Kl. Er sagt, wir solltens nicht in den Boten, sondern in den Korrespondenten setzen laßen, weil es da mehr bekannt würde..... Schönborn ist in Algier. Der Auszug seines Briefes an die Bernstorf wird im Boten kommen." (Hs. München.)

105) Claudius an Voß 21. August 1774: Der gesamte Briefwechsel mit Voß auf der Kgl. Hof- und Staatsbibl. zu München.

106) Claudius an Voß 24. Oktober 1774.

107) Hier auf dieses Unternehmen einzugehen, erübrigt sich. Vgl. Herbst, J. H. Voß. 1, S. 155 ff.; Grantzow, Geschichte des Göttingischen und Vossischen Musen-Almanachs. Berlin 1909.

108) Claudius an Voß 26. Juni 1775. (Hs. München.)

109) Hs. München.

110) Voß an Ernestine 6. November 1774: Briefe 1, S. 259 f.; an Miller 10. November 1774: Hs. München; Claudius an Voß 20. Dezember; Fritz v. Stolberg an Voß 31. Dezember 1774: Hellinghaus S. 27; Claudius an Voß Anfang Februar 1775 (berechnet die ersten Auslagen für beide auf 124 Rtlr., den jährlichen Aufwand auf 380 Rtlr.); Voß an Miller 6. Februar 1775; an Brückner 12. Februar 1775: Briefe 1, S. 187; Claudius an Voß 21. Februar 1775: „Also bis Ostern bleibt das Hauß noch fürs erste zu Ihren Diensten, interim aliquid fit, und auffsagen und Reukauf kann man noch immer geben"; März 1775: „Wenn Sie nur allein sind, ist es freilich mit dem Hauße anders, und da hab ich eine Stube und Kammer für Sie gemietet; wollen sehen, daß wir das Hauß wieder loßwerden. Die Stub und Kammer ist leedig, und Sie können gleich einziehen, aber bin Herrn Hölty böße, daß er aus Hamburg verzieht"; Voß an Brückner 20. März 1775: Briefe 1, S. 190; Claudius an Voß 31. März 1775.

111) Voß an Ernestine 20. April 1775: Briefe 1, S. 267 f.; 29. April: 1, S. 269; 2. Mai: S. 269 f.; an Brückner 25. Mai: 1, S. 192 ff.

112) Voß an Hölty: Hs. München.

113) Zwote Sammlung. Ulm 1777. S. 123 ff.

114) S. 136 f.

115) S. 201 f.

116) Langer Brief von Miller an Claudius und Voß nach der Abreise, von mir veröffentlicht im ‚Braunschweigischen Magazin' 1914, Nr. 1, S. 2–4; Claudius an Miller 22. August 1775: Hamburger Nachrichten 1913, Sonntags-Beil. Nr. 52. (Hs. Eutin, Großherzogl. Bibl.)

117) Voß an Ernestine 12. Juni 1774: Briefe 1, S. 245 f. — Karge Grüße bestellt Claudius an Johann Friedrich Hahn in den Briefen an Boie vom 1. Juli 1774 und an Voß vom 31. März 1775.

118) Fritz an Katharina 14. April 1775: Hennes, Aus F. v. Stolbergs Jugendjahren S. 40.
119) Hellinghaus S. 36 ff., 40, 300.
120) Auguste an Boie 4. Februar 1774: „Am guten Claudius habe ich gestern einen herzlichen Brief geschrieben." (Mitteilungen aus dem Literatur-Archive 3, S. 324.)
121) Vgl. oben Anmerkung 103.
122) Fritz v. Stolberg an Voß 20. August 1774: Hellinghaus S. 20.
123) Etwa zu der Zeit, als er den ‚Götz' anzeigt (WB. 1773, Nr. 105 f.), im Juli, fragt er bei Herder an: „Wer hat den ‚Götz von Berlichingen' geschrieben? Hier sagt man ein Advocat in Frankfurt" (Aus Herders Nachlaß 1, S. 378).
124) Claudius an Herder Mitte Dezember 1774: Aus Herders Nachlaß 1, S. 381. (Hs. Weimar.)
125) Vgl. Kap. IV, Anm. 51. — Goethe hatte folgende Balladen eingesandt: ‚Das Lied vom Herrn von Falkenstein' (WB. 1773, Nr. 192), ‚Das Lied vom verkleideten Grafen' (Nr. 198), ‚Das Lied vom braun Annel' (1774, Nr. 5).
126) Boie an Merck 10. April 1775: Wagner I, S. 64; Wolff 2, S. 51.
127) An Voß 16. Juli 1775: Hs. München.
128) An Merck September 1771: Wagner II, S. 35; an Karoline Ende Oktober 1771: Aus Herders Nachl. 3, S. 125; Karoline an Herder Anfang November 1771: ebda. S. 134; 9. März 1772: ebda. S. 199.
129) Briefe an Herder vom November und Dezember 1773 und Februar 1774: Aus Herders Nachl. 1, S. 373 ff. (z. T. falsch datiert; Hss. Berlin und Weimar).
130) Bode an Herder 26. Oktober 1771: Aus Herders Nachl. 1, S. 365.
131) Briefe an Herder vom November 1773 (aus Herders Nachl. 1, S. 374 f.), an Boie vom 1. Juli 1774 (Hs. Berlin, Kgl. Bibl.) und an Voß vom 24. Oktober 1774 (Hs. München); Hamann an Herder 30. Mai 1774: Roth 5, S. 82 f.
132) Hochzeitsbrief: Aus Herders Nachlaß 1, S. 377 ff. Herder Gevatter: ebda. S. 382, 391 (Hs Weimar).
133) 1. August 1772: Roth 5, S. 9 f.
134) Claudius an Herder Oktober 1772: Aus Herders Nachlaß 1, S. 372; November 1773: ebda. S. 375.
135) Hamann an Herder 30. Mai 1774: Roth 5, S. 78.
136) Im Besitz von Herrn Pastor Schröder in Altona-Othmarschen.
137) Claudius an Herder 6. Mai 1775: Aus Herders Nachlaß 3, S. 389 (Hs. Weimar).
138) Die Schrift: Christiani Zacchaei Telonarchae Prolegomena über die neueste Auslegung der ältesten Urkunde des menschlichen Geschlechts (1774); vgl. Claudius' Briefe an Herder vom Juni bis Dezember 1774 (Aus Herders Nachlaß 1, S. 384 ff.), ferner Hamann an Hartknoch 30. November 1774 (Weber, Neue Hamanniana S. 135), Hamann an Bode 3. Januar 1775 (ebda. S. 63 ff., dazu Gildemeister 2, S. 150).
139) Vgl. auch Hamanns Brief an einen unbekannten Adressaten (Reichardt ?) vom 11. März 1775: Holtei, 300 Briefe. I, 2. S. 171.
140) Hamann an Hartknoch 30. November 1774 (Weber, Neue Hamanniana S. 135); 2. Adventssonntag 1774: Roth 5, S. 112; an Herder 20. Dez. 1774: Roth 5, S. 118.
141) Hamann an Hartknoch 27. Februar 1775: Gildemeister 2, S. 164.
142) An Lavater 18. Juli 1775: Hamburger Nachrichten 1913, S.-Beil. Nr. 52 (Hs. Zürich, Stadtbibliothek).
143) Vgl. meinen Aufsatz ‚Gleim und Claudius' in der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde 47, S. 103—140.
144) Hs. im Besitz von Herrn Stadtschulrat a. D. Dr. Fritz Jonas in Berlin.
145) Aus Herders Nachlaß 1, S. 364 f., 368 f. (Hs. Berlin.)
146) Aus Herders Nachlaß 1, S. 369 f. (Hs. Berlin.)

147) Hs. München. — Wörtlich von Voß an Hölty weiterberichtet am 10. November 1774. (Hs. ebenda.)

148) Wiederholt ist die Anzeige vor dem I/II. Bde. des Asmus, S. III ff.

149) Brief von Claudius 20. Dezember 1774: „Wegen Subscribenten zerreißen Sie sich keine Schuh, es ist mir eben nicht so sehr daran gelegen, daß ich viele Subscribenten habe. Hernach desto mehr Keufer, denn ich liefere Euch schöne Kupfer." (Hs. München.) Und später fragt er: „Habt ihr keine Subscribenten?" (Hs. ebenda.)

150) Briefe an Boie vom 6. Mai und 1. September 1775 (Hss. Berlin); Boie an Merck 3. Februar 1775 (Wagner I, S. 57).

151) Aus Herders Nachlaß 1, S. 389 ff.

152) Voß an Sprickmann 19. Mai und 29. September 1775 (Hs. Warendorf, Sprickmann-Kerkerink); Claudius an Sprickmann 12. Januar 1776 (Hs. im Besitz von † Erich Schmidt); unrichtig bei Joh. Venhofen, Anton Matthias Sprickmann, Münster i. W. 1910, S. 36, der ihn den ‚Wandsbecker Bothen' in Münster vertreiben läßt!

153) Miller an Voß, Ulm 27. August 1775. (Hs. München.)

154) Noch in Leipzig hatte er seinen Vetter, den Buchhändler Weygand, zur Subskription bewogen: an Voß 18. November 1774 (Hs. München); auf der Rückreise nach Schwaben suchte er ebenfalls Subskribenten zu sammeln: an Voß 16. Juli 1775 (Hs. ebenda); am 27. August 1775 klagt er Voß, in Ulm hielte jedermann den Preis für zu hoch, und daher sei der Absatz schwierig (Hs. ebenda).

155) Esmarchs Tagebuch vom 20. Mai 1775: Langguth, Ch. H. Esmarch. — Claudius an Gerstenberg 8. Juli 1775: Hs. Berlin, Lessing.

156) Brief von Claudius an Zimmermann 18. Juli 1775: Hamburger Nachrichten 1913, S.-Beil. Nr. 52 (Hs. Stadtbibliothek Zürich). Vorher bereits Zimmermann an Herder 21. Dezember 1774: Aus Herders Nachlaß 2, S. 345.

157) Wieland an Lavater 7. und 28. September und Oktober 1775 (Arch. f. Lit.-Gesch. 4, S. 302 f.), Claudius an Wieland 28. September 1775 (Hamburger Nachrichten 1913, S.-Beil. Nr. 52; Hs. Stadtbibliothek Zürich).

158) Abgedruckt bei Roth 4, S. 384 ff., der Erfolg war gering (Roth 5, S. 144); vgl. auch Hamanns Brief an Reichardt vom 11. März 1775, worin er diesen um Vertreibung des Avertissements bittet und 50 Subskribenten aus Riga meldet (Holtei, Dreihundert Briefe I, 2, S. 171).

159) Ich vermute, daß der nach Seidels Ausgabebüchlein am 29. August 1775 an Claudius abgesandte, nicht erhaltene Brief Goethes eine Bestellung auf den Asmus enthielt; sonst hatte Goethe damals keine Veranlassung, an den Bothen zu schreiben.

160) Nach Redlichs ansprechender Vermutung bezieht sich darauf der „Einschluß", den Lessing am 9. März 1775 durch Bode an Claudius bestellen ließ (Muncker 18, S. 131).

161) Voß an Hölty 15. Mai 1775: „Claudius schickt dir 10 Exemplare seines Asmus zum Verkauf. Bemühe dich so sehr du kannst. Der Preis ist ein sh: Noch hat er die Druckkosten nicht wieder. Das elfte ist ein Geschenk für dich." (Hs. München.) — Auch in Kopenhagen hatte er mehrere Kollekteure (vgl. Brief an Gerstenberg vom 8. Juli 1775: Hs. Berlin, Lessing).

162) Gesandtschaftsprediger Müller an Voß, Lissabon 24. Juli 1775: „Wäre es nicht möglich 1—2 Exemplare von Asmus Gedichten zu erhalten?" (Hs. München.)

163) Am 25. April übersandte er die ersten Exemplare an Karoline Herder.

164) Durch Gerstenbergs Vermittlung hatte Claudius zuerst seinen Kopenhagener Freund Preisler um „ein Kupfer in klein Octav darauf der Todt mit einer Sense steht, und weiter ein paar Kleinigkeiten, wenn eine Seite halb leedig bleibt", gebeten (an Gerstenberg November 1774: Hs. Berlin, Lessing); darauf lieferte Preisler das Kupfer (ohne Unterschrift). Die beiden anderen (der Rabe

und vor allem das innige Bild am Grabe des Vaters) stammen nach der Signatur von Andreas Stöttrup (vgl. über ihn Nagler, Künstlerlexikon. 1847. 17, S. 394).

165) Damit führte Claudius den Tod als „Freund Hain" (oder Hein) in die Literatur ein. Der Name Hein(rich)) stammt vielleicht aus alter Volksüberlieferung (Braun, Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers. Hannover 1874. 3, cap. 4; Zeitschr. f. d. dtsch. Unterr. 13, S. 35) und war sowohl allgemeiner Name für einen, der nicht näher bezeichnet werden kann oder soll („Mein! sage mir, warum die Fürsten fechten? Fragt Görgel den Gevatter Hein." Hagedorn, ‚Die Ursache der Kriege.' Oden und Lieder. Hamburg 1747. S. 51), aber auch Bezeichnung für Teufel, Kobold, Tod, besonders in Hamburg (D. Wb. IV, 2, S. 886). (Die Angabe in der 2. Auflage von Herbsts Biographie S. 435, 495, der Name sei im Anschluß an einen Hamburger befreundeten Arzt Anton Hein gewählt worden, ist ohne Gewähr und daher auch nicht in die dritte Auflage übergegangen.) Für die rasche Einbürgerung des Namens zeugen Titel wie ‚Freund Heins Erzählungen in Holbeins Manier' (Winterthur 1785) von Musäus (der die Erfindung der Benennung in der Vorrede dazu Claudius zuschreibt), oder das ‚Gespräch zwischen Schildwache und Freund Hein am Koburger Tor' von Goethe (vgl. auch Hoffmann von Fallersleben, Findlinge 1, S. 309 ff.) oder Verse wie: „Um Freund Hain dir treulich vorzumahlen Einen Jüngling, badend sich in Strahlen" von Armbruster (Gedichte. 1765. 1, S. 52, angeführt von Birlinger in der Zeitschr. f. dtsch. Phil. 17, S. 441); Schubart änderte in seinem Gedichte ‚Der Lebenssatte' die ursprüngliche (Deutsche Chronik 1774, St. 9) Lesart: „Ginge sie doch Heute noch Sanft in ihr Schlafkämmerlein" in der Sammlung seiner Gedichte (1802; 2, S. 254) um in: „zu dem alten Schwager Hein" (danach das Zitat in Heynes Deutsch. Wörterb. 2, S. 105 zu berichtigen). (Ob der Aufsatz von R. Needon ‚Freund Hein' in der Wissenschaftl. Beilage Nr. 141 der Leipziger Zeitung 1894 sich mit Claudius beschäftigt, konnte ich nicht feststellen.)

166) Sie lautet ‚Hamburg und Wandsbeck. 1775.' Claudius' Ärger, an Gerstenberg 8. Juli 1775: „Sie wissen doch, daß ein gewißer Herr Fleurke aus Danzig mir mein Buch nachgedruckt hat. Der Esel hätte es lieber nicht thun sollen" (Hs. Berlin, Lessing); auch an Wieland 28. September 1775 (Hamburger Nachrichten 1913, S.-Beilage Nr. 52). Lobend an Herder 3. Oktober 1775: „Ich habe nun den Nachdruck von Flörke gesehn, er ist sehr gut gerahten, und man kann ihn kaum von meiner Ausgabe unterscheiden, nur das Papier ist nicht vollends so gut und sind einige Druckfehler mehr darin." (Aus Herders Nachlaß 1, S. 397 f.; Hs. Weimar.) Übrigens erschien später ein autorisierter Nachdruck (oder eher Neudruck) bei Claudius' zeitweiligem Verleger Bohn mit der Angabe: „Beym Verfaßer und in Commißion bei Carl Ernst Bohn in Hamburg."

167) Hamann an Herder 14. März 1775: Roth 5, S. 132.

168) Neu sind: ‚Impetus Philosophicus' (S. 9 f.), ‚Steht Homer z. Ex. unterm Spruche des Aristoteles & compagnie' (S. 154 ff.), ‚Von Projecten und Projectmachern' (S. 159 f.), ‚Brief an Andres, die Illumination betreffend' (S. 221 ff.), ‚Brief an Andres' (S. 225 ff.).

169) Behrmanns Widerspruch gegen diesen Hinweis Redlichs (Sämtl. Werke [14] 1, S. 501) in der Einleitung zu seiner Ausgabe (Leipzig, Hesse, S. LXXVII) entbehrt jeder ernsthaften Begründung. [Die Anm. gehört auf S. 92, hinter: ‚Fritze'.]

170) An Ernestine 12. Juni 1774: Briefe 1, S. 246.

171) Am schärfsten in dem aus einer Rezension ausgehobenen Stück: ‚Von meinem Freund Virgilius': Asmus I/II, S. 84 f.

172) Vgl. seine Briefe an Lavater: Arch. f. Lit.-Gesch. 4, S. 302 ff.

173) Asmus I/II, S. 43 f.

174) Asmus I/II, S. 9.

175) Asmus I/II, S. 15.

176) Asmus I/II, S. 51.
177) Asmus I/II, S. 228f.
178) Vgl. z. B. Asmus I/II, S. 24ff., 34f., 118.
179) Asmus I/II, S. 162ff. Der Schluß (S. 169f.) lautet: „nach der Meinung kluger Leute liegt viel Wahrheit im Verborgenen, vielleicht nahe bei uns, aber im Verborgenen, und so sollten uns alle Projecte eines guten Mannes, wenigstens als edles Ringen nach ihr, heilig seyn."
180) Asmus I/II, S. 130—151.
181) Claudius an Gerstenberg November 1774 (Hs. Berlin, Lessing).
182) 19. Mai 1775 (Hs. Warendorf, Sprickmann-Kerkerink).
183) Strodtmann 1, S. 235.
184) 1775, St. 74, S. 588f.
185) 1776, S. 23f.: „Sehr oft habe ich meinen Lesern Gedichte aus dem Wandsbecker Bothen vorgelegt, (eins von ihm [An — als ihm die — starb] habe ich gar einmal aus Irrthum Klopstocken beigelegt, im dritten Almanach S. 111) viele haben auch vieles von ihm im Göttinger Almanach, und noch mehrere haben ja den Wandsbecker Bothen selbst gelesen. Sie wissen daraus, daß in diesen Gedichten Laune, Naivetät, Empfindung abwechseln, und alle dem Verfasser so eigenthümlich sind, daß er sie auch eigenthümlich ausdrückt. In dieser Sammlung stehen keine neuen, aber dafür lernen die Leser auch, daß der Bote Claudius heißt. Auch die originellsten und kräftigsten Recensionen sind mit eingedruckt, so daß man es zugleich für eine Anthologie der Meinungen des Verfassers über die wichtigsten Schriften seiner Zeit ansehen kann. Omnia ist nicht ganz wahr, die Sammlung hätte viel stärker werden können, doch vielleicht wird sie fortgesetzt."
186) 1776, St. 44/45, S. 378f. Der Verfasser war, nach freundlicher Mitteilung der Kgl. Universitäts-Bibliothek in Tübingen, Abraham Gotthelf Kästner.
187) Bd. 30 (1777), S. 241ff., unterz.: Me. = Biester.
188) Bd. 10 (1776), S. 229—231.
189) Wieland an Lavater im Oktober 1775: Arch. f. Lit.-Gesch. 4, S. 305f.
190) Miller an Voß 27. August 1775 (Hs. München); Voß an Sprickmann 29. September 1775 (Hs. Warendorf, Sprickmann-Kerkerink); Claudius an Sprickmann 12. Januar 1776 (Hs. im Besitz von †Erich Schmidt).
191) Claudius an Voß 26. Juni 1775 (Hs. München); Voß an Ernestine 8. Juli 1775 (Briefe 1, S. 275); Miller an Voß 16. Juli 1775 (Hs. München).
192) Voß an Miller 19. August 1775 (Hs. München).
193) An Hölty 23. August, an Voß 14. Oktober 1775 (Hss. München), an Gleim 6. Nov. (Zeitschr. des Harzver. 47, S. 108), an Herder 18. November 1775: Aus Herders Nachlaß 1, S. 399f. (Hs. Weimar).
194) Die Druckbogen mit Ebelings Korrekturen erhalten auf der Hamburger Stadtbibliothek. Vgl. auch Mönckeberg S. 166, 411.
195) Claudius an Gerstenberg 8. Juli 1775 (Hs. Berlin); Voß an Miller 9. und 19. August 1775 (Hss. München); Claudius an Boie 1. September 1775 (Hs. Berlin).
196) Voß an Ernestine 3. September 1775 (Briefe 1, S. 278f.).
197) Grantzow, Geschichte des Göttinger und des Vossischen Musenalmanachs S. 77, 91; Claudius' Briefwechsel mit Voß und Boie vom Juni bis Oktober 1775 (Hss. in Berlin und München); Voß an Ernestine 22. Juni und 8 Juli 1775 (Briefe 1, S. 271, 275); Boie an Bürger 2. Juli 1775 (Strodtmann 1, S. 231).
198) An Gerstenberg 21. August 1775 (Hs. Berlin, Lessing); an Herder 1. September und 3. Oktober 1775: Aus Herders Nachlaß 1, S. 397f. (Hss. Weimar).
199) 22. Aug. 1775: Hambg. Nachrichten 1913, S.-B. Nr. 52 (Hs. Eutin, Großherzogl. Bibl.).
200) An Wieland 28. September 1775: Hamburger Nachrichten 1913, S.-Beil. Nr. 52 (Hs. Zürich, Stadtbibliothek).

201) An Herder 3. Oktober 1775: Aus Herders Nachlaß 1, S. 397 f. (Hs. Weimar).

202) Claudius an Herder 2. August 1775: Aus Herders Nachlaß 1, S. 395 f. (Hs. Weimar).

203) Claudius an Herder 3. Oktober 1775: Aus Herders Nachlaß 1, S. 397 (Hs. Weimar).

204) Claudius an Herder 5. Dezember 1775 (Hs. Weimar; in Herders Nachlaß 1, S. 401 ff. ist diese Stelle ausgelassen).

205) G. Jansen, Matthias Claudius und Oldenburg: Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg 10 (1901), S. 1 ff. Wiederholt in des Verfassers Nordwestdeutschen Studien (Berlin 1904), S. 319 ff.

206) Vgl. meinen Aufsatz ‚Gleim und Claudius' in der Zeitschr. des Harzvereins für Gesch. u. Altertumskunde 47, S. 103—140.

207) Archiv f. Lit.-Gesch. 4, S. 302 ff.; Hamburger Nachrichten 1913, S.-Beil. Nr. 52.

208) An Herder 2. August 1775: Aus Herders Nachlaß 1, S. 396 (Hs. Weimar). — Vgl. auch Voß an Ernestine 16. November 1775: „Claudius Frau war am Montage mit einem Töchterlein niedergekommen. Er ist nicht ganz mit seiner Frau zufrieden, daß sie ihm kein Knäblein geboren hat. Er pralte Wunderdinge, was er für einen Sohn kriegen würde, allein er ließ gewaltig die Ohren hängen, als er erfuhr, daß es eine Tochter geworden sei. Mich deucht, er hatte auch Recht" (Briefe 1, S. 284).

209) Voß an Sprickmann 13. Dezember 1775: „Claudius ist verreist" (Hs. Warendorf, Sprickmann-Kerkerink); an Ernestine 15. Dezember: „Claudius ist noch nicht zurück. Wo der wol in der Welt herumschwebt?" (Briefe 1, S. 290); an Miller 20. Dezember: „Claudius ist seit 14 Tagen verreist, und kommt morgen wieder" (Hs. München).

210) „Der Mann hat mir sehr wohl gefallen, ich habe an seinem Aufenthalt hier nichts auszusetzen, als daß er nur ein paar Tage währte" (28. Dezember 1775: Wagner I, S. 79).

211) An Katharina 16. Dezember 1775: Hennes, Aus F. L. Stolbergs Jugendjahren S. 66 f.

212) Fritz an Katharina 25. Dezember 1775: Hennes, a. a. O. S. 69; Christian an Gerstenberg 21. Januar 1776: Nord und Süd 71 (1894), S. 233; Voß an Miller 24. Dezember 1775 (Hs. München); Voß an Ernestine 28. Dezember 1775: Briefe 1, S. 291 f.

213) An Herder 18. November 1775: Aus Herders Nachlaß 1, S. 400 (Hs. Weimar).

214) 9. November 1775: Briefe 1, S. 283.

215) An Ernestine 1. Februar 1776: Briefe 1, S. 298 ff.

216) Briefe 1, S. 297 f.

217) An seine Freunde in Münster, Göttingen 23. April 1776 (Hs. Warendorf, Sprickmann-Kerkerink); der erste Besuch fand am 12. März statt. Dazu vgl. Voß an Ernestine 13. und 14. März 1776: Briefe 1, S. 301, 303.

Kapitel VI.

1) So berichtet Claudius selbst in der Familienbibel. Vgl. unten Kap. VII, Anm. 10. — Vielleicht war auch Hamann am Zustandekommen der Berufung nicht unbeteiligt, da er mit dem Freiherrn v. Moser in freundschaftlichem Briefwechsel stand (vgl. Roth 5, S. 127, 132 f., 134; unten Anm. 67).

2) Aus Herders Nachl. 1, S. 394 ff. (Hs. Weimar); Haym, Herder 1, S. 741, Anm. 1.

3) 18. Nov. 1775: Aus Herders Nachl. 1, S. 399 f. (Hs. Weimar.) — Karoline Herder an Gleim 18. Nov. 1775: Von und an Herder 1, S. 46 f.

4) Aus Herders Nachl. 1, S. 400f. (Hs. Weimar.)
5) An seine Schwester Katharina, Berlin 16. Dez. 1775: Hennes, Aus F. L. Stolbergs Jugendjahren, S. 66.
6) An Esmarch, Wandsbek Dez. 1775: Herrigs Archiv 127, S. 4.
7) An Bürger, Ellrich 21. Jan. 1776: Strodtmann 1, S. 269. — Auch Schubart meldete fälschlich in der ‚Deutschen Chronik‘ 1776, St. 4, S. 27f.: „Der herzige launhafte Claudius, den ich nicht selbst todt sagte, wie man mich links verstand, (hab ja nur den unterbrochenen Wandsbeker Bothen gemeynt,) hat eine ansehnliche Stelle und gutes Gehalt zu Hannover erhalten. Gott segn's ihm, und geb' ihm Muse, noch Manches zu schreiben! 's ist sogar ein Schriftsteller nach meinem Herzen.“ Um allerdings in St. 6, S. 47 sogleich zu berichtigen: „Herr Claudius kommt ins Darmstädtische, und nicht, wie wir neulich gemeldt haben, nach Hannover.“
8) An Herder: Aus Herders Nachl. 1, S. 407f. (Hs. Weimar.)
9) An Böckmann, Wandsbek 22. Dez. 1775: Briefe II, 2, S. 105f.; an Esmarch, s. Anm. 6.
10) Mißmutig schreibt er am 5. Dez. an Herder: „Habt Ihr nicht selbst gesagt, ich sollte in meiner Manier schreiben? ich mag auch von keiner Distinction zwischen Schriftsteller und Menschen Proben ablegen, und meine Schriftstellerey ist Realität bey mir, oder sollt es wenigstens seyn, sonst hohl's der Teufel. Gleich gut alles, ich habe den mißlungenen Brief zerrißen und mit Füßen getreten, so tretet Ihr den mit Füßen, was brauchts noch Postgeld für den SalbaderWisch auszugeben?“ (Aus Herders Nachl. 1, S. 401; Hs. Weimar.)
11) Herbst[3] S. 154ff; Herders Begleitschreiben ebd. S. 156f.
12) Aus Herders Nachl. 1, S. 403f. (Hs. Weimar.) — An Karoline Herder, Wandsbek 28. Febr. 1776: Aus Herders Nachl. 1, S. 406f. (Hs. Weimar.)
13) Claudius an Gerstenberg, Reinfeld 9. Febr. 1776: Hs. Berlin, Lessing; an Herder, Wandsbek 28. Febr.: Aus Herders Nachl. 1, S. 404ff. (Hs. Weimar); Voß an Miller, Wandsbek 10. März 1776: „Die Zeit vom 5. Februar an bin ich in beständiger Unruhe gewesen. Claudius nahm mich mit zu seinen Verwandten, um dem Abschied beyzuwohnen, und das hat allein 3 Wochen gewährt. Ich war auch einige Tage bey Noodt; aber Gerstenberg sprachen wir nur auf der Hin und Herreise durch Lübeck, denn seine ganze Familie hatte den Keichhusten, und uns war sehr bange angesteckt zu werden.“ (Hs. München.)
15) Voß an Ernestine, Wandsbek 22. März 1776: Herrigs Archiv 127, S. 4. (Falsche Datierung in der überhaupt ungenauen Briefsammlung von Abraham Voß: 1, S. 307.)
16) 25. März 1776: Herrigs Archiv 127, S. 4.
17) H. Bernhards, Zur Entwickelung des Postwesens in Braunschweig-Lüneburg, vornehmlich der jüngeren Linie Calenberg-Celle: Ztschr. d. Histor. Ver. f. Niedersachsen. 77, S. 1ff.
18) Boie an Bürger, Hannover 5. April 1776: Strodtmann 1, S. 292; Zimmermann an Karoline Herder, Hannover 5. April: Aus Herders Nachl. 2, S. 368f.; Zimmermann an Herder, Hannover 10. April: Aus Herders Nachl. 2, S. 369; Claudius an Boie, Darmstadt 6. Nov. 1776: Hs. Berlin. — Auch den unbedeutenden „Haingenossen“ Wehrs lernte er dort kennen: Wehrs an Sprickmann, Hannover 2. Juni 1776. (Hs. Warendorf, Sprickmann-Kerkerink.) — Boie bezahlte heimlich für Claudius die Rechnung im Wirtshaus: Claudius an Boie, Darmstadt 18. Mai 1776 (Mitteilgn. der Lit.-Arch.-Ges. 3 [1904], S. 254f.).
19) Herder an Gleim, Bückeburg 13. April 1776: „Er ist ein herrlicher Junge, ganz wie jede Zeile seiner Schrift; von weichem Blick und sanftem einfältigen Herzen“ (Aus Herders Nachl. 1, S. 360; verbessert nach dem Original: Zeitschr. f. dtsch. Phil. 24, S. 344); Herder an Hartknoch, 13. April: Von und an Herder 2, S. 79; Herder an Lavater, 11. Mai: Aus Herders Nachl. 2, S. 163.

20) Herder an Gleim, 13. April 1776: s. Anm. 19.

21) Gleim an Herder, Halberstadt 18. Febr. 1776: Von und an Herder 1, S. 46; Herder an Gleim, 13. April: s. Anm. 19; Gleim an Voß, 13. April: Hs. München. — Im übrigen vgl. meine Abhandlung ‚Gleim und Claudius' in der Ztschr. des Harzvereins 47, S. 103 ff.

22) Claudius an Voß, Darmstadt 17. April 1776: Hs. München (z. T. gedruckt: Herrigs Archiv 127, S. 4); an Herder, 18. April: Aus Herders Nachl. 1, S. 410.

23) Bürger an Boie, Wöllmershausen 22. April 1776: Strodtmann 1, S. 305.

24) Wehrs an Sprickmann, Hannover 2. Juni 1776: Hs. Warendorf, Sprickmann-Kerkerink.

25) Klinger an Boie, Gießen 3. Jan. 1776: Rieger 1, S. 380; Claudius an Voß, Darmstadt 17. April: s. Anm. 22.

26) Claudius an Voß, Darmstadt 17. April 1776: s. Anm. 22; Voß an Gleim, Wandsbek 9. Mai: Herrigs Archiv 127, S. 4.

27) Die drei Briefsammlungen von Karl Wagner, 1835, 1838, 1847; L. Assing, Sophie von la Roche. Berlin 1859; G. Zimmermann, J. H. Merck, seine Umgebung und Zeit. Frankfurt a. M. 1871; K. Schwartz, Albertine von Grün und ihre Freunde. Leipzig 1872; Briefwechsel der Großen Landgräfin. Wien 1877; R. Asmus, G. M. de la Roche. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Karlsruhe 1899; F. v. Kozlowski, Gleim und der Darmstädter Kreis um Merck: Euphorion 15, S. 681 ff.; Valerian Tornius, Die Empfindsamen in Darmstadt. Studien über Männer und Frauen aus der Wertherzeit Leipzig [1911]; R. Hering, Ludwig Friedrich Höpfner in seinen literarischen Beziehungen: Jahrb. des Fr. Dtsch. Hochstifts 1911, S. 288 ff.

28) Hs. München.

29) So berichtet Wehrs an Sprickmann, Hannover 2. Juni 1776: Hs. Warendorf, Sprickmann-Kerkerink.

30) Hs. München. — Im Brief an Herder vom 10. Aug. spricht Claudius von dem „Meierschen Hause", in das sie hätten ziehen müssen (Aus Herders Nachl. 1, S. 415); Darmstädter Lokalhistoriker haben festgestellt, daß es das heutige Haus am Luisenplatz Nr. 1 ist (Walther, Darmstadt, wie es war und wie es geworden. S. 216; Diehl, Wochenbeil. der ‚Darmstädter Zeitung' Nr. 44, 1909). — Pietätvoll besucht 1816 der Schwiegersohn die Claudiuswohnung auf einer Reise (Perthes' Leben[6], 2, S. 104).

31) 10. Okt. 1776; s. vor. Anm.

32) So nennt ihn Schlosser im Brief an Boie, Emmendingen 22. Sept. 1776: Mitteilungen a. d. Lit.-Archive. 3, S. 311.

33) Darmstadt im Mai 1776: Wolff, Mercks Schriften und Briefwechsel. 2, S. 79 f.

34) 1. Okt. 1776: Hs. München.

35) Claudius an Boie 18. Mai 1776: Mitteilgn. der Lit.-Arch.-Ges. 3, S. 254; an Gleim 24. Juni: Ztschr. des Harzvereins 47, S. 112 f; an Voß 1. Okt.: Hs. München.

36) Claudius an Herder 3. Sept. 1776: Hs. Leipzig, Brockhaus.

37) Claudius an Voß 10. Februar 1777: Hs. München.

38) Claudius an Voß 10. Febr. 1777: Hs. München; Petersen an Nicolai 10. Febr.: Herrigs Arch. 127, S. 2.

39) Claudius an Müller: 31. März 1777 (Ztschr. f. Bücherfr. N. F. 5, S. 95 f.), 14. April 1777 (Holtei, 300 Briefe I, 1, S. 58), 18. April 1777 (ebd. I, 1, S. 59), 28. Aug. 1777 (ebd. I, 1, S. 59); Müller an Claudius: Anfang April 1777 (ebd. I, 2, S. 189 f.). — Am 19. Sept. 1776 meldete Claudius an Voß: „Ich habe diese Tage den Maler Müller gesehen und gesprochen, und er gefällt mir nicht übel." (Hs. München.)

40) Wagner an Maler Müller, Frankfurt a. M. 22. Okt. 1776: Holtei, 300 Briefe. II, 2, S. 123.

41) Claudius an Voß 10. Dez. 1776: „ich habe hier einen Schweizer, Kaufmann, kennen lernen, der ein excellenter Kerl ist. Er gieng durch nach Dessau, und wird bald wieder zurückkommen und nach Rusland gehn.“ (Hs. München.)

42) Wagner I, S. 112; Wolff, Mercks Schriften und Briefwechsel. 2, S. 91.

43) Claudius an Voß, 10. Febr. 1777: „ich will Ihnen diesen Winter vieleicht noch etwas zum künftigen A.[lmanach] schicken, das André gleich componiren soll. André hat viel Geschick zur Musick und ist, wie jedermann sagt, ein ehrlicher Mann der deswegen auch bey der Handlung nicht gar zu gut fährt und sich neben her auf allerley Art sauer werden lässt. Er hat ganz neulich Göthens Operette Claudine componirt. ich habe die composition gehört sie ist gar gut und würde H. Schröder und Madam Ackermann viel Leute ins Comoedien Hauß locken. Sprechen Sie doch mit Schröder ob er geneigt ist Herrn André diese Composition abzukaufen, so wollte André sie in 1 oder 2 Jahren nicht drucken oder stechen laßen. ich sähe gern wenn er so 100 rthlr hiesiges Geld, etwa 17—18 Louisdor dafür erhalten könnte. sie ists wehrt und er braucht das Geld. Vergeßen Sie diesen Auftrag nicht und geben bald Bescheid.“ (Hs. München.)

44) Z. B. an Voß, 12. Juli 1776: „Sollten Sie es [das ‚Morgenlied eines Bauermanns‘] componiren laßen wollen, so bitte ich daß die Melodie andächtig und ehrbar sey, und, wen sie tändelhäftig und närrisch mit freieren Schnörkeln gerathen wäre, herausbleibe. Bach macht sie wohl am Besten.“ Zugleich übersandte er das Schweizer Volkslied „Es hätt ä Buhr ä Töchterli“ mit selbstaufgezeichneter Melodie. — 10. Februar 1777: „Vorigen Sonntag sind ich und Rebecca nach Mannheim in die Oper gewesen; die Execution der Musick hab ich noch nie so gut gehört als in Manheim, aber das übrige hat mich nicht sonderlich erbaut, unter andern konnte der H Günther v. Swarzburg das Maul nicht halten, und sang noch immer fort, als er schon eine Zeitlang todt gewesen war.“ (Hs. München.) ‚Günther von Schwarzburg‘, Text von Anton v. Klein, Musik von Schweizer. — Für Rolles Singspiel ‚Abraham‘, Text von Niemeyer, sammelte er Subskribenten: an Maler Müller 18. April 1777 (Holtei, 300 Briefe, I, 1, S. 59).

45) Als Herzog Georg zu Mecklenburg ihn im März 1777 kennen gelernt hatte, schrieb er am 8. März an den kurpfälzischen Kirchenrat von Mieg in Heidelberg die Worte: „Ich habe die Bekanntschaft des Claudius gemacht. Dieses besondere Genie sollte gestern der Welt entrissen werden. Er rang mit dem Tode, und noch heute ist er in großer Gefahr. Es würde mir sehr leid thun, wenn dieses Original-Genie so jung verblichen sollte.“ (Herrigs Archiv 127, S. 17.)

46) Claudius an Herder 3. Sept. 1776: „Merck hat itzo die Blattern im Hause, doch sind sie guter Art. Er hat mir würkl. viel Dienst gethan, und sich von Anfang an sehr fein gegen uns betragen.“ (Hs. Leipzig, Brockhaus.)

47) 10. Dez. 1776: Hs. München.

48) 13. Mai 1777: Wagner II, S. 90 ff.; 12. Okt. 1778: Wagner II, S. 161 f.

49) Bezeichnend für Voß' Stimmung seine Briefe: Briefe 1, S. 196, 308 f., 311 f.; Euphorion 14, S. 265; am 11. Sept. 1776 an Miller: „Diesen Herbst zieh ich mit Sack u. Pack nach Lübeck, weil mir der Winter in Wandsbek ohne Claudius zu melancholisch werden würde.“ (Hs. München.) In Kiel hoffte er sich zu habilitieren, dann wieder, in Karlsruhe beim Markgrafen von Baden als „Landdichter“ angestellt zu werden (Briefe II, 2, S. 105 f.).

50) Ein recht gewagtes Projekt unterbreitete Claudius dem Freunde am 24. Mai 1776: „Was wird nun aus Ihnen werden? ist noch nichts aus Carlsruhe gekommen, oder sonst nichts im Gange? Wann sonst nichts ist, so wollte ich Ihnen vorschlagen mit Ernestine hieher zu kommen. können Sie von einem Buchhändler 80—100 Louisdor haben, desto kürzer. wenn aber auch das nicht, so ist hier so wohlfeil drucken, daß Sie gar keinen Begrif davon haben, und Merck, der im Verlagsweßen ungewöhnlich bewandert ist, könnte Ihnen manchen guten Raht

geben. Dazu kommt, daß $1^1/_2$ Stunden von hier in einem äußerst angenehmen Thal ein Dorf liegt, wo Merck ein Hauß mit einem großen Obst- und Wein- und Graß-garten gemiethet hat und vieleicht kauffen will. In dem Hauße will er Ihnen die oberste Etage unentgeltlich einräumen, und jährlich 200 Gulden geben. dafür sollen Sie freilich übersetzen der Bogen zu 4 rthlr gerechnet. Sie haben aber mit keinem Buchhändler und mit keiner Ungewißheit zu kämpfen, sondern Merk steht Ihnen für die 200 Gulden, und verlangt dafür keinen Dank weil er keinen Schaden dabey hat. ich versichre Sie das Thal und Hauß gefällt mir so wohl, daß ich, wenn ich nicht die Leute die mich hieher befördert haben beleidigte, fast geneigt wäre, mich in das Thal hinzusetzen und ganz für mich zu seyn. Merck hat mir aufgetragen Ihnen dies zu schreiben, und Sie haben zu thun und zu laßen, was Sie wollen." (Hs. München; ungenauer Druck: Herrigs Archiv 127, S. 8.) — Noch einmal am 1. Okt. 1776: „Wenn Ihr accord mit Bohn [Verleger] richtig ist, und Sie 80 Louisdor jährl. haben, können Sie hier zu Lande ganz bequem mit Weib und Kindern leben." (Hs. München.) — Voß an Ernestine, Wandsbek 11. Okt.: „Claudius hat mir vorgestern geschrieben, und grüßt dich nebst seinem Weibe. Sie wollen mich so gerne dorthin haben, weil dort kein einziger Freund nach ihrem Herzen ist." (Briefe, 1, S. 311 f.)

51) Brief vom 10. Dez. 1776 (Hs. München).

52) S. vor. Anm.

53) Dieser Teil des Briefes (vgl. Anm. 51) lautet: „Im Ganzen halt ich den diesjährigen Allmanach nicht so gut als den vorjährigen. Inhalt, komm her! Fr. v. A. [Miller], is all recht artig. Ahorn's [Voß] beide Stücke kannte ich bekanntlich schon. Brückner Entschuldigung gut, die beiden andern für mich zu weich. Bürger's Abendfantasie und Schwanenlied, passabel aber das Lied und Weinsberg vortreflich. Claudius — F. [Pfeffel] recht gut und schön, aber Gasner sollte lieber heraus geblieben seyn. F. S. [Friedrich Leopold v. Stolberg] gut genug. Gerstenberg, thut viel Effect auf mich; weiß nicht warum? Gleim, hat sich recht brav gehalten sonderlich im Göz. Göcking, gut versivicirt, kommt aber kein großer Sinn am Ende heraus. Hensler, kannte schon. Hensler d. J. wie seine andre Stücke. Hölty, recht schön, doch dünkt mich nicht seine Besten. Klopstock, in seinen nervigtem Epigrammenton. Lr. [Laur Frh. v. Münchhofen] all recht galant und artig. wer ist der? Lenz, geniemäßig. Luther, kannte schon. Miller, nicht so gut als sein Abschiedslied. Overbeck, bravo. Pfeffel, das erste nicht ut solet, aber die andern 2. Q. [Götz] pflegte sonst stärker zu sein. R. [Kazner] gut, recht gut. R ch. [unbekannter Verfasser] geht an. Schmidt, dito. Sprickmann, sich übertroffen. Christ. Stolberg, sich nicht übertroffen. Fr. Leop. Stolberg, viel trefliches, sonderl. in der Schönheit. Thomßen, geht an. Voß, so gut die Bleicherin ist gefällt sie mir doch nicht so wie die Idillen vom vorigen Jahr. an Boie, nicht so glücklich versificirt als gefühlt. der Bettler, bis ans Ende, fast zu weich. der Sclave, der Einfall glücklich und das motto excellent. an die Dichter kühn und sehr gut. Elegie, warm und sanft wie Eure Seele. An Gerstenberg, der Ausgang schön, den Anfang hab ich nicht verstanden. Die Elbfahrt, voll glücklicher Bilder und Dythyramben Schwung. An den Hoboenspieler, kannte schon. Der Winterawend, ist gar vortreflich, und halte ichs nicht allein für Euer Bestes, sondern auch für eins der Besten der ganzen Samlung. W. S. [v. Döring] ist nicht weit her. Y. [Hölty] recht gut. Z. E*. auch recht gut. Nonnenlied, kannte schon."

54) Brief an Voß vom 10. Febr. 1777: Hs. München.

55) Brief an Voß vom 1. Okt. 1776: Hs. München.

56) Brief an Herder vom 3. Sept. 1776: Aus Herders Nachl. 1, S. 415 (Hs. Leipzig, Brockhaus); Herder an Hamann, Bückeburg 24. Aug. 1776: Roth 5, S. 181 f.

57) Brief vom 10. Aug. 1776: Aus Herders Nachl. 1, S. 413 f.

58) Außer den Briefen Rebekkas in Herders Nachl. 1, S. 411 f. u. 419 befindet sich noch einer vom Juli 1776 im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

59) Miller an Voß, Ulm 6. Jan. 1777: Hs. München; Claudius an Voß, 12. Juli 1776: Handschrift ebenda.

60) Miller an Voß, Ulm 15. Juni/9. Juli 1776: Hs. München; Claudius an Miller 2. Febr. (Liepmannsohns XXII. Autogr.-Versteigerung 1898, Nr. 371) und 31. März (G. A. Müller, Stimmen toter Dichter, Hannover 1904, S. 89) 1777; Miller an Voß, Ulm 15. April 1777: Hs. München.

61) Darmstadt 18. Mai 1776: Mitteilgn. der Lit.-Arch.-Ges. 3 (1904), S. 254f.

62) Darmstadt 6. Nov. 1776: Hs. Berlin. — Die Hölty betreffende Stelle lautet: „Der gute Hölty ist uns nahe abgegangen, ob ich gleich, seit ich ihn in Hannover gesehen, zugleich atram mortem post equitem sedentem sahe und ich also auf die Nachricht gefasst war, so hat sie mich doch ein wenig bewegt. Was nun seine nachgelaßene Werke anlangt, so glaub ich daß die ein gutes viaticum für seine alte Mutter einbringen dörften. ich meines Orts will gerne dazu beytragen, aber das Subscribiren ist der Darmstädter ihre Sache nicht; wenn das Büchlein aber fertig ist, so schreiben Sie mir nur was es kostet, so will ich Ihnen denn wieder schreiben wie viele Exemplare hier etwa anzubringen sind. Hölty hat, wie überall, also auch hier einen guten Geruch, sonderlich bey den Mädchen. Sie haben doch das Ehrengedächtniß gesehen das Miller ihm gestellt hat. Es ist in Prosa und als eine Beylage zur deutschen Chronick ausgegeben worden."

63) Wehrs an Sprickmann, Hannover 2. Juni 1776: Hs. Warendorf, Sprickmann-Kerkerink; Claudius an Boie 6. Nov. 1776: Hs. Berlin. In Zimmermanns Nachlaß auf der Kgl. Bibliothek zu Hannover ist kein Brief von Claudius enthalten.

64) Wagner I, S. 113f.; Herrigs Archiv 126, S. 23ff.

65) Das ungünstige Klima ist ein stehendes Klagethema seiner Briefe; z. B. an Boie 18. Mai (Lit.-Arch.-Ges. 3, S. 254), an Gleim 24. Juni (Ztschr. d. Harzvereins 47, S. 112), an Voß 1. Okt. 1776, an Herder Ende Februar und am 18. März (Aus Herders Nachlaß 1, S. 418f.), an Campe 28. März (Neue Jahrbücher 148, S. 592) 1777; vgl. ferner Hamann an Reichardt 16. Dezember 1776 (Roth 5, S. 199), Voß an Ernestine 18. März (Briefe I, 334), Voß an Miller 4. April (Hs. München), Overbeck an Sprickmann, Lübeck 23. April (Hs. Warendorf, Sprickmann-Kerkerink), Höpfner an Nicolai, Gießen 26. April (Jahrb. des Fr. Dtsch. Hochstiftes 1911, S. 309), Petersen an Nicolai, Darmstadt Ende April (Grenzboten 70 [1911], S. 563) 1777. — Die ganze Familie war, wie sich aus seinen Briefen ergibt, mehrere Male krank, sowohl er selbst, Rebekka und die Töchter Karoline und Christiane, wie auch das aus Wandsbek mitgenommene Dienstmädchen.

66) Die folgende kurze Entstehungsgeschichte ist nach den Akten gearbeitet, die mir das Großherzogl. Staatsarchiv in Darmstadt zur Durchsicht überließ. Die bedeutende Literatur über K. F. v. Moser anzuführen, ist zwecklos; ich hebe daraus hervor: A. Bock, Literarhist. Taschenbuch 4 (1846), S. 257ff.; J. Rosenstein, Preuß. Jahrbücher 15 (1865), S. 229ff., 475ff.; J. Großmann, Zeitschr. f. dtsch. Kulturgesch. N. F. 4 (1875), S. 300ff.; R. Mohl, Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften 2, S. 401ff.; Heidenheimer, Allg. dtsch. Biogr. 22, S. 764ff.

67) An ihn richtete er ‚Treuherziges Schreiben eines Layen-Bruders im Reich an den Magum in Norden oder doch in Europa. 1762'. Vgl. Unger, Hamann und die Aufklärung 1, S. 203, 226f., 418ff.

68) Vgl. seine Schrift ‚Von dem Deutschen national-Geist. 1765.'

69) Dichtung und Wahrheit. Buch 2. (Hempel XX, S. 72f.)

70) R. Löbell, Der Anti-Necker J. H. Mercks und der Minister F. K. Moser. Darmstadt 1896.

71) Z. B. Ephemeriden der Menschheit 1777, St. 2, S. 87—101. — Herbst[3] S. 165 findet in der ‚Ankündigung' „neben der ersten Conception des Ministers deutlich auch Claudius' originelle Hand"; ich stehe dieser Behauptung recht zweifelnd gegenüber, da Moser in seinen sonstigen Schriften sowie in seiner hsl. erhaltenen Verteidigung von 1779 ebenfalls einen lebhaften, durch originelle Bilder gewürzten, mit Frage- und Ausrufungssätzen durchwirkten Stil schreibt.

72) An Gleim 24. Juni (Zeitschr. des Harzvereins 47, S. 112), an Voß 1. Oktober (Hs. München), an Herder 14. Dezember (Aus Herders Nachlaß 1, S. 417) 1776.

73) Voß an Gleim 9. Mai 1776: Herrigs Archiv 127, S. 4; Wehrs an Sprickmann 2. Juni 1776: Hs. Warendorf, Sprickmann-Kerkerink.

74) Voß an Ernestine 14. Juli 1776: Briefe 1, S. 309.

75) Herbst[3] S. 200.

76) Aus den Berufungsakten hat W. Diehl in der Wochenbeilage Nr. 44 der ‚Darmstädter Zeitung' vom 30. Oktober 1909 das Wichtigste veröffentlicht, das hier mitgeteilt sei: Im Anfang Dezember 1775 wurde der Regierungsrat Stockhausen, der bisher Mitglied der Darmstädter Invalidenkommission gewesen war, von diesem Amt entbunden, damit er „so wenig als möglich von denen ihm obliegenden ordentlichen Dienst-Geschäfften abgehalten und zerstreuet werden möge". Um seine Stelle in der Invalidenkommission zu ersetzen, erging an diese am 12. Dezember der Befehl, „an seiner Statt ein anderes Subiectum in Vorschlag zu bringen, wobey der Dienst bey den Collegien nicht leide". Daraufhin erstattet der Oberhofprediger Kraemer als Vertreter der Invalidenkommission am 21. Dezember einen „unterthänigsten Bericht". Er glaubt, daß es „nicht notwendig sey, grade ein Membrum aus einem der höheren fürstl. Collegien zu nehmen, sondern ein jeder in der praktischen Haushaltungskunst geübter und erfahrener Mann, dabei aber denkender Kopf, welcher ein warmes Herz und wahre Thätigkeit zeiget, würde vollkommen dahin passen und mehr ausrichten als ein jeder andere, welcher schon an ein gewisses Normal der Geschäffte zu viel gewohnt ist, und solches dahin übertragen wollte". Nach diesen einleitenden Bemerkungen fährt Kraemer fort: „Unter den wenigen Männern, welche ich kennen lernen, und deren sonstige Arbeiten es erlauben, einen Anspruch auf sie zu machen, schienen mir folgende eine Rücksicht zu verdienen, nämlich 1) der Obristleutnant Pfaff, 2) Kriegrath Merk und 3) der dem Vernehmen nach an die fürstliche Landcommission berufene Claudius. Bei dem ersten habe ich viele Einsichten und Neigung für das oekonomische Fach bemerkt, welche bei mehrerer Thätigkeit und Anwendung eher zu- als abnehmen werden. Der zweite hat nebst mancherlei nützlichen Beobachtungen auf Reisen durch eignes Nachdenken und Belesenheit sich mit ungemein vielen Kenntnissen bereichert, welche, wenn die Ausübung dazu kommt, hoffen lassen, daß etwas mehr als alltägliches daraus entstehen werde. Von dem dritten reden seine vor den Augen des Publikums liegende Schriften als einem Mann, der gleichsam in alle Sättel gerecht zu seyn scheinet. Außerdem aber hätte er dieses vor den übrigen zum Voraus, daß ihm sein künftiges Amt tausendfachen Stoff darbietet, mit einem jeden Tage in dem oekonomischen Fache fester zu werden. Es würde demselben dieses Departement neben seinen Haupt-Geschäfften so wenig ein Hinderniß werden, daß es ihm vielmehr zur wahren Belustigung dienen müße, wöchentlich eine oder zwo Stunden auf einen so wohlthätigen und angenehmen Gegenstand zu verwenden, vorausgesetzt, daß die ganze Einrichtung so gemacht wäre, wie sie seyn muß, wenn das Institut merkliche Schritte zurücklegen soll. Einer höchsterleuchten Einsicht stelle unterthänigst anheim, ob und wer etwa am fähigsten und tüchtigsten seyn möchte, die höchste landesväterliche Intention zu erreichen." Darauf verfügte am 3. Jan. 1776 das Ministerium „ex speciali commissione Serenissimi" an Kraemer: „Wir haben uns vortragen lassen, was Ihr wegen Bestellung eines anderweiten Commissarii an die Invaliden- und Soldaten-Waisen-Anstalt unterm 23ten vorigen Monats und Jahres unterthänigst berichtet und derhalben vor Vorschläge gethan habt. Nachdem Wir nun den zu Unserer Land Commission beruffenen und den Ruf würcklich angenommenen Mr. Claudius zu Hamburg als Commissarium zu diesem Institut, in Ansehung dessen hierzu besitzenden vorzüglichen Eigenschaften, gnädigst erwehlet haben, und ihm demnächst deßfalls das nöthige zugehen lassen werden; Als ohnverhalten Wir Euch solches zur Nachricht, mit dem gnädigsten Befehle, daß Ihr biß zu dessen Ankunft in der Euch ohnehin obliegenden beständigen Communication mit Unserm Präsidenten Freyherrn von Moser, das erforderliche besten Vermögens besorget."

77) Titel des ganzen Jahrganges: ‚Hessen-Darmstädtische privilegirte Land-Zeitung 1777. Im Verlag des Fürstlichen Invaliden-Instituts. Darmstadt, gedruckt bey

Hartmann Wilhelm Krämer.' Titel der einzelnen Nummer: ,Hessen-Darmstädtische privilegirte Land-Zeitung. Im Verlag der Invaliden-Anstalt' Auf beiden Titeln als Vignette der hessische Löwe, der das Schild mit dem verschlungenen Namenszug L. IX. bewacht. Sie erschien zweimal wöchentlich, Mittwochs und Sonnabends, und kostete im Jahresabonnement 1 Reichstaler. — Der Jahrgang 1777 zählt 105 Nummern, am Schluß ein Namen- und Sachregister von 8 + 9 Seiten. (Ex. der Großh. Hofbibliothek in Darmstadt.) Claudius gab nur die Nummern 1—19 (1. Januar bis 5. März) heraus; vgl. s. Brief an Campe, Darmstadt 28. März 1777: Neue Jahrbücher 148, S. 592.

78) Schon Schubart hatte in St. 103 des Jahrganges 1776 seiner ,Deutschen Chronik' (S. 813f.) den Prospekt der neuen Zeitung veröffentlicht mit der lobenden Einführung: „Der vortrefliche Dichter Claudius trit zur innigen Freude der teutschen Welt auch wieder auf den Schauplatz, und wird künftiges Jahr eine Landzeitung schreiben, die nach einem herrlichen Plan abgefaßt werden soll." Nach dem Erscheinen der Zeitung loben Iselins ,Ephemeriden' sehr die „große Geschicklichkeit" des Herausgebers, des „geistreichen und berühmten Herrn Claudius" und fahren fort: „Herr Claudius bedienet sich sehr weislich auch seiner dichterischen Gaben zur Beförderung der väterlichen Absichten seines Landesherrn; und er wird dadurch, so wie durch seine aufgeweckte und angenehme prosaische Schreibart, seine Zeitung, die sich vor unzählich andern hervorthut, auch ausser Hessenlande beliebt machen." (1777, St. 3, S. 70f.) Weiteres Lob ebd. 1777, St. 10, S. 91ff. In dem Absagebrief an v. Moser vom Anfang März 1777 bemerkt Claudius auch: „Die LandZeitung findet, wie ich höre, überall Beyfall" (Herbst [3] S. 199). — Claudius versandte sie z. B. an die Freunde Hamann (Roth 5, S. 210), Herder (Aus Herders Nachlaß 1, S. 417) und Miller (an Voß 6. Januar 1777: Hs. München).

79) Merck an Wieland, Darmstadt 16. März 1779: Im neuen Reich 1877, S. 898.

80) Asmus III, S. 44ff.

81) ,Billet doux von Görgel an seinen Herrn, den 10. Jan.' (Landzeitung Nr. 4): Asmus III, S. 47ff.; ,Schreiben von Görgel an seinen Herrn, d. d. 1777' (Landzeitung Nr. 15): III, S. 50ff.; ,Beschluß-Nachricht von Görgel an seinen Herrn, d. d. Gr. den 27sten Febr. 1777' (Landzeitung Nr. 19). Außerdem noch in der Landzeitung Nr. 2: ,Schreiben von Görgel an seinen Herrn, d. d. Gräbenhausen, den 4. Jan. 1777'; Nr. 12: ,Schreiben von Görgel an seinen Herrn, d. d. den 6. Febr. 1777'; Nr. 18: ,Postscript von Görgel an seinen Herrn'. Alle sind unterzeichnet: „Görgel, sonst auch A—s genannt."

82) Schon vorher die kurze, aber bezeichnende Notiz zur Verlobung des Erbprinzen: „Am Sonntag war Gala an Hofe, und noch mehr in unsern Herzen." (Landzeitung Nr. 5.)

83) Hier nur ein Beispiel: „Kelbra in Thüringen, den 10. Dec. Heute kam ein Wolf mit zwey Jungen in unsre Stadt. Er mag in keiner guten Absicht gekommen seyn, ist aber unverrichteter Sachen wieder herausgegangen, und wird wohl in andern Orten sein Heil versuchen und Zeitungsarticel veranstalten." (Landzeitung Nr. 7.)

84) Vgl. über ihn: Strieder, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. 6, S. 82f.

85) So Diehl in dem Aufsatz ,Matthias Claudius und die ,Darmstädter Zeitung': Wochenbeilage Nr. 44 der ,Darmstädter Zeitung' vom 30. Okt. 1909. Ich selbst habe die folgenden Jahrgänge nicht einsehen können.

86) Die beiden Briefe bei Herbst [3] S. 195ff. Zu Claudius' Klage über Eymes vgl. noch seinen Brief an Herder vom 10. August 1776: Aus Herders Nachl. 1, S. 413 (Hs. Weimar). — In seiner Rechtfertigungsschrift äußert sich v. Moser im Juli 1779 sehr hart: „Zum Haupt-Expeditor wurde der in der gelehrten Welt sehr bekannte, damals bey Hamburg lebende Claudius auf nachdrückliche Empfehlung des General-Superintendent Herder vorgeschlagen. Seine herzliche und populaire Schreib-Art schiene die Erwerbung eines solchen Manns bey einer Anstalt schäz-

bar zu machen, wo so wenig auf Befehl und so viel auf Überzeugung ankommt. Er war aber zu faul, mochte nichts thun als Vögel singen hören, Clavier spielen und spazieren gehen, konnte die hiesige Lufft durchaus nicht vertragen, fiel in eine tödtliche Krankheit und gieng von selbst zu seinen See-Krebsen wieder zurück. Doch hat man ihm die erste Monate damals entstandenen Land-Zeitung zu danken, welche die einzige in dieser Art in ganz Deutschland ist, bisher inner Lands so viel Nuzen gestifftet, und außerhalb so viel Beyfall erhalten hat." Dagegen nun die Charakteristik in der Anklageschrift: „Des Herrn Landgrafen Hochfürstl. Durchlaucht wurden mit lauter Träumen von hergestelltem Credit, Wohlstand der Casse und des Landes unterhalten und das ganze treuherzige Publicum mit Zeitungsnachrichten hintergangen, des Endes sogar eine neue Landzeitung angelegt und ein eigner Zeitungsschreiber bestellt, um die Land-commissionslügen gegen jährliche Besoldung von 800 fl. [in Wirklichkeit hatte Claudius 600 fl. Gehalt] durch schöne Einkleidung recht wahrscheinlich zu machen. Es war der bekannte Claudius, ein ehrlicher Mann, der eben deswegen wieder wegging und sich's zur Ehre seines Herzens machte, lieber jährlich 800 fl. zu entbehren, als solche durch Windbeutelei zu verdienen." Ähnlich Höpfner an Nicolai, Gießen 26. April 1777: „[Claudius] hat seine Demission in Darmstadt gefordert, weil er, wie er sagt, die Luft nicht vertragen konnte. Im Grunde aber mags andere Ursachen haben. Er war bei einem Kollegio angestellt, das das Land reicher und glücklicher machen soll und er mochte mit dessen Anstalten übel zufrieden seyn. Denn ein sehr ehrlicher Mann ist er und heucheln kann er nicht." (Jahrb. d. Fr. dtsch. Hochstifts. 1911, S. 309 f.) — Doch in seinem Buch ‚Über Regenten, Regierung und Ministers. Schutt zur Wege-Besserung des kommenden Jahrhunderts' (Frankfurt a. M. 1784) S. 180 f. spricht Moser wieder in versöhnlichem Tone „von dem guten Claudius".

87) Hamann an Herder, schon am 10. August 1776: Roth 5, S. 177; Wieland an Merck, 27. Mai 1777 (so anstatt 1776!): Wagner II, S. 67; Schlosser an Merck, 3. Mai 1777: Wagner I, S. 112 und Wolff 2, S. 91.

88) Z. B. in den Briefen an Herder, 18. März (Aus Herders Nachlaß 1, S. 468), an Campe, 28. März (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 148, S. 592) und an Maler Müller, 31. März 1777 (Zeitschr. f. Bücherfreunde. N. F. 5, S. 95).

89) Vgl. den Briefwechsel mit Maler Müller: Zeitschr. f. Bücherfreunde. N. F. 5, S. 95 f.; Holtei, Dreihundert Briefe II, 1, S. 189 f.

90) Herbst[3] S. 203, 590.

91) Herder an F. H. Jacobi, Weimar 6. Sept. 1783: Aus Herders Nachlaß 2, S. 249 f. Vielleicht ist damit auch die dunkle Andeutung in Claudius' Brief an Herder vom 18. März 1776 erklärt: „Reisegeld — ich glaube, sie geben mir hier noch etwas, und wenn sie's nicht thun, so habe ich einen Freund, ders mir nicht versagt." (Aus Herders Nachlaß 1, S. 419.)

92) Es waren 35 Dukaten; vgl. Claudius an Herder, 24. Mai 1777 und 21. Juni 1779: Aus Herders Nachlaß 1, S. 420; Haym, Herder 2, S. 23.

93) Hs. München. — Mit griechischen Noten, die eine Satire auf die „gelehrten" Dichter (Wieland) sein sollten, eröffnete das Gedicht den III. Bd. des Asmus, nachdem Voß es vorher in seinen M.-A. 1777 (S. 135 ff.) aufgenommen hatte.

94) Kraeger, J. M. Miller. Bremen 1893, S. 51 f.

95) Er schrieb dazu: „Wenn Sie wollen, mögen Sie auch meinen Nahmen unter den Wächter und Burgermeister hinsetzen. Es war nur theils der Veranlaßung zum Stück halben, daß ichs nicht wollte, aber das schadet auch am Ende nicht." (Hs. München.) — Voss. M.-A. 1777, S. 151 f.; Asmus III, S. 60 f.

96) Hs. Leipzig, Brockhaus.

97) Hs. München. — Voss. M.-A. 1778, S. 9; Asmus III, S. 25. Begeistertes Lob Bürgers an Boie, 11. Okt. 1777: „welch ein allerliebstes Gemälde! Keiner unserer Dichter singt für mich so herzgreifend wie Claudius. Meine Sprache kann das nahmenlose Wonnegefühl nicht ausdrücken, was seine Gedichte in mir erwecken." (Strodtmann 2, S. 158.) Voß bezog das Gedicht auf seinen Zweitgeborenen: Briefe 2, S. 103.

98) Asmus III, S. 185.

99) Hier zitiert nach dem ersten Druck im Voss. M.-A. 1778, S. 101 ff.; danach im Deutschen Museum 1778, I, S. 288 mit Komposition von Reichardt; Asmus III, S. 158 f. — Boies Lob: Strodtmann 2, S. 165.

Kapitel VII.

1) Claudius an Merck, 13. Mai 1777: Wagner II, S. 91; Merck an Höpfner, Darmstadt 23. August 1777: Wagner III, S. 149; Claudius an Höpfner, 28. August 1777: Hs. Leipzig.

2) Voß an Miller, Flensburg 9. Juni 1777: „Hahn hat mich aus Göttingen grüßen laßen. Claudius schreibt, er habe mir mündlich mehr zu sagen, der Hahn sey ein ehrlicher Kerl." (Hs. München.)

3) Bürger an Boie, Wöllmershausen 18. August 1777: Strodtmann 2, S. 115.

4) Boie an Bürger, Hannover 2. Mai 1777: Strodtmann 2, S. 77; Boie an Voß 8. Mai: Weinhold, Boie S. 90.

5) Lessing an Claudius, Wolfenbüttel 21. Mai 1777: Preuß. Jahrbücher 133 (1908), S. 113.

6) Petersen an Nicolai, Darmstadt Ende April 1777: Grenzboten 70 (1911), S. 563.

7) Voß' Briefe 1, S. 334. 2, S. 259.

8) Wandsbek 13. Mai 1777: Wagner II, S. 90 ff.

9) Voß' Briefe 2, S. 259; Voß an Miller 4. April 1777 und 30. Januar 1778: Hss. München.

10) Claudius' Eintrag in die Familienbibel: „Auf Herders u. des Ritters Zimmermann Vermittlung ward mir von dem H. Oberpraes. v. Moser in Darmstadt eine Oberlandcommissariusstelle angetragen, u. wir gingen nebst unsern 2 Mädchen d. 31. März 1776 dahin ab, kamen aber, weil es dort nicht convenirte, d. 4. Mai 1777 hier schon wieder an. Durch eine heftige Pleuresie, die mich in Darmstadt befiel, u. während deren ich mehre Tage ohne Hoffnung war, ward meine liebe Rebecca mit 2 Kindern u. hochschwanger in einem fremden Lande auf eine harte Probe gestellt. Sie bestand sie aber mit Ehren u. pflegte u. betete mich glücklich durch u. setzte sich fröhlich in den Wagen, um Wandsbek noch mit heiler Haut zu erreichen. Vier Wochen nach unsrer Ankunft, d. 4. Juni, gebar sie nach einer für sie sehr beschwerlichen Reise eine 3te Tochter, die den 6ten ejud. getauft wurde."

11) An Miller, Otterndorf 28. April 1779: Hs. München.

12) Vgl. auch Voß an Miller, Wandsbek 30. Mai 1778: „Da schickt mir Claudius einen Brief für dich. Er hat jezt 2 Söhne von dem Kammerrath Jacobi aus Düßeldorf in Kost und Information, die auch schon Kegel mit spielen; ich sehe, daß er dich zum Kegelspielen einladet." (Hs. München.)

13) Voß' Briefe 2, S. 18 ff. Dazu die Schilderung im Briefe an Herder, 19. April 1780: Aus Herders Nachlaß 1, S. 422 ff. (Hs. Weimar.) Ferner noch Voß an Miller, Wandsbek 30. Jan. 1778: „Seit Martini wohnen wir nun in unserm Hause. Es steht in der Reihe, wo Claudius Schwiegermutter (der Vater ist todt) wohnt, wo wir ehemals Kegel spielten, einige Häuser davon nach Wendemut zu; die hohen Eichen, die wir auf dem Wege nach Wilm, quer über hinter Harmsens Garten, zur rechten Hand ließen, rauschen gerade vor unserer Thür, und sind im Sommer ein heiliger Schattenhain. Aus meinem Garten seh ich Wendemut, oben die Bleiche, die hinter Claud. Garten anstößt, und das bretterne Gerüst, das Vetter Cl. sein Lusthaus nennt, wo wir noch im Sommer auf liegen, Kaffee trinken, und wie Muselmänner Toback rauchen." (Briefe 2, S. 100; verbessert nach der Hs. in München.)

14) Boie an Bürger 22. August 1777: Strodtmann 2, S. 117; Voß an Bürger 28. August 1777: ebd. 2, S. 120.

15) Claudius an Voß, 20. Dezember 1778: „Ferner begegnete mir auch H. Bach und sagte mir für Sie: daß er künftig compositions für den Allmanach machen wolle, aber alle compositions in demselben; wen Sie das wollten, so könten Sie ihm die Lieder zustellen oder wen Sie für das Jahr schon Compositions hätten oder besprochen hätten; so wolle man dies Jahr vorüber gehen laßen und s. weiter.“ (Hs. München.) — Zu Bachs Kompositionen vgl. die Tabelle bei Grantzow, Geschichte des Göttinger und des Vossischen Musenalmanachs S. 190.

16) Für die Taufe von Voß' Erstgeborenem vgl. Voß, Briefe 2, S. 37 f. Ferner z. B. Hamann an Herder, 8. Oktober 1777: Roth 5, S. 254; ‚Brief an Andres wegen den Geburtstägen im August 1777‘ [Feier der Geburtstage von Hamann, Herder, J. G. Jacobi, Schönborn und Claudius]: Asmus III, S. 174—181; ‚Neue Erfindung‘: Asmus IV, S. 98—105; folg. Anm.

17) Ernestines Bericht: Voß, Briefe 2, S. 31: Rebekka an Ernestine 13. November 1778: „Vorige Woche waren wir in Altona und besuchten die Gr. Gustgen [Stolberg] Sie ist noch immer sehr schwächlich, Sie hat mir viel grüße aufgetragen an euch allen und freut Sich sehr das es euch da so wohl geht. Sonnabend Abend Feierten wir Fritz Stolberg seinen Geburtstag bey Büsch die Gr. war auch da und Klop. und v. Winten und Mumsens insgesampt, wir warn recht lustig da wurde geschmaußt und gesungen biß um Mitternacht“ (Hs. München); 12. Februar 1779: „Fritz Stolberg komt bald hier die Gräfin Catrina ist eine Zeitlang in Hamb gewesen und wir sind oft vergnügt zusamen gewesen Gustgen ist noch imer kränklich“ (Hs. ebd.).; Claudius an Karoline Herder, 8. Januar 1782: Austerneinkauf in Hamburg für Herders (Hs. Weimar). — Am 30. Oktober 1785 speiste Elisa v. d. Recke mit den beiden Claudius beim Verleger Bohn in Hamburg (Vor hundert Jahren [s. unten Anm. 62] S. 209).

18) Rebekka an Ernestine, 13. November 1778: „Alle Wandsbecker haben mir Grüße aufgetragen auch H. Erich der kömt alle tage in unser Hauß und lernt Georg [Jacobi] den Baß und alle Mittwoch haben wir ein Concert bey uns und die andre woche bey Milow die H. Virtuosen sind H. Ölers H. Erich Hutwalcker Tönies Jacobi ppp da gets herlich her“ (Hs. München). Claudius an Voß 20. Dezember 1778: „ich erwarte alle Tage ein neues Clavier von Friderici, um mich, weil ich doch mit Gewalt organist werden soll, des berufes würdiger zu machen.“ (Hs. ebd.) — Dazu Claudius an Reichardt 26. Oktober 1784: „Ihre Composition des Motets [Asmus IV, S. 1 f.] ist zwar wohl nicht übel, und hat gewiße Dinge beßer getroffen als einige andre Compositions die ich erhalten habe; aber gnügen thut [sie] mir doch, die Wahrheit zu sagen, nicht.“ (Hs. Berlin, Lessing.) Claudius an Bürde 10. Dezember 1787: „Vielen Dank, lieber Bürde, für Ihre geistlichen Gesänge. Wir, groß und klein, spielen und singen itzo viel, und haben sie in unsern Delectum von Singesachen aufgenommen. Sie haben an H. Schulz den rechten Mann zum componisten derselben getroffen. Der versteht nicht allein den Ton in Volksliedern, sondern auch in geistlichen, welcher ein ganz ander Ding ist.“ (Hs. Leipzig, Börner.) Vgl. auch unten Anm. 32.

19) Claudius an Voß, 20. Dezember 1778: „Unser Hauß ist dießen Winter so feucht gewesen, daß ich entschloßen bin künftigen Herbst auszuziehen wen nicht andre Anstallten gemacht werden.“ (Hs. München.) Claudius an Baron v. Haugwitz, 20. Dezember 1781: „ich habe uns diese Tage hier ein Hauß gekauft. unser bisheriges Häußchen, das uns physisch zu eng werden wollte, fieng dazu an uns überm Kopf zusammen zu fallen und so habe ich in ein sauren Apfel beißen müßen. Das neue Hauß hat, welches eigentlich die Hauptsache ist, ein Platz hinter sich wo ich eine Kuh weiden kann.“ (Hs. Berlin.) Claudius an Voß, 23. Januar 1782: „Unser Hauß fiel uns übern Kopf zusammen, so haben wir ein neues gekauft und ziehen Fastnacht ein“; Rebekkas Nachschrift an Ernestine: „Fastnacht soll ich aus mein liebes altes Häusgen ziehen, das thut mir so leid daß ich nicht daran denken mag.“ (Hs. München.) Claudius an Gerstenberg, 6. März 1782: „sonst habe noch zu vermelden, daß ich vor einigen Monahten, da unser bisheriges Hauß zusammenfallen wollte, uns einen eignen Heerd gekauft habe, den wir auch seit 14 Tagen schon würklich cultiviren und sehr probat finden. Gott erhalte uns gesund darin und gebe, daß wir darin bleiben können

und nicht durch eine etwanige cessione bonorum oder dergleichen uns von ihm trennen müßen, denn wir können itzo eine Kuh halten, das uns eine trefl. Hülfe ist. ich habe einen großen Platz hinter dem Hause, darauf ich mir von allen meinen Freunden Einen Baum schenken laße; wenn Sie darauf entriren wollen steht er Ihnen auch offen." (Hs. Berlin, Lessing.) Ebenso an Herder, 2. Jan. 1781: Aus Herders Nachlaß 1, S. 428 (Hs. Weimar). Dazu noch: Hamann an Herder 8. Dezember 1781: Roth 6, S. 229 f.; Voß an Hamann 31. Juli 1782: Gildemeister 2, S. 393. Hansen, Charakterbilder aus den Herzogtümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, Hamburg 1858, S. 251 ff. — Einem Wandsbeker Lokalereignis, der am 7. Januar 1778 vorgefallenen Zerstörung eines Kuhstalles auf der Meierei durch Feuer, verdankt der ‚Brandgesang von den Brüdern Quarz' seine Entstehung (vgl. Redlich, Ztschr. f. dtsch. Philol. 4, S. 371), welcher nur im Voss. M.-Alm. 1783, S. 163 ff. anonym erschien und in Bänkelsängermanier die Feuersbrunst besingt. Claudius' Autorschaft bezeugt Wagenseil in seinem ‚Unterhaltungsbuch für Freunde der Geschichte und Literatur' 2, S. 356.

20) Sehnsüchtig schrieb Fritz Stolberg am 1. Nov. 1777 aus Kopenhagen an Voß: „O wenn ich nur alle Monat einen Tag dem Kopenhagener Getümmel entrinnend bey Ihnen zubringen könnte! Wie reizt mich auch in dieser Jahreszeit die Vorstellung Ihrer ländlichen Wohnung in Wandsbeck, in den Armen der Natur u: der Liebe, u: im Umgang mit dem lieben Claudius u: seiner lieben Frau. Aber daß Ihr liebe Leutchens Euers Glück so ganz in der Stille geniest, u: nicht sizend in Abrahä Schooß den Finger eintauchet, mich lechzenden zu laben, den eine grosse Kluft von Euch abhält, das ist nicht fein!" (Hellinghaus S. 56 f.)

21) Rüdiger, Karoline Rudolphi. Hamburg und Leipzig 1903, S. 247, 249.

22) Über die Geselligkeit und den in ihr herrschenden Ton vgl. K. A. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen. Leipzig 1838, 2, S. 15 ff.; H. Sieveking, Georg Heinrich Sieveking. Lebensbild eines Hamburgischen Kaufmanns aus dem Zeitalter der französischen Revolution. Berlin 1913, S. 409 ff.

23) Folgende Briefe sind uns erhalten (ungedruckt, die Hss. in München): Rebekka an Ernestine, 13. Nov. 1778; Claudius an Voß, 20. Dez. 1778; Rebekka an Ernestine, 12. Febr., 12. Juli, 10. Sept. 1779, 7. Jan. 1780; Claudius an Voß 23. Januar, 3. Nov., 14. Nov. 1782, 22. Sept. 1783; Rebekka an Ernestine, 30. Januar 1787 (mit Nachschrift von Matthias).

24) Aus Herders Nachlaß 1, S. 434 f. (Hs. Weimar). Zur Datierung vgl. Herbst, Voß 1, S. 314.

25) Außer den in Herders Nachl. 1, S. 420 ff. gedruckten Briefen, deren Hss. größtenteils in Weimar liegen, habe ich noch folgende ungedruckte gefunden: Claudius an Herder, 12. Jan., 15. Febr., 6. Dez. 1780, 16. Mai, 13. Juni 1781; Claudius an Karoline, 8. Jan. 1782; Claudius an Herder, Mai, Juni 1783; Rebekka an Karoline, 13. Dez. 1783 (Hss. ebenfalls in Weimar). — Nach Herders Tode schrieb Claudius am 24. März 1804 an Karoline, die ihres Mannes Briefe wiederhaben wollte: „ich habe vor einigen Jahren, als einiger Schein zu etwanigen Heerszügen und Flucht war, meine Briefe verbrannt auch die Herder und Hamann mir geschrieben hatten. Der von Herder waren auch nicht sehr viele und wenig litterarisches darinn; Sie wißen selbst, daß Sie in den letzten 10—12 Jahren die Correspondence zwischen uns geführt haben, als Herder mit meinen Meinungen nicht mehr zufrieden war." (Hs. Berlin.)

26) Aus Herders Nachl. 1, S. 431; Herder, Haym 2, S. 188 f., 213; unmutig spricht Herder Voß gegenüber von dessen „Claudisiren in der Lebens- und Briefweise, das denn nicht jedermanns Werk ist". (Mitteil. a. d. Literat.-Arch. 3, S. 277.)

27) Hamann an Herder, 7. Juli 1782: Roth 6, S. 266.

28) Mai 1779 wurde die Schrift ‚Κογξομπαξ. Fragmente einer apokalyptischen Sibylle über apokalyptische Mysterien' nach Wandsbek gesandt (Roth 6, S. 76), Okt. 1780 die ‚Zwei Scherflein zur neuesten deutschen Literatur' (Roth 6, S. 163, 171, 184), Mai 1784 ‚Golgatha und Scheblimini' (Weber, Neue Hamanniana, S. 119).

29) Sie befinden sich im Besitz des Herrn Pastors Schröder in Altona-Othmarschen und seien hier im Auszug wiedergegeben: **1. Königsberg**, 7./13. Jan. 1783: „Herzlich geliebtester Gevatter und Freund. Den 23 Novb. pr. erhielt Ihren Brief den ich blos deshalb allegire um Euch zu erinnern was Ihr daselbst von stummen und treuen Hunden Selbst sagt, und wovon die Deutung auf uns Beyde paßt. Ich habe mich damals herzlich über alle das Gute von der lieben Frau Rebecca und Eurer Muse Schwangerschaft, von der Anlage der 6 Lusthäuschen und dem Gedeyen der Colonisten in dem Obstgarten und von der Fruchtbarkeit Eurer Weinreben über der Thür pp gefreut; und eben so innigen Antheil an dem Kummer unsres Eutinischen Freundes genommen, von deßen Odyßee ich gestern Abend das dreyzehnstete [!] Buch mit meinem Sohn und seinem Freunde Hill angefangen habe zu unserer grösten Marterlustbarkeit [?]. An meiner späten Antwort ist wol hauptsächlich das leidige und liebe Subscriptionswesen schuld, welches ich nicht eigenhändig betreiben kann, sondern dienstbaren Geistern die mehr Einfluß in das Publicum haben, überlaßen muß. Mit der lieben Christenheit bin ich Gottlob fertig. Der Dritte Zedel läuft aber noch bey unserer Jüdenschaft, und wird heute oder morgen erwartet. An Hartknoch habe auch deshalb nach Riga geschrieben, und aus Curl. erwarte ehstens einen guten Freund, den ich vielleicht dort zum Anwerber machen kann. Am guten Willen hat es mir nicht gefehlt und der Terminus fatalis geht doch erst mit dem Ende des Jänners. Mit der Gesundheit geht es Gottlob! leidl. in meinem gantzen Hause, und alles grüst und küßt Euch u. die Eurigen in Gedanken. Hänschen und die älteste hat das Französische angefangen, habe einen Umtreiber Namens Toupet der Aussprache wegen gehabt einen einzigen Monath, ihn aber abgedankt zu rechter Zeit; der erste Theil von Campens Robinson ist unser Lesebuch. Sorgt also für die Fortsetzung, Herr Gevatter. Ihr habt aber noch Zeit, weil wir erst mit einem Blatt fertig sind, und das Mädchen langsam ist. Einen beßren Anfang hat sie diesen Sommer auf dem Clavier gemacht, — Ich habe meinen ersten Brief dieses Jahr ins Cabinet geschrieben. Daß ich gelesen oder erhört werden möchte, daran zweifele ich Sollte ich wider all Vermuthen Antwort erhalten, so werd ich Euch auch mit der Nachricht eine Freude machen — weil es darauf ankommt, daß ich von meinem Posten leben kann, und zu Autor ressourcen weder Glück noch Geschick habe. Außer diesem Grundris fehlt es mir nicht an hundert Zerstreuungen z. E. ein ganzer Ballast von Büchern liegt um mich her aus der hiesigen Lilienthalschen Auction die nach Riga gehen sollen und von denen manche hier schwerl. wieder vorkommen möchten. Mit der zieml. Sammlung von Freygeistern besonders engl. bin schon fertig. Außer den Homerischen Abendstunden muß ich doch wenigstens meinen Sohn taliter qualiter abwarten, mit einem Kapitel aus dem N. T. einem Maulvoll Hebräisch, gegenwärtig aus dem Josua und einem Maulvoll Lateinisch aus der Aeneide u. 1/4 französisch mit seiner Schwester. Ohngeachtet meiner Einsiedlerey fehlt es doch nicht dann und wann an Zuspruch. Ich gehe zu niemanden als in ausdrückl. Geschäften und auf Verlangen. Weder meine Augen noch mein Kopf halten über 10 des Abends aus und ein früher Aufsteher bin nur in den paar meiner besten Lebensjahre gewesen. . . . . . . Euer Wein hat bis zum 1 Sept. ausgehalten, wo ich die lezte Oelung davon genoßen; d. 9 Xbr. erhielte 6 kleine Bouteillen von dem Hauptmann von Hogendorp oder vielmehr sr. Mutter der Gräfin, 2 davon habe ver[z]ehrt und die dritte ist noch nicht verzehrt. Es soll Cap Wein [sein], ich nenne ihn da Capo wegen seiner geistigen Lieblichkeit, auf den Fläschchen steht Costanza Wein. Der mittelste HE. v. Hogendorp ist Euer Gast gewesen. Euer Puppenwerck hat mein Haus ärger als der spanische Pips heimgesucht. Meine Kinder wurden von der Seuche auf einmal so angesteckt und die Fabrike nahm so überhand, daß man sich vor Puppen nicht zu rühren wuste. Endlich hat das Uebel nachgelaßen. . . . . Im Herbst hab ich noch eine BaumAllee gepflanzt und mit einer Eiche meinen Hayn vermehrt. Vom Fortgange werde nicht ermangeln zu seiner Zeit gehörigen Bericht abzustatten. Einer der schönsten Aepfelbäume hat auch noch im späten Jahr Blüthen getragen. D. 13 — Ein unvermutheter Durchgang eines meiner ältesten und

besten Freunde, George Berens aus Riga, der heute vermuthlich abgehen wird, hat mich zerstreut. Er hat Klopstock in Hamburg besucht, und ist nicht in Wandsbeck noch Weimar gewesen, wozu er sich doch ausdrücklich lederne Reithosen mitgenommen. ....“ — 2. Königsberg, 15. August 1784: „Liebwerthester Herr Gevatter und Freund, Heil und Seegen zum Geburtstage — und freundl. Dank für ertheilte Nachricht. Ist Hill schon durchgegangen? oder wohnt er gegenwärtig als mein Deputirter dem heutigen Festtage bey? Der Virtuoso ambulante [Reichardt] wird wohl den Weinkeller so ziemlich aufgeräumt haben; mag Hill sich an der Frau Rebecca Milchkammer halten..... Erinnert ihn doch, daß er an mich schreibt und mich bey dem Fortgang seiner Wallfahrt nicht vergißt, eine Nachricht von seinem Schicksal mitzutheilen. Ich denke daß er in Grünstadt einen Brief von mir finden wird, bey unsres Jacobi Vetter Reinhold — und sagt mir Eure Meinung von dem Irrgeist, den ich noch gern hier behalten hätte, seinet- und meinetwegen. — Ich bin gebeten worden beyl. Brief zu begleiten, ohne selbst zu wißen, wie ich dazu komme. Dengel ist der einzige Buchladen, den ich hier besuche, und so wenig wie möglich. Wenn Ihr lieber Claudius mit Löwen zufrieden seyd, und Ihr bey einem neuen Engagement [nicht] gewinnt: so thut mir wenigstens den Gefallen Eure negative Erklärung so bald wie mögl. mitzutheilen. Eine positive würde vielleicht schmeichelhaft für mich seyn aber nach einer halben Bürgschaft aussehen, daß die Bedingungen von dieser Seite genau und pünctlich erfüllt würden. Es ist ein feiner artiger Mann, von Talenten, die eben keinen glückl. Buchhändler machen. Könnt Ihr, ohne Abbruch des alten Freundes, die Uebersetzung übernehmen, falls das Orginal selbige verdient: so käm es drauf an einen Versuch zu machen. Es wird mir so schwer etwas zu sagen, das nicht von Herzen geht und worüber ich nicht Einsicht genug habe oder mir zutrauen kann: daß ich Euch bitte uns bald durch eine Entschließung zu beruhigen. Dengel ist ein genauerer Freund oder wenigstens Beckanter unsers R[eichardt] — auch in dieser Rücksicht werd ich dafür sorgen, daß reel von ihm zu Werk gegangen wird und Ihr keine Ursache haben sollt unzufrieden mit ihm zu seyn. Meine 3 Mädchen sind seit d. 27. Jul. aufs Land gefahren Ihren Bruder zu besuchen. Wir alten Leute sind also ganz allein, und wißen nicht, wenn wir unsere Kinder widersehen werden. Was aus meinem Scheblimini geworden ist, weiß ich auch nicht. Vielleicht erhalten Sie eher ein Exemplar, als ich. Wünschen Sie nicht auch bald den zweiten Theil von Herders Ideen? Wenn er so fortfährt, wird er uns nicht ein Meisterstück platonischer Beredsamkeit liefern? Ich habe endlich wider einmal heute den öffentl. Gottes-Dienst Vormittags abwarten können, und bin gesonnen den nächsten Sonntag meine Andacht zu halten, wozu ich seit 2 Jahren und vielleicht länger nicht habe kommen können. Das zerstört Jerusalem in mir! Der reisende Franzose ist ein Magister, Namens Carl Reisbeck, der sich jetzt zu Arau bey Bern aufhält und von den wir Briefe über die Schweitz zu erwarten haben..... Eure und meiner Freunde Briefe machen mir immer so viel Vergnügen, daß meine Casse nicht so blöde ist selbige als meine eigenen frey zu machen, weil es mir vorkomt, daß sie so wenig des Schreibens und Lesens, geschweige eines Dreyers werth sind ..... Der Herzog von Curland ist gestern abend angekommen; ich habe heute im vorbeygehen seinen Concertmeister HE. Veichtner gesprochen. Die Schwester der Herzogin, geschiedene Cammerherrin von der Recke hat sich auch bey ihrer Durchreise um mich bekümmert, und wird vielleicht auch in Wansbeck ansprechen; vielleicht auch mein alter Freund u. Verleger Hintz, gegenwärtiger LandschaftsAdvocat. Gott seegne und erhalte Euren lieben Johannes, die glückliche Mutter Rebecca, Pathchen sammt den übrigen Schwestern. Erbarmt Euch des Herrn Barons v. Sainte-Croix [‚Mémoires pour servir à l'histoire de la religion secrète des anciennes peuples, Paris 1784‘], wenn er es verdient und gebt uns bald Nachricht von Eurem Entschluß. Gott sey mit Euch und uns allen. Ich habe eben des alten würdigen J. J. Mosers Leben gelesen mit vielem Antheil. Die wüste Schrift über Regenten, enthält auch Euren Namen.“ — 3. Königsberg, 16. Dezember 1786: „Lieber Gevatter und Freund, ... Ich hatte eben die Nachricht [von Rebekkas Entbindung] von unserm Freunde aus

P.[empelfort] erhalten als ein paar Tage drauf d. 27 pr ein gewißer D. Stein aus Scheinberg [?] mich besuchte mit einem Gruß von Euch und dem Grafen Stollberg, da ich eben mit meinen Gedanken oft in Eurem Wandsbeck herumirrte Ich war eben bettlägerich an einer Verstopfung, und einen Augenblick aufgestanden, der durch den dazwischen kommenden Besuch so lange währte, daß ich bald drüber ohnmächtig geworden war. Zwey Tage drauf besuchte er mich wieder und nahm Abschied. Er ist in M. Wolke aus Deßau Gesellschaft angekommen. Ich gieng wider alles Vermuthen den 1. dieses aus und hoffte den Man noch zu sehen, dem ich einen offnen Brief an Hartknoch mitgeben wollte. Er war aber bereits abgereiset — Ich wollte die widrigen Eindrücke, die ich besorgte durch meine Unpäßlichkeit auf ihn gemacht zu haben, ihm wo mögl. benehmen und erfuhr, daß es ihm bey andern noch ärger gegangen war. In meinem Hause ist Gottlob! alles wohl! Ich kann leider! nichts als eßen, und alle meine Lebensgeister scheinen in meinen Unterleib concentrirt zu seyn. Hypochondrie und Witterung machen mich zu allem unthätig. Morgen ist es ein rundes Jahr, das ich anfieng an meiner letzten Schrift zu arbeiten. Gestern hatte ich nach langer Zeit wieder einmal so viel Hertz sie anzusehen. Nach Berlin bin ich nicht im stande zu schreiben, wenn es mir auch alles kosten sollte. Der ehrl. Reichardt hat alles dort für mich gethan, was in seinen Kräften gewesen. Ich komme aber nicht von der Stelle. Heut vor 8 Tagen war ich halb außer mir über die Nachricht, daß unser Herder nach Berlin einen Ruff erhalten hätte. Ich wollte den Tag drauf gl. an ihn schreiben, das ich so lange Zeit her ihm schuldig bin. J.[acobi] ist der einzige gewesen, den ich mit einem Briefe heimgesucht. Er wird des Dings auch überdrüßig seyn, wie ich meines todten unfruchtbaren Zustandes. Kant ist Mitgl. der Akademie in Berl. geworden — daß Herder was Beßres würde, mich mit B.[erlin] auszusöhnen! Ich wünschte ihn noch in W.[eimar] zu sehen. Laß immerhin, lieber Claudius, alle Menschen Lügner seyn; wenn Der nur treu ist, von dem unser Schicksal abhängt, und auf Seiner Treue beruht meine einzige Hoffnung Euch, meine würdige Frau Gevatterin Rebecca und Euren ganzen Familien Stamm zu sehen, die ich Gottes Pflege und Obhut tägl. empfehle, wie mich selbst und die meinigen. Lisette Reinette hat noch ein Jahr übrig bis auf den Termin ihrer Pension, wo ich sie so zurück zu erhalten hoffe, daß sie ihre beiden jüngern Schwestern zu erziehen im stande seyn wird, die sich heute bey einer Nachbarinn was zu gut thun. Johann Michel ist allein bey mir, und liest Campens Reise nach der Schweitz. Herdern hat unsere Akademie einen wackern jungen Mann an Prof. Haße zu verdanken, bey dem er das Syrische treibt, und das Arabische nach zurückgelegter Wallfahrt anfangen wird. Mehr wie denken an meine Freunde kann ich nicht. Gott gebe daß wir uns im bevorstehenden Jahr einander sehen, und mündlich alles ersetzen mögen, was sich mit Dinte und Feder nicht thun läßt ....“

30) F. H. Jacobi an Lavater, 23. Juli 1788: F. H. Jacobis Auserl. Briefwechsel 1, S. 484.

31) Die achtzehn von 1778—85 erhaltenen Briefe, alle noch ungedruckt, im Besitz von Herrn Gotthold Lessing in Berlin. Im Zusammenhang sollen sie demnächst veröffentlicht werden.

32) Z. B. 19. Oktober 1778: „Vorigen Sontag habe ich das Heilig pp von Bach in der St. Cathrinen Kirche gehört Es ist ganz vortreflich“; 9. November 1780: „Heute geht die Partitur des Alexanderfestes [von Haendel] an Sie ab“; 19. Dezember 1781: „Die Sonaten von Haidn sind sehr schön, auch einige von Reichardt, sonderlich die erste“; 25. November 1782: „Haben Sie Schulzens Volkslieder? Das heiß ich noch Lieder.“ (Vgl. auch oben Anm. 18.)

33) Erhalten sind uns nur zwei Brieffragmente, von Claudius an Jacobi, September 1781 (Jacobis Auserl Briefw. 1, S. 333) und von Jacobi an Claudius, 30. Juni 1783 (ebenda 1, S 362 f.); doch können wir aus zahlreichen sonstigen Äußerungen auf eine rege Korrespondenz zwischen beiden schließen. Reizende Gedichte des Bruders J. G. Jacobi an Claudius: ‚Im Vilkerbusche bei Düßeldorf, den 13ten Julius 1778‘ (Voss. Mus.-Alm. 1779, S. 195 ff.) und

‚Unserem Freunde Asmus, die Brüder und Schwestern Jacobi. Pempelfort, den 15ten August 1783‘ (ebd. 1785, S. 96). — Für F. H. Jacobis Philosophie vgl. E. Zirngiebl, F. H. Jacobis Leben, Dichten und Denken, Wien 1867; ausgezeichnet jetzt F. A. Schmid, F. H. Jacobi. Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und seiner Philosophie als Beitrag zu einer Geschichte des modernen Wertproblems. Heidelberg 1908.

34) Auserl. Briefwechsel 1, S. 257, 278.

35) Petersen an Nicolai, Darmstadt 24. Juli 1778: „Wie Merck erzählt, hat der Hofkammerrath Jacobi in Düsseldorf seine 2 Söhne kürzlich dem Herrn Claudius nach Wandsbeck zugesandt, der solche einige Jahre unterrichten soll. Der von ihm nach Düsseldorf geschickte Unterweisungs- und Erziehungsplan soll — versichert Merck — vortrefflich seyn.“ (Grenzboten 70, S. 615.) Claudius an Gleim, 24. Februar 1779: Zeitschr. des Harzvereins 47, S. 115; Gleim an Herder, 12. Januar 1781: Von und an Herder 1, S. 73. Vgl. ferner oben Anm. 12 u. 18.

36) Aus Herders Nachlaß 1, S. 425.

37) Originale habe ich nicht mehr auffinden können.

38) Erhalten sind: Claudius an Reichardt, 16. November und 8. Dezember 1781 (Liepmannssohns Autogr.-Verst. 1896, Nr. 247, 1 u. 2; wo die Originale?); 25. Januar 1782 (Henricis Autogr.-Kat. 10, Nr. 171; wo Original?); 26. Oktober 1784 (Hs. Berlin, Lessing); 1. Februar 1785 (Liepmannssohn Nr 247, 3); o. D. (Hs. München).

39) Erhalten sind: Claudius an Boie, 28. August 1777 (Hs. Berlin); 6. Oktober 1777 (Hs. Hamburg, Meyerdiercks); 9. Mai 1778 (Hs. Berlin); 1. September 1778 (Hs. ebd.).

40) Miller an Voß, Ulm Juni 1777: G. A. Müller, Stimmen toter Dichter. Hannover 1904, S. 89.

41) Vgl. meine Veröffentlichung in der Zeitschr. des Harzvereins f. Gesch. u. Altertumskunde. 47, S. 103 ff. Claudius besorgt für Gleim französische Bücher in Hamburg; dafür liefert der Harz Jahr um Jahr einen leckeren Rehbock in Frau Rebekkas Küche.

42) Belegen lassen sich Besuche aus den Jahren 1779, 1782, 1783, 1784, 1785, 1786, 1787, 1788; vgl. Hennes, Aus Stolbergs Jugendjahren, S. 97; Hellinghaus, S 60, 94, 145, 202; Hennes, F. L. Stolberg und Herzog Peter von Oldenburg, S. 176, 180 f., 223, 233, 292, 342, 361; Strodtmann, Briefe von und an Bürger 3, S. 200.

43) Hennes, F. L. Stolberg und Herzog Peter von Oldenburg, S. 180 f., 349. Vgl. oben Anm. 17.

44) Dies ergibt sich aus dem noch ungedruckten Briefwechsel Claudius' mit Gerstenberg, der größtenteils im Besitz von Herrn Gotthold Lessing zu Berlin sich befindet; ferner Rebekka an Ernestine, 30. Januar 1787: „Gerstenberg hat uns einmal mit seinen Kindern besucht weil er in Altona ist“ (Hs. München).

45) Ostern 1779: Voß, Briefe 2, S. 105 f.; Sommer 1782 auf dem Umzuge von Otterndorf nach Eutin: Gildemeister, Hamann, 2, S. 393.

46) Holtei, Dreihundert Briefe I, 1, S. 59 f; Voß, Briefe 2, S. 21 f. Vgl. Düntzer, Christof Kaufmann, Leipzig 1882, S. 110 f. — Die Familie Claudius hielt an ihrer Sympathie für den Schwärmer fest; zu seiner Hochzeit dichtete ihm Claudius das Lied ‚Als C. mit L. Hochzeit machte‘ (Asmus III, S. 133 f.), und am 13. November 1778 meldete Rebekka an Ernestine: „Nun noch ein Wort von Kaufmann seine Frau hat ihm am 1. Sep. einen Fixen Knaben gebohren. Da ist ein Jubel der Junge kent seinen Vater schon, und sein Großvater hat ihn eine ganze Rüstung geschenckt“ (Hs. München).

47) Vgl. Anm. 29.

48) Roth 5, S. 236, 238; Gildemeister 3, S. 126.

49) Lavater an Claudius, 8. April 1783: Hamburger Nachrichten 1913, Beil. Nr. 52 (Hs. Zürich); Claudius an Gleim, 14. November 1786: Zeitschr. des Harzvereins 47, S. 133 ff.

50) Leitzmann-Schüddekopf, Lichtenbergs Briefe 1, S. 295.

51) Leyser, Campe 2, S. 145, 149.

52) Herder reiste im Mai 1783 über Halberstadt und Braunschweig nach Hamburg, von da nach Wandsbek, wo er acht Tage bei Claudius blieb, bis 29. Mai: Aus Herders Nachlaß 2, S. 238, 249f.; Von und an Herder 1, S. 93; Roth 6, S. 347; Zoeppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß 1, S. 107; F. H. Jacobis Werke 3, S. 471ff.

53) Im September 1785: Von und an Herder 1, S. 113; Aus Herders Nachlaß 1, S. 436; Zeitschrift des Harzvereins 47, S. 132f. Den Stammbuchvers, welchen er Rebekka zurückließ, zitiert Mönckeberg S. 232.

54) F. H. Jacobis Auserles. Briefwechsel 1, S. 296. Schöne Schilderung ihres Zusammenseins: Zoeppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß 1, S. 30ff. (dazu F. H. Jacobis Sämtl. Werke S. 341: „Claudius begleitete mit seiner Rebecka uns nach Haarburg, wo wir zusammen übernachteten, und dann tief bewegt von einander schieden").

55) Weber, Neue Hamanniana S. 169f.

56) Claudius schrieb ihm zurück, „er hätte beßer gethan wen ers ihm nicht dedicirt hätte" (Rebekka an Ernestine 12. Juli 1779: Hs. München). — Zum Lied vgl. Wagenseils Litterar. Almanach f. 1830, S. 322; Friedlaender, Das dtsch. Lied im 18. Jahrh. 2, S. 260f.; Hoffmann-Prahl[4] S. 19, Nr. 74.

57) Vgl. z. B. die Anekdote, die Matthisson in seinen ‚Erinnerungen' (Zürich 1810 I, S. 158f.) erzählt (bei Herbst[3] S. 329f.). — Am 9. Juli 1782 schreibt Zollikofer an Isaak Riquet in Hamburg: „Haben Sie noch nicht Gelegenheit gehabt, den H. Klopstock und den H. Claudius, den berühmten Wandsbeckerboten kennen zu lernen —?" (Antiqu.-Kat. Rudolf Hönisch, Leipzig, 8, Nr. 272.)

58) Klischnig, Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser. Berlin 1794, S. 159; Herbst, Voß 1, S. 225; Eybisch, Anton Reiser. (Probefahrten 14.) Leipzig 1909, S. 102, 122. — Herbst[3] S. 330 setzt den zweiten Besuch irrtümlich in das Jahr 1785.

59) K. L. Rahbek, Erinnerungen aus meinem Leben. Übersetzt von L. Kruse. Leipzig 1829. 1, S. 225.

60) Erinnerungen. Zürich 1810, S. 158f.; Krebs, Friedrich von Matthisson. Berlin 1912, S. 25f.; Heers, Das Leben F. v. Matthissons. Leipzig 1913, S. 31, 62; Bölsing, Matthissons Gedichte II. (Bibl. des Lit. Ver. in Stuttgart. CCLXII.) Stuttgart 1913, S. 198f., 276, 302.

61) Chph. Fch. Rinck, Studienreise 1783/84, unternommen im Auftrage des Markgrafen Karl Friedrich von Baden. Nach dem Tagebuche des Verfassers hrsg. von Moritz Geyer. Altenburg 1897, S. 87f., 189f.

62) Vor hundert Jahren. Elisa von der Reckes Reisen durch Deutschland 1784—86 nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker. Hrsg. und eingeleitet von G. Karo und M. Geyer. Stuttgart 1884 (Collection Spemann 61), S. 208ff.; Paul Rachel, Elisa v. d. Recke. 2. Bd. Leipzig 1902, S. 150, 196.

63) Baggesen oder das Labyrinth. Eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Übers. und hsg. von C. F. Cramer. 3. Stück. Altona und Leipzig 1794, S. 23ff., 172f., 179ff. 4. Stück. 1795, S. 3ff.; Jens Baggesens Biographie, udarbeitet fornemmeligen efter hans egne Haandskrifter og efterladte litteraire Arbeider ved August Baggesen. 4 Bde. Kjöbenhavn 1843/44, 1, S. 148f., 312. 2, S. 9; Blätter aus dem Stammbuch Jens Baggesens 1787—1797, hrsg. von Theodor von Baggesen und Eduard Grupe. Marburg a. L. 1893, S. 24.

64) Boie an Voß, Hannover 8. Mai 1777: Weinhold, Boie S. 90f.

65) Bürger an Miller, 10. April 1777: Strodtmann 2, S, 62; Millers Antwort vom 25. Jan. 1778: ebd. 2, S. 214.

66) Grenzboten 70 (1911), S. 563; Hamann an Herder, 10. Aug. 1776: Roth 5, S. 177.

67) Voß an Goeckingk, 2. Dez. 1777: Vierteljahrschr. f. Lit.-Gesch. 3, S. 107. H. Grantzow, Geschichte des Göttinger und des Vossischen Musenalmanachs. Berlin 1909, S. 114.

68) Darmstadt 18. März 1777: Aus Herders Nachlaß 1, S. 419. — Verständnislos schrieb Overbeck an Sprickmann, Lübeck 23. April 1777: „Was Neues! Claudius kömmt zurück nach Wandsbeck. — Ich kann es nicht länger aushalten hier in Darmstadt, schrieb er; die Leute gefallen mir nicht, die Luft bekömmt mir nicht — miethet mir wieder meine Hütte in Wandsbeck! — Dies ist geschehen und so wird denn Matthias Claudius wieder nach wie vor, homme de lettres à Wandsbeck, wird nach wie vor Hungerpfoten saugen, wird dem Walde seinen Kummer weinen, wird seine Rebekka wieder trösten wie ein Weiser — allen vernünftigen Leutlein zum Spektakel." (Hs. Warendorf, Sprickmann-Kerkerink.) — Karoline Herder an Gleim über den Landsmann und Dichter Johann Jakob Mnioch, 8. Febr. 1787: „Er [Mnioch] kommt mir vor wie Claudius' Bruder; er übt den Spruch Christi thätig aus: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an! sie säen nicht, sie erndten nicht und doch ernährt sie der himmlische Vater." Ich sage immer zu meinem Mann: Da er so sehr an die Vorsehung glaubt, so muß man die Vorsehung vertreten, damit er nicht den Glauben an sie verliert." (Von und an Herder 1, S. 126.)

69) Voß, Briefe 3, S. 9. — Ebenso lehnte er später den ihm durch Hamanns Vermittlung zugegangenen Antrag des Königsberger Verlegers Dengel ab, ein französisches Werk zu übersetzen (vgl. oben Anm. 29).

70) Über Terrasson vgl. Biographie générale 44, S. 1008 f. — Der Roman wurde Quelle für Geblers Schauspiel ‚Thamos', Wielands ‚Dschinnistan' (kannte dieser ihn erst aus Claudius' Übersetzung?) und Schikaneders ‚Zauberflöte'. Vgl. Jahn, Mozart 2, S. 382 f.; Junk, Goethes Fortsetzung der Mozartschen Zauberflöte. (Munckers Forschungen, 12.) Berlin 1900; E. v. Komorczynski, Emanuel Schikaneder. Berlin 1901, S. 120 f. — Hamann spielt in seinen ‚Fragmenten einer apokryphischen Sibylle' 1779 auf den Sethos an (Roth 6, S. 3 f.), wohl veranlaßt durch Claudius' Übersetzung, mit der er recht zufrieden war (an Mendelssohn 5. Okt. 1777: Roth 5, S. 252 f.).

71) Claudius an Hölty, Darmstadt 23. Aug. 1776: Hannov. Courier 1914, Nr. 31145. (Hs. Berlin.)

72) Von zeitgenössischen Kritiken kenne ich nur die nichtssagenden im Alm. d. dtsch. Mus. 1778, S. 124; 1779 S. 175 und in der ‚Allgem. dtsch. Bibliothek' 36, S. 176 (Tl. I) sowie 2. Anhang v. 25.—36. Bde., S. 911 f. (Tl. II) von Klüngel.

73) Claudius an Boie, 28. August 1777 (Hs. Berlin), 6. Okt. 1777 (Hs. Hamburg, Meyerdiercks).

74) Claudius an Höpfner, 28. August 1777: Hs. Leipzig.

75) Claudius an Maler Müller, 28. Aug. 1777: Holtei, Dreihundert Briefe. I, 1, S. 59 f.

76) Langguth, Esmarch. S. 136 f.

77) Voß an Bürger, 30. Jan. 1778: Strodtmann 2, S. 219 f.

78) Strodtmann 2, S. 121 f., 129.

79) Miller an Voß, 6. Okt. 1777: Hs. München.

80) Petersen an Nicolai, 2. Febr. 1778: Grenzboten 70 (1911), S. 614.

81) Claudius an Gleim, 9. April 1778 und 9. April 1779: Zeitschr. des Harzvereins 47, S. 113 f. u. 115 f.

82) Aus Herders Nachlaß 1, S. 433.

83) Voß an Sprickmann, 19. Nov. 1777: „Claudius ist fleißig bey seinem Buche, das sehr schön wird" (Hs. Warendorf, Sprickmann-Kerkerink); an Miller, 30. Jan. 1778: „Claudius ist ganz mit dem Asmus beschäftigt; drum lässt er nur grüßen, seine Frau auch." (Hs. München.)

84) Sie erschien mit dem Zusatz auf dem Titel: „Beym Verfaßer, und in Commission bey Carl Ernst Bohn in Hamburg", sonst unverändert. — Claudius an Boie, 9. Mai 1778: „vom ersten und zweiten Theil kan ich Ihnen keine Exemplare schicken, weil ich keine habe. ich mache aber bald eine Auflage" (Hs. Berlin); am 1. Sept. 1778 übersendet er Boie 50 Exemplare davon (Hs. ebd.); Claudius

an Merck, 12. Okt. 1778: Wagner II, S. 161. — Auch Asmus III scheint einen guten Absatz gefunden zu haben, so daß bereits ein Jahr später eine Neuauflage nötig wurde; denn so sind die Worte Rebekkas an Ernestine, 12. Febr. 1779, zu verstehen: „Mein Mann läst seinen 2ten Teil wieder drucken und Fastnacht soll das Papier bezahlt werden wenn Sie also daß Geld bald entberen können ist uns sehr damit gedient“ (Hs. München); Claudius an Merck, 12. Okt. 1778: Wagner II, S. 161. — Gegen Nachdruck wendet sich Claudius in einer besorglichen Annonce in der Hamburger Neuen Zeitung vom 7. Juli 1778, Nr. 107.

85) S. 1—11. (Zuerst gedruckt mit Reichardts Melodie im Voss. M.-Alm. 1777, S. 135.) Hinzugefügt sind nun die griechischen Noten als Belegstellen unter dem Text, eine Satire auf die Schriftsteller, welche ihre Gedanken durch die Autorität der Klassiker glaubten stützen zu müssen, wie Wieland. Eine Form der Verspottung übrigens, die Claudius den moralischen Wochenschriften entnommen haben könnte (vgl. Karl Jacoby, Die ersten moralischen Wochenschriften Hamburgs. Progr. Hamburg 1888, S. 18). — Zum „Altargeräth“ in V. 8 macht Schubart in der ‚Deutschen Chronik‘ 1776, S. 655f., bei Gelegenheit der Besprechung des Almanachs, die nicht unrichtige Anmerkung: „Ist mir zu hoch g'studirt, wird ein schwäbischer Bauer sagen, vielleicht aber sind die Niedersächsischen Bauern sublimirter.“

86) S. 16—18.

87) S. 25; zugleich im Voss. M.-A. 1778, S. 9.

88) S. 29—32; Voss. M.-A. 1778, S. 128. — Vielzitiert, besonders das Wort vom „puren, puten Schneiderscherz“; z. B. Goethe, ‚Haus-Park‘: „Asmus, unser lieber Vetter, Nennt es puren Schneiderscherz“; Fernow über den Garten der Isola Bella im Lago Maggiore, August 1794: „Wir ließen uns in den Garten führen, wo ich zu wenig Natur und zu viel Schneiderscherz fand“ (L. Gerhardt, Fernow. Leipzig 1908, S. 68). — Bürgers Lob: Strodtmann 2, S. 158.

89) S. 128—130; Voss. M.-A. 1778, S. 146; vorher schon in den ACN. 1777, 11. Sept.

90) S. 54f.; vorher im Voss. M.-A. 1776, S. 223. An Voß am 11. Sept. 1775 gesandt mit der schalkhaften Bemerkung: „Sie mögen auch Ernestine und Heinrich hinein setzen statt Phidile und Wilhelm“. (Hs. München.) In das Bundesbuch von Claudius eingetragen mit dem Zusatz „als eine Vorspielung des was geschehen wird“ (Ztschr. f. dtsch. Philol. 4, S. 122).

91) S. 170—174. Claudius' Romanze scheint mir eine hochdeutsche Übersetzung und Verfeinerung des anonymen, aus dem 18. Jahrhundert stammenden, noch von Fritz Reuter (‚Ut mine Stromtid‘, Teil 2, Kap. 26) zitierten Liedes von David und Goliath zu sein (vgl. auch W. Seelmann, Ndd. Jahrbuch 36, S. 45ff.). Ins Plattdeutsche wiederum übersetzt von Chn. Hch. Wolke in seiner Sammlung ‚Düdsge or Sassisge Singedichte, Gravsgriften, Leder, singbare Vertelsels un wunderbare Eventüre sunst nömt Romansen un Balladen‘ (1804). — Die peinlich-lustige Rolle, welche die Romanze einmal in Arndts Jugendzeit spielte, s. in seinen ‚Erinnerungen aus dem äußeren Leben‘ (Werke, hsg. von Lesson und Steffens. Berlin, Bong. 2, S. 48f.).

92) S. 137—139.

93) S. 182—184; bisher im Voss. M.-Alm. 1776, S. 147; daraus im Altonaer ‚Neuen Gelehrten Mercurius‘ 1775, St. 44 (2. Nov.), S. 341f. Entstanden im Sommer 1775 während der Zeit des Zusammenlebens mit J. H. Voß. Rasch ungeheuer beliebt geworden; davon zeugt die Menge zeitgenössischer Kompositionen (vgl. Friedlaender, Das deutsche Lied. 2, S. 248ff., 561), am bekanntesten und heute noch gesungen die von Johann André in seinem ‚Musikalischen Blumenstrauß‘. Offenbach 1776, S. 2 (vgl. Kretzschmar, Gesch. des neuen deutsch. Liedes. Leipzig 1911, 1, S. 297f.). Noch 1853 schreibt Robert Schumann eine ‚Fest-Ouvertüre über das Rheinweinlied‘, op. 123. Eine Unzahl Parodien erschienen: z. B. Jenaer Allg. Lit.-Ztg. 1801, Intelligenzbl. Nr. 81, 25. April; Seume 1809: Planer-Reißmann S. 626f.; Carl Schnabel, Unter grünen Tannen des Ober-

harzes. Berlin 1907, S. 103. Iffland verwendet es in seinem Schauspiel ‚Die Jäger‘ (1785) als wirkungsvollen Effekt gegen Schluß des 4. Aktes; Hauff zitiert es in seinen ‚Phantasien im Bremer Ratskeller‘ (hsg. von Mendheim 2, S. 49 f.), ebenso Storm in seiner Novelle ‚Von heute und ehedem‘ (Sämtl. Werke 3, S. 158). Schön die Schilderung in Geibels Jugendbriefen an seine Mutter (Berlin 1909, S. 37): Auf einer Rheinfahrt befindet sich der Bonner Student im Oktober 1835; das Wetter ist schlecht und regnerisch. „Als wir aber dem freundlichen Städtchen Boppard gegenüber ankamen, spaltete sich plötzlich die Wolkenwand, ein frischer Morgenwind trieb den Riß immer weiter voneinander, und bald war alles Gewölk zerstreut, der Himmel lachte desto blauer, und der klare Sonnenschein strömte warm herunter auf die Berge, auf den Rhein und unser Schiff. Da ward es auch auf dem Verdeck lebendig; die langgezogenen pflegmatischen Physiognomien der Engländer erheiterten sich, über die feinen, klugen Franzosengesichter schwebte ein freundliches Lächeln, ein Deutscher aber begann das Rheinweinlied mit vernehmlicher Stimme vor sich herzusingen. Und wie er weiter und weiter sang, so fiel allmählich Einer nach dem Andern ein. Zuletzt sang Alles, was singen konnte, die Schaufelräder schlugen gemessen den Takt, die Wimpel flatterten lustig im Winde, und vorwärts flog das eilende Schiff vorbei an Bergen und Burgen und freundlichen Dörfern, und mit ihm der fröhliche Hall des Liedes: Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben! Nun sage mir Niemand mehr, daß die Deutschen kein Nationallied hätten.“ — Vgl. R. Sprenger, Ztschr. f. d. deutsch. Unt. 20, H. 4; F. Kuntze, Preußische Jahrbücher. Bd. 105, H. 3. — Die merkwürdige Behauptung, daß der Verfasser des ‚Rheinweinliedes‘ der 1823 verstorbene badische Kirchen- und Ministerialrat Sander sei, kann wohl jetzt als abgetan gelten. Vgl. Friedrich Claudius (Sohn des Dichters), Morgenblatt 1852. I, S. 429 ff.; Herbst[8] S. 613 ff.; Archiv für Lit.-Gesch. 9, S. 228. — Eine Spezialuntersuchung über dieses Lied wird demnächst von mir veröffentlicht werden.

94) S. 68—73. Nachahmung von Gotters derbem Lied: „Trinkt, trinkt, trinkt, Weil in eurer Flasche Noch ein Tropfen blinkt!“ aus der Operette ‚Lukas und Bärbchen oder Der Jahrmarkt‘ (später ‚Der Dorfjahrmarkt‘) von Georg Benda. Diese Komposition meint Claudius in seiner Anmerkung. Das ‚Trinklied‘ in eine ‚Aufforderung zum Gesang‘ verwandelt in den ‚Neuen Volksliedern‘ (Leipzig 1797) von J. R. Berls. (Friedlaender, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert. 2, S. 253 f.)

95) S. 23—25: ‚Der große und der kleine Hund, oder Packan und Alard‘, Fabel mit wohlgemeinter, aber schwacher Moral; S. 28: ‚Nachricht vom Genie‘, am 11. Sept. 1775 an Voß gesandt, in dessen M.-A. 1776, S. 213 zuerst erschienen; S. 42: ‚Kunz und der Wucherer‘, vorher im WB. 1772, Nr. 191; S. 130: ‚Lückenbüsser‘; S. 137: ‚Der Maler, der den Sokrates gemalt hatte‘, vorher im WB. 1772, Nr. 132; S. 160: ‚Den Pythagoras betreffend‘; S. 184: ‚Hussans Dedication seiner Kriegslieder an Ali Bey‘, vorher im WB. 1771, Nr. 139.

96) S. 19 f.; WB. 1772, Nr. 50.

97) S. 26—28.

98) S. 12—15; WB. 1774, Nr. 140, 142.

99) S. 134—136; WB. 1775, Nr. 5.

100) An Herder, Mai 1778: Aus Herders Nachlaß 1, S. 392 ff. (Hs. Weimar), von Düntzer falsch datiert; vgl. Herbst[8], S. 596 und Claudius' Sämtl. Werke, hsg. von Redlich[14], 2, S. 504.

101) S. 131 f.; WB. 1775, Nr. 1.

102) S. 56—59; WB. 1774, Nr. 78.

103) S. 33—42.

104) Claudius an Lavater, 18. Juli 1775: Hamburger Nachrichten 1913, Beil. Nr. 52.

105) S. 74—127.

106) Loofs, Lessings Stellung zum Christentum. Univ.-Progr. Halle 1910. S. 9.

107) Muncker 18, S. 269 f.

108) S. 187—194. Der Schluß bereits im WB. 1774, Nr. 140. — Diese Aufsätze hatte Justus Möser im Sinn, als er in seiner Schrift gegen Friedrichs des Großen ‚De la littérature allemande‘ die geistlichen Redner tadelte wegen ihrer Unwahrhaftigkeit in Denken und Reden: „Dieses macht viele unter ihnen ihr ganzes Leben hindurch zu unwahren Rednern, die nie dasjenige wirken, was ein Claudius, der nichts ausdrückt, als was er empfindet, und gerade in diese aufrichtige Übereinstimmung sein ganzes Verdienst setzt, unter uns wirkt.“ (DLD. 122, S. 16 f.) Vgl. dazu auch F. H. Jacobis Auserles. Briefw. 1, S. 325.

109) Vgl. auch die von Herzen kommende und zu Herzen gehende Paraphrase des Vaterunsers ‚Ueber das Gebet, an meinen Freund Andres‘ (S. 161—169), welche neuerdings in die ‚Flugblätter für unser evangelisches Landvolk‘ (Würzburg 1912, 4. Quartal, Nr. 2/3) Aufnahme gefunden hat.

110) Z. B. S. 1, 20 ff., 139 ff., 157.

111) ‚Eine Correspondenz zwischen mir und meinem Vetter, das Studium der schönen Wissenschaften betreffend‘, hatte Claudius zugleich im Deutschen Museum 1778, I, S. 189 f. veröffentlicht (sogar ein Nachdruck erschien u. d. T. ‚Ueber die schönen Wissenschaften, ein Fragment meines Vetters. Marburg, in der Universitätsbuchhandlung. 1778.‘ Vgl. Alm. d. dtsch. Mus. 1780, S. 7 f.); Garves scharfe ‚Antwort eines andern Vetters, das Studium der schönen Wissenschaften betreffend‘: Deutsches Museum 1778, II, S. 127—132; Boie nahm in einer Anmerkung Claudius in Schutz: „Der Herr Vetter schrieb und dachte, wie er schreibt und denkt, ehe noch ein Göz von Berlichingen war; wir, die wir ihn kennen, müssen das auf unser Gewissen bezeugen. Mag wol die Sprache nicht aus der feinen Gesellschaft seyn, aber so ist ihm der Schnabel gewachsen. Wir hören ihn lieber, dünkt uns, als wenn er Perioden schnizelte, die er nicht zu schnizeln versteht. Doch wegen der Vetterchen — für sie wird die Antwort des andern Herrn Vetters ihren Nuzen haben.“ Claudius erwiderte im IV. Bde. des Asmus mit ‚Ernst und Kurzweil, von meinem Vetter an mich‘ (S. 107 bis 109) und setzte die Zeichnung von den schreienden Kapaunen und Pularden dazu.

112) Bd. 39, S. 158 f., unterz.: O.

113) Erschienen Paris und London 1727, 2 Bde.; über Ramsay vgl. Biographie universelle 37, S. 55 ff. — Der Titel der Übersetzung lautet: ‚Die Reisen des Cyrus eine moralische Geschichte. Nebst einer Abhandlung über die Mythologie und alte Theologie, von dem Ritter von Ramsay Doctor der Universität zu Oxford. Aus dem Französischen übersetzt von Matthias Claudius, mit einer Vorrede des Asmus. [Kupfer von Chodowiecki.] Breslau, bey Gottlieb Löwe. 1780.‘ 445, VIII S. 8°. (Berlin, Kgl. Bibl.)

114) IV, S. 161—164.

115) Gothaische Gel. Zeitgn. 1781, St. 50, S. 412 ff.; Hallische Gel. Ztg. 1780, St. 60, S. 476; Jenaer Gel. Ztg. 1780, St. 57, S. 457; Allg. Dtsch. Bibl. Bd. 46 (1781), S. 186 f., unterz.: Fz. = Abendroth (schließt: „Wenn doch der Uebersetzer hinter seinem Vetter her wäre, daß er nichts als solche Vorreden schrieb, so bekämen wir doch noch bald wieder ein Bändgen von omnia sua secum portans. Und das soll uns herzlich willkommen seyn“).

116) Roth 6, S. 83; Gildemeister 2, S. 290.

117) Vorrede zu Ramsay, S. 2.

118) H. Ratjen, J. F. Kleuker und Briefe seiner Freunde. Göttingen 1842; Delff, Allg. Dtsch. Biogr. 16, S. 179 f.; Carstens, Zeitschr. der Gesellsch. f. Schlesw.-Holst.-Lauenbg. Gesch. 5, S. 58 ff. Hoffmann, Herders Briefe an Hamann. S. 153, 165, 173; Roth 6, S. 146, 161 f., 166, 198, 350; R. Unger, Hamann und die Aufklärung 1, S. 156, 455; 2, S. 638, 782.

119) Besonders jetzt: van den Bergh van Eysinga, Indische Einflüsse auf evangelische Erzählungen. Mit einem Nachwort von Ernst Kuhn. 2. Aufl. Göttingen 1909;

R. Garbe, Indien und das Christentum. Eine Untersuchung der religionsgeschichtlichen Zusammenhänge. Tübingen 1914.

120) Zeitschr. des Harzvereins 47, S. 122, 125.

121) Die Übersetzung erschien unter dem Titel: ‚Irrthümer und Wahrheit oder Rückweiß für die Menschen auf das allgemeine Principium aller Erkenntniß. Ein Werk, darin die Beobachter auf die Ungewißheit ihrer Untersuchungen und auf ihre beständigen Fehltritte geführt werden, und ihnen solcher Weise der Weg angedeutet wird den sie hätten gehen müssen, um die physische Evidenz zu erhalten über den Ursprung des Guten und des Bösen, über den Menschen, über die materielle Natur über die immaterielle Natur und die heilige Natur, über die Basis der politischen Regierungen, über die Autorität der Souverains, über die bürgerliche und peinliche Gerechtigkeit, über die Wissenschaften, die Sprachen und die Künste. Von einem unbek. Ph. Aus dem Französischen übersetzt von Matthias Claudius. Mit Churfürstl. Sächsischem gnädigsten Privilegio. Verlegt bey Gottlieb Löwe in Breßlau. 1782.‘ XVI, 614 S. 8°. — Über St. Martin vgl. Caro, Essai sur la vie et la doctrine de St. Martin. Paris 1852; M. Matter, St. Martin, le philosophe inconnu. 2. Aufl. Paris 1862; Claassen, Ludwig von [!] St. Martin. Stuttgart 1891; F. J. Schneider, Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts. S. 142 ff. — Lavaters Begeisterung: Aus Herders Nachlaß 2, S. 181. F. H. Jacobis Äußerungen: Ratjen, Kleuker. S. 116 f., 119 f.; Auserlesener Briefwechsel 2, S. 310. Goethe an Lavater, April 1781. Goethes Unzufriedenheit: Briefe (Weim. Ausg.) 5, S. 108 f. Jung-Stillings Entzücken: Holtei, Dreihundert Briefe. I, 2. S. 76. — J. J. Bode veröffentlichte 1790 einen ‚Schlüssel des Buches: Irrthümer und Wahrheit ... von einem unbekannten Schlosser‘, den er bereits 1782 geplant hatte, als Claudius' Übersetzung erschienen war (Brief an Nicolai, 16. Juni 1782: Hs. Berlin). Xenion Nr. 18. Niebuhrs Lebensnachrichten 2, S. 98. Rahel stellte Aphorismen aus St. Martins Werken zusammen, die Varnhagen 1833 u. d. T. ‚Angelus Silesius und Saint-Martin‘ herausgab; er selbst beschrieb des Philosophen Leben im 6. Bd. seiner Biogr. Denkwürdigkeiten. Einfluß auf den Philosophen H. v. Baader vgl. dessen Werke Bd. 12. Noch 1833 Ausgabe der nachgelassenen Schriften St. Martins durch W. A. Schickedanz.

122) R. Unger (Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhange seines Denkens. München 1905, S. 183 f.) macht darauf aufmerksam, daß „St. Martins mystische Ansicht abhängig ist von Jakob Böhmes Lehre von der ‚Natursprache‘, mit der Hamanns Theorie unmittelbar nichts zu schaffen hat“, betont aber auch die Verwandtschaft beider Auffassungen, trotz Hamanns Abwehr (Roth 6, S. 221).

123) S. 198.

124) Brief vom 20. Dez. 1781: Hs. Berlin. — Später allerdings kam er von seiner Bewunderung für den Franzosen zurück, wie Fritz Stolberg, den er auch zur Lektüre seiner Schriften veranlaßt hatte, bezeugt im Briefe an Freudenfeld vom 14. Nov. 1812: Janssen 2, S. 219, 221.

125) Vgl. seine Worte an Herder im Brief vom Anfang Januar 1782: Aus Herders Nachlaß 1, S. 428; Herder an Knebel, 6. März 1791: Knebels Literar. Nachlaß 2, S. 264.

126) Roth, 6, S. 221. 7, S. 253; Gildemeister 2, S. 267, 378.

127) Gothaische Gel. Ztg. 1782, St. 65, S. 535; Leipziger Gel. Ztg. 1782, St. 74, S. 595.

128) Bd. 53 (1783), S. 143 ff., unterz.: IBM.

129) Bd. 47, S. 130 ff.

130) Z. B. an Voß am 14. Nov., wo er zugleich um Angabe dessen bittet, was er seit 1776 im Musen-Almanach veröffentlicht habe (Hs. München); an Gerstenberg, 25. Nov. (Hs. Berlin, Lessing); an v. Haugwitz am 27. Dez. (Hs. Berlin).

131) Da Chodowiecki mit den Stichen nicht rechtzeitig fertig wurde (vgl. Claudius an Gerstenberg, 28. Febr. 1783: Hs. Berlin, Lessing), erschien die erste Ausgabe erst Ende Juni (vgl. auch Hamburg. N. Ztg. 1783, Nr. 73, 102), „Beym Verfasser und in Commission bey G. Löwe in Breslau".

132) S. VI. — Über die Angelegenheit habe ich, durch dankenswerte Mitteilungen von Karl Menne in Cöln unterstützt, in der Zeitschr. des Harzvereins 47, S. 125ff. gehandelt.

133) ‚Ein Lied vom Reiffen, d. d. den 7. Dec. 1780. Wandsbeck.' 1/4 Bogen. (Hamburger Stadtbibl.) Asmus IV, S. 7—10. Am 9. Jan. 1781 an Gleim gesandt: Zeitschr. des Harzver. 47, S. 123ff.

134) S. 91f., vorher im Voss. M.-Alm. 1779, S. 184. An die 4. Strophe klingt auffallend eine Stelle aus Claudius' Vorrede zu St. Martin an: „Wir Menschen gehen doch wie im Dunkeln, sind doch verlegen in uns, und können uns nicht helfen, und die Versuche der Gelehrten es zu thun sind nur brodlose Künste" (S. VII; Asmus IV, S. 89); ich vermute, daß wegen der gleichen Stimmung, die aus Vorrede und Lied spricht, beide im Asmus nebeneinandergestellt sind. — Hübscher Beweis für die Aufnahme ins Volk bei Friedlaender, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert 2, S. 255f.: „Das Volk hat sich eine Textstelle, die es nicht sofort verstand, in seiner Weise zurechtgelegt; die Kenntnis einer sehr merkwürdigen Variante verdanke ich der Güte des Herrn Archivrates Dr. Ed. Jacobs in Wernigerode. Bei den Versen: ‚Der Wald steht schwarz und schweiget, Und aus den Wiesen steiget Der weiße Nebel wunderbar' machte Jacobs' Mutter eine Pause hinter: ‚steiget' und sang den Schluß so: ‚Der Weise lebet wunderbar'".

135) H. Spiero, Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. (Aus Natur und Geisteswelt. 254.) Leipzig 1909, S. 9.

136) Allerdings mit manchen Änderungen, da weder „Nachtschweiß" noch „Vapeurs" unsern Sextanern mehr bekannt sind, ebensowenig wie „Fluß im Zahn" und „Kolik in Gedärmen" (vgl. Rahm, Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. 21, S. 527f.). Asmus IV, S. 141f. Vielleicht im Januar 1782 entstanden, als Claudius an Herder schrieb: „Gestern ist es hier so kalt gewesen, daß wir in der That die Kinder kaum am Ofen bergen konnten. heut ists schon gelinder doch haben wir fast alle von oben bis unten rauhe Brust und Husten und Schnupfen gekricht." (Nachschrift zum Briefe vom 2. Jan. 1782, Aus Herders Nachlaß 1, S. 42f. fehlend, nach der Hs. in Weimar.)

137) S. 165f.: ‚Ein Lied in die Haushaltung. Zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgezogen werden'; S. 167f.: ‚Das Kind, als der Storch ein neues bringen sollte, für sich allein', das ich geneigt bin, in die Zeit nach der schweren Entbindung Rebekkas von der fünften Tochter Trinette (16. Mai 1781) zu setzen (vgl. Claudius' Brief an Herder von diesem Tage: Hs. Weimar).

138) S. 168f. Da Rebekka am 26. Okt. 1754 geboren ist, hat Claudius mit dichterischer Freiheit das Poem bereits zwei Jahre vor ihrem 30. Geburtstage veröffentlicht.

139) S. 188f. Zuerst in der Hamburger Neuen Zeitung vom 19. Juni 1780, dann im Voss. M.-Alm. 1781, S. 119.

140) S. 97. Vgl. dazu Claudius an Katharina v. Stolberg, 28. Aug. 1778: Herbst[3], S. 609, Anm.; Mitteilungen des Ver. f. Hamb. Gesch. 5, S. 49ff.

141) S. 143f.; vorher im Voss. Mus.-Alm. 1779, S. 75.

142) Einzeldruck vom Juni 1779, 1/4 Bogen 8° (Hamburg, Stadtbibliothek), am 17. Juni 1779 an Gleim (Zeitschr. d. Harzvereins 47, S. 117ff.), am 21. Juni an Herder und die Herzogin Luise „zur schuldigen Danksagung" (Aus Herders Nachlaß 1, S. 420) gesandt; Voss. M.-Alm. 1780, S. 139 (daraus im 11. Bde. des Taschenbuches für Dichter und Dichterfreunde, 1780); Asmus IV, S. 94—96. — Wie allgemein man in deutschen Landen nach dem Frieden aufatmete, und Claudius mit seinen Empfindungen keineswegs allein stand, möge folgende Liste

weiterer damals erschienener Dichtungen auf dies Ereignis bezeugen: J. Chrn. Bock, Es ist Friede. Ein ländliches Drama. Leipzig 1779; M. Denis, Die Heimkunft der Kroaten 1779, ein Lied nach dem Kroatischen. Wien, bei Bernardi. Auch abgedr.: Alm. d. d. Mus. 1781, S. 215 ff.; K. Mastalier, Empfindungen am 23sten Mai, dem Tage der Friedensfeier. Wien 1779; Kretschmann, Friedenslied, gesungen im Mai 1779. Leipzig, bei Weidmann und Reich; Alxinger, Die Friedensfeier, im Maien 1779. Wien, bei Kurzböck; Der Teschensche Friede, besungen von einigen Mitgliedern der gelehrten Gesellschaft zu Frankfurt a. O. in einer öffentlichen Zusammenkunft. Frankfurt a. O. 1779; F. Steininger, Friedenslieder. Wien 1779; Ode bei Feirung des Friedens in der Freimäurerloge zu den drei Weltkugeln in Berlin vorgelesen den 24sten Jun. 1779. Unterz.: F. G.: Alm. d. dtsch. Mus. 1781, S. 185 ff.; C. P. Moritz, Gemälde von Sanssouci. 1779: ebd. S. 267 ff., zugleich im Leipziger M.-Alm. 1781, S. 64 ff.; derselbe, Als am 23. Febr. 1779 in Berlin ein Friedensgerücht erscholl: Leipziger M.-Alm. 1780, S. 36; derselbe, Als am 17. Mai der Friede durch einen Herold verkündigt wurde: ebd. S. 38.

143) S. 128; vorher in der Hamb. N. Ztg. vom 16. Dez. 1780.

144) S. 1 f.

145) S. 193; der Stich dazu auf S. 191. Der gleiche Gedanke z. B. S. 177. Nach Herbst[2] S. 610, Anm. hat der Dichter außer dem Schluß fünfmal die Verse geändert.

146) Vgl. die ergreifende Schilderung seiner Seelennot am Sterbebett: IV, S. 214 f.

147) S. 161—164; nur der Eingang der Vorrede ist weggelassen, und einige stilistische Änderungen sind vorgenommen.

148) S. 81—90, unverändert abgedruckt (vgl. auch Claudius' Brief an v. Haugwitz vom 27. Dez. 1752: Hs. Berlin).

149) S. 15—79.

150) S. 47. Im Wiener Mus.-Alm. 1796, S. 42 ein ‚Lob- und Ehrengedicht auf die edlen Kartoffeln' mit Komposition (Rommel, 6. Erg.-H. zum Euphorion, S. 53); ob von Claudius beeinflußt? Voß' von Schlegel verworfenes ‚Kartoffellied'.

151) S. 65—75; die Melodie „aus Italien" von Claudius selbst (Friedlaender, Das deutsche Lied im 18. Jahrh. 2, S. 258, 562). Das Lied abgekürzt noch in vielen Choralbüchern, z. B. im neuesten vom Konsistorium herausgegebenen Gesangbuch für die Provinz Brandenburg.

152) S. 11—14. Darin das prächtige Wort der „Hollunder-Freundschaften".

153) S. 129—133. Darin die schönen, ihm durch Rebekkas Liebe eingegebenen Worte: „Mädchens, ich weiß was ihr wehrt seyd! Und was Ihr dem Manne seyn könnet, wenn Ihr's vorziehet und Euch entschließt eines Mannes zu werden. Ihr seyd ihm eine edle Gabe Gottes, und er lebt des noch eins so lange; er sey reich oder arm, so seyd Ihr ihm ein Trost und machet ihn allezeit frölich. Ihr seyd Bein von unsern Beinen und Fleisch von unserm Fleisch, und darum bewegt sich mein Herz in mir wenn ich Euch ansehe und an Euch denke. . . ." (S. 132 f.)

154) S. 3—6.

155) S. 93.

156) S. 107—127. Schlaraffenland, Voltaires ‚Zadig'. Ist Max Klinger zu seiner Meisterradierung der aufgehenden Sonne ‚An die Schönheit' durch das ‚Fünfte Exempel' (S. 121 f.) angeregt worden?

157) S. 133—140. Der Neger, der den Wasserfall anbetet; Konradin; Polykarp. Die Quellen zu beiden Sammelsurien sind noch nicht untersucht.

158) S. 170—187.

159) S. 216—226. Übersetzung? Quelle?

160) S. 98—105. „So haben wir beide, ausser den respectiven Gebuhrts- und Namens-Tagen, schon verschiedene andre Festtage an unsern Höfen eingeführt, als das

Knospenfest, den Widderschein, den Maymorgen, den Grünzüngel wenn die ersten jungen Erbsen und Bohnen gepflückt und zu Tisch gebracht werden sollen, und so weiter." Dazu kommen nun noch „der Herbstling" und „der Eiszäpfel". Zwei Stiche von Chodowiecki dazu nach Claudius' Entwürfen.

161) S. 194—215.

162) S. 230—264.

163) Bd. 60 (1785), S. 253f., unterz.: Rm. = v. Dietz.

164) Anzeiger vom August 1783, S. CXIII f. Von Wieland, nach Seuffert, Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe, VI, Berlin 1909, S. 7f., Nr. 791. Wie günstig Wieland seit längerem Claudius gesinnt war, bezeugt auch die Art und Weise, in der er den Boten gegen Mercks Ansinnen, jener habe das anonyme Geschmier ‚Leben und Meinungen des Till Eugenspiegel, Volksroman' (1779) verfaßt (Wagner I, S. 198f.), verteidigt. Autor war vielmehr der Breslauer Oberlandschaftsrendant Friedrich Herzberg (Meusel 6, S. 431; Redlich, Zeitschr. f. dtsch. Philol. 4, S. 371).

165) An Herder, 4. August 1783: Roth 6, S. 350.

166) Tremsbüttel 10. Juli 1783: Hellinghaus, S. 87.

167) An Rudolf Boie, Eutin Juli 1783: Briefe III, 1, S. 179.

168) Pempelfort 30. Juni 1783: Auserles. Briefw. 1, S. 362f. — Das Zitat Jacobis: „denn wie Freund Fritz sagt, was so zu Hetzen geht, muß aus irgend einem Herzen kommen." (IV, S. 99.)

169) Nach frdl. Mitteilung von Herrn Paul Schulze in Wernigerode.

170) Erster Druck, mit Claudius' Namen, in der ‚Berliner Litteratur- und Theaterzeitung' 1779, Nr. 9, S. 129 (27. Februar), fast zugleich dann anonym in der Sammlung: ‚Freymaurerlieder mit Melodien, zum Gebrauch der, von der Großen Landes-Loge der Freymaurer in Deutschland, constituirten Logen. Hsg. von einem Mitglied der Brüderschaft [C. G. Telonius]. Mit Bewilligung der Großen Landes-Loge zu Berlin. Zwote Sammlung [1779].' S. 42; spätere Drucke sieh Friedlaender, Das deutsche Lied im 18. Jahrh. 2, S. 254, 461; Sämtliche Werke, hsg. von Redlich [14] 2, S. 388f. — Die Zweifel an Claudius' Verfasserschaft bei Hoffmann-Prahl, Unsere volkstümlichen Lieder [4] S. 101, Nr. 477 sind unberechtigt.

170a) Erster Druck in der Sammlung ‚Freymaurer-Lieder mit Melodien' II von Telonius (Hamburg 1779, s. vor. Anm.) S. 44; Redlich [14] 2, S. 389. — Vielleicht rühren beide Lieder auch schon aus früheren Jahren her; vgl. Redlich [14] 2, S. 466.

171) H. v. Sybel, Allg. Dtsch. Biogr. 11, S. 57ff.; H. Düntzer, Christof Kaufmann, der Apostel der Geniezeit und der Herrnhutische Arzt. Leipzig 1882. Anekdote bei Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen 1, S. 54.

172) Erhalten sind nur folgende Briefe von Claudius an v. Haugwitz, auf die sich z. T. obige Darstellung stützt: 1. 20. Dezember 1781; 2. 27. Dezember 1782; beide in Varnhagens Sammlung auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

173) Im September und Oktober 1784; wenn Hamann erst im August 1785 Claudius' Aufenthalt in Schlesien erwähnt (Weber, Neue Hamanniana, S. 135), so darf man daraus nicht auf eine zweite Reise in diesem Jahre schließen, sondern Hamann hat bei dem säumigen Briefwechsel mit Claudius erst so spät von dessen vorjähriger Reise erfahren.

174) Dankesbrief an ihn vom 1. Februar 1785 mit Quittung in Liepmannssohns Autogr.-Kat. 1896, Nr. 236; ferner Claudius an Reichardt, 26. Oktober 1784: Hs. Berlin, Lessing (1200 Rtlr. 1784 erhalten!). — Über den Freiherrn vgl. Varnhagen von Ense, Raumers Histor. Taschenbuch, 3. Jahrg.; Dorow, Denkschriften und Briefe, Berlin 1838—41. 2, S. 3ff. 3, S. 191ff.

175) Von Claudius kenne ich folgende Briefe an Bürde: 1. 16. September 1782; 2. 27. Dezember 1784 (beide im Besitz der Frau Obristlieutenant Jähns in Berlin); 3. 10. Dezember 1787 (im Besitz von Boerner in Leipzig).

176) 1781, S. 36f.: ‚Die Nacht. An Claudius‘. Darin Strophe 6—8:

„Ach! welch Labsal magst du erst gewähren,
Welche Wonne hast du für den Mann,
Der vom Tagewerk nach Hause kehren,
Und sein Weib ans Herze drücken kann.

Der zum Zeitvertreib dann keiner Karten,
Keiner Oper zum Entzücken braucht;
Der mit Weib und Kind im kleinen Garten
Sich ergeht, und seine Pfeife raucht.

Er und Sie — die lieben Eheleute!
Ihr, an die ich eben jezt gedacht!
Schlaft gesund! Gott geb' euch beiden heute
Guten Abend, geb' euch gute Nacht.“

177) An Reichardt, 26. Oktober 1784: Hs. Berlin, Lessing.

178) F. H. Jacobis Werke 1812, 1, S. 377; F. H. Jacobis auserles. Briefw. 1, S. 373; Knebels Literar. Nachl. 2, S. 233f.; Zoeppritz, Aus F. H. Jacobis Nachl. 1, S. 107; Haym, Herder 2, S. 277; Euphorion 15, S. 57.

179) Kühn, Die Frauen um Goethe 2, S. 144. Vgl. auch Düntzer, Freundesbilder aus Goethes Leben. Leipzig 1853. S. 188f.

180) 25. September 1784: Schöll-Fielitz 2, S. 218.

181) Knebels Literar Nachlaß 2, S. 234; Schöll-Fielitz 2, S. 591; Weimarer Ausgabe IV, 6, S. 363, 465.

182) ‚Zweiter römischer Aufenthalt. Oktober 1787.‘

183) Ein lebhafter und anschaulicher Bericht Gleims über den Besuch, den er an die Freunde versandt haben mag, befindet sich hsl. im Gleim-Hause zu Halberstadt, ist ungenau von Herbst im Arch. f. Lit.-Gesch. 4, S. 532ff. und dann von mir getreu nach dem Original in der Zeitschr. des Harzvereins 47, S. 131 abgedruckt worden. — Auch den bescheidenen Poeten Klamer Schmidt lernte Claudius hier näher kennen und freundete sich während des kurzen Aufenthaltes so sehr mit ihm an, daß er am 13. Oktober des Jahres bereits zum Gevatterstehen von ihm eingeladen wurde (Henricis Autogr.-Kat. X, Nr. 172).

184) Brief an Gleim vom 5. Oktober 1784: Zeitschr. d. Harzvereins 47, S. 132.

185) Trefflich unterrichten jetzt über den ganzen Streit zwei fast gleichzeitige Schriften: Jean Blum, J.-A. Starck et la querelle du crypto-catholicisme en Allemagne. Paris 1912; Paul Konschel, Hamanns Gegner, der Kryptokatholik D. Johann August Starck, Oberhofprediger und Generalsuperintendent von Ostpreußen. (Schriften der Synodalkommission für ostpreußische Kirchengeschichte, Heft 13.) Königsberg i. Pr. 1912; beide mit reichen bibliographischen und Literatur-Angaben. Kurze referierende Anmerkung F. v. Kozlowskis: Euphorion 14, S. 39f. Zur Bibliographie Goedeke IV[3], S. 271f., 503, 764. Vgl. auch: F. J. Schneider, Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts, S. 107ff.; Josef Hay, Staat, Volk und Weltbürgertum in der Berliner Monatsschrift von F. Gedike und J. E. Biester, Berlin 1913.

186) Goethe-Jahrbuch 6, S. 37.

187) Brief an Ebert, 3. Juni 1787: Anzeiger f. dtsch. Altertum 21, S. 117. Vgl. auch Erich Schmidt, Caroline 1, S. 163f. — Auch Voß beklagt den „grundlosen Morast“ der Mystik und Pietisterei, in welchen Claudius immer mehr versänke (Briefe 2, S. 111), ähnlich Gleim (Mönckeberg S. 232).

188) Vgl. die niedliche Anekdote, die Reichardt von Claudius im Hamburg. Correspondenten 1786, Nr. 18 (wiederholt bei Herbst[3] S. 512f.) erzählt. — Auch J. G. Schlosser, F. H. Jacobi (wichtig: Auserles. Briefw. 1, S. 398ff., 458ff.), Garve, F. Stolberg waren zu „Jesuiten oder Instrumenten der Jesuiten“ gestempelt worden.

189) ‚Weynacht-Cantilene von Matthias Claudius. In Musik gesetzt von J. Fr. Reichardt 1784. Copenhagen gedruckt bei Joh. Rud. Thiele.‘ 8 S., gr. 8°. (Hamburg, Stadtbibliothek); Nachdruck: Berlin 1786, Fol. (Königsberg, Univ.-Bibl.)

190) Roth 7, S. 202; F. H. Jacobis Werke 1812, 4, S. 29.

191) G. Karo und M. Geyer, Vor hundert Jahren. Elisa von der Reckes Reisen durch Deutschland (Collection Spemann 61), Stuttgart [1884], S. 228. — Die ‚Allgemeine deutsche Bibliothek‘ schilt sie „platt und schaal" (Bd. 107, S. 152).

192) E. Zirngiebl, F. H. Jacobis Leben, Dichten und Denken. Wien 1867, S. 49 ff.; Haym, Herder 2, S. 274 ff.; F. A. Schmid, Friedrich Heinrich Jacobi. Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und seiner Philosophie als Beitrag zu einer Geschichte des modernen Wertproblems. Heidelberg 1908.

193) Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi. Leipzig 1846, S. 97 f.

194) F. H. Jacobi an Kleuker, 5. Dezember 1785: Ratjen, Kleuker, S. 81.

195) Goethe an F. H. Jacobi im Januar 1786: Weim. Ausg. IV, 7, S. 173.

196) 1786, 29 S., 8°; Asmus V, S. 171—203. Die Datierung „im Hornung" bezieht sich auf die vollständige Herausgabe; die erste Anzeige war, wie aus den zitierten Briefen hervorgeht, schon im November des vorigen Jahres fertig.

197) Gildemeister 3, S. 172; F. H. Jacobis Werke 1812, 3, S. 162, 187.

198) Nur K. Ph. Moritz besprach sie in der Voss. Ztg. 1786, St. 34—36, tadelte das dialektische Operieren mit Worten und Begriffen und das eigenwillige Spiel, welches mit Auslegungen und Unterlegungen getrieben würde; sie ginge den Dingen nirgends auf den Grund. (Eybisch, Anton Reiser, S. 127 f., 287.)

199) Asmus V, S. VII.

200) „Claudius hat seine Kinder im Französischen, Englischen, Geschichte, Geographie namentlich auch die Söhne im Griechischen und Lateinischen unterrichtet. Das Unterrichten war ihm indessen keine Lieblingssache. Ihm fehlte dazu die Geduld. Den Religionsunterricht gab er mit einer Wärme und Innigkeit, daß er nicht bloß Lehre, sondern auch Erbauung war und nicht bloß in den Verstand, sondern auch in das Herz des Unterrichteten drang." (F. Claudius' Bem.)

201) Zeitschr. des Harzver. 47, S. 133 f.

202) Claudius an Voß, 20. Dezember 1778: Hs. München.

203) R. Zacharias Becker in der Dessauer Zeitung für die Jugend und ihre Freunde. 1785, St. 12, S. 91.

204) ‚Wir Wandsbecker an den Cronprinzen den 10ten Julius 1787‘, zuerst gedruckt in der Hamb. Neuen Zeitg., Nr. 112 vom 14. Juli 1787, auch als Einzeldruck erschienen und als solcher dem Kronprinzen überreicht; Voss. M.-Alm. 1788, S. 163; Asmus V, S. 159 f.

205) Vgl. den Bericht in der Hamb. Neuen Zeitg. 1787, Nr. 107—110; Möncкeberg S. 243.

206) Herbst [3] S. 282 f.

207) Hennes, F. L. Stolberg und Herzog Peter von Oldenburg, S. 361, 371.

208) J. Kragh Høst, Entwurf einer Geschichte der dänischen Monarchie unter der Regierung Christians VII. Aus einer Handschrift des Herrn Verfassers deutsch übersetzt. Bd. 2, Kopenhagen 1815, S. 191 ff. Die Streitschriften größtenteils verzeichnet in den Kopenhagener ‚Loerde Efterretninger‘ 1788—89.

209) Husum, 1788. Gedruckt in des Küsters Handbuchdruckerei. (Hamburg, Commerzbibliothek.) Sämtl. Werke hsg. von Redlich [14] 2, S. 390 ff. — Mönckeberg hat sie aufgefunden und in seiner Biographie S. 244 f. zum ersten Mal besprochen. Eng zusammen mit dieser Schrift hängt eine zweite in dasselbe Konvolut geheftete Broschüre ‚Politische Correspondenz zwischen dem Küster Ahrendt und dem Verwalter Olussen insonderheit die Kriegssteuer betreffend. Kopenhagen, 1789. Im Verlage der Proftischen Buchhandlung. Gedruckt bei J. F. Mothorst‘ (Redlich [14] 2, S. 402 ff.), die demnach ebenfalls Claudius zuzuschreiben wäre; sie ver-

teidigt wiederum die Maßregeln der Regierung und atmet frische Vaterlandsliebe; schon wegen der lobenden Erwähnung der Aufführung ‚Götz v. Berlichingens' in Hamburg wäre ich geneigt, sie Claudius zuzuschreiben.

210) Claudius an Gleim, 28. Dezember 1792: Zeitschr. d. Harzver. 47, S. 136. — Einen hübschen Erinnerungsstein setzte der nachmalige Senator und Justizrat E. Adolf Matthiesen in Altona seinem Kollegen Claudius in dem Gedichte ‚Mein Lebenslauf':

„Zuerst betrat die Bühne ich,
Als Asmus sein College.
Wir revidierten fleißiglich
Die Bücher und Belege.
Der Scharfsinn half und das Genie,
Wo uns Routine fehlte.
Die Bank zeugt: Es entging uns nie,
Wenn sie sich mal verzählte.
Ein flinker Bankrevisor hat
Zeit übrig zu Geschäften;
Drum dient ich überher der Stadt
Mit meinen Geisteskräften."

(Aus der Sammlung ‚Lieder, launige Erzählungen, gereimte Einfälle und Scherze von Erhard Adolf Matthiesen. Altona 1823', zitiert bei Mönckeberg S. 247.)

211) Asmus V, S. 1f.: ‚Die Mutter am Grabe. — Der Vater.'

212) Perthes' Leben[6] 1, S. 177.

Kapitel VIII.

1) F. Klövekorn, Die Entstehung der Erklärung der Welt- und Menschenrechte. (Eberings Historische Studien. 40.) Berlin 1911.

2) F. Muncker, F. G. Klopstock. Stuttgart 1888. S. 500ff.; H. Sieveking, Georg Heinrich Sieveking. Berlin 1913. S. 47ff.; A. Wohlwill, Neuere Geschichte der Freien und Hansestadt Hamburg. (Deutsche Landesgeschichten. 10.) Gotha 1914. S. 85ff.

3) Man vergleiche dazu Stellen wie: Asmus III, S. 104ff., 114ff.; V, S. 52ff. u. ö.

4) Offenbar spielt darauf Elise Reimarus an, wenn sie 1793 an Hennings schreibt: „Claudius lebt unbemerkt wie die Eule im Rauchfang, nun machen freilich manche die Eule zum Weisheitsvogel (auch Pfeffel rechnete ihr die Fähigkeit, im Dunkeln zu sehen, neulich im Leipziger Musenalmanach sehr hoch an); mir bleibt sie aber ein lichtscheues Wesen, und als Minerva hätte ich sie nicht unter meinen Attributen geduldet." (H. Sieveking, G. H. Sieveking. S. 422.)

5) S. 159f.

6) S. 210—218.

7) Zuerst im Voss. M.-Alm. 1786, S. 166; dann Asmus V, S. 165—170. Zur Veranlassung vgl. oben S. 130. Das Lied wurde rasch beliebt und oft zitiert (z. B. Erich Schmidt, Caroline. 1, S. 164); der zehn- oder elfjährige Freiligrath dichtete eine Fortsetzung: Buchner, F. Freiligrath. Lahr 1882, 1, S. 23f. Zahlreiche Anspielungen in der zeitgenössischen Dichtung (vgl. z. B. Otto Baisch, J. Ch. Reinhart und sein Kreis. S. 31f.; Kürschners Deutsche National-Literatur 135, I S. 182; R. Bitterling, J. F. Schink. Leipzig und Hamburg 1911. S. 40). — Claudius spricht schon im J. 1774 (Wandsb. B. Nr. 9; dann Asmus I/II, S. 158) von „Sir Hagel und Squeir Urian", ihm folgend Voß im Brief an Ernestine vom 18. März 1776 (Briefe 1, S. 305). Der Name Urian ist in der verschiedensten Weise gedeutet worden; die Wörterbücher unterlassen im allgemeinen eine Erklärung (so Sanders, Paul, Weigand). K. Löschhorn (Zeitschr. f. d. dtsch. Unterr. 23, S. 727) erklärt es = „Ur, Auerhahn", E. H. Meyer (German. Mythologie, § 341) = „Ur-Jan, Althans", Witkowski (Goethes Faust. 2. Bd. Kommentar. S. 268) „verwandt mit uren, urschen = es wild treiben, liederlich wirtschaften, Teufelsname". Richtig hat es wohl R. Sprenger (Zeitschr. f. dtsch. Wortforschung 3, S. 139) erklärt mit „Aufschneider, Spitzbube", indem er vom Bremisch-Niedersächsischen Wörterbuch (5, S. 154) ausgeht und weitere Belege dafür anführt (Danneil, Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart, S. 233; Dähnert, Plattdeutsches Wörterbuch nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen

Mundart. Stralsund 1781, S. 512; Braeker, Der arme Mann im Tockenburg. [Reclams U.-B. Nr. 2601] 2, S. 115, 143; Niederdeutsch. Korrespondenzbl. 15, S. 72). Die Übertragung des Namens auf den Teufel, wie sie in Goethes Faust 1, V. 3959 geschieht, ist demnach als sekundär zu betrachten.

8) S. 164.

9) S. 204—207.

10) S. 36—42.

11) S. 3—35.

12) S. 94f.

13) S. 88—93.

14) S. 208f.

15) S. 161—163.

16) S. 97—158. Dazu in der Vorrede S. Vf.: „Die ‚Apologie des Sokrates‘ ist aus dem Griechischen übersetzt. Da man itzo nicht überall solche Reden führen hört, als Socrates hier führt, so habe ich es für nöhtig und nützlich gehalten, auch sie meines Orts in Andenken zu bringen..... Ich hatte den Socrates allgemein und von so vielen rühmen und preisen hören. Aber es kommt mir doch nicht vor, als wenn er ihrer Meinung wäre; wohl aber, daß die Apologie überhaupt nicht am unrechten Ort steht.“ Wie mich mein kundiger Freund Dr. Steinmetz belehrt, ist die Übersetzung wörtlich, häufig aber überraschend gut in Anwendung deutscher Ausdrücke. Claudius konnte wirklich Griechisch und verstand auch seinen Platon.

17) S. 43—87.

18) Ebenso Vorrede zu Fénélon: „Der Mensch ist für eine freye Existenz gemacht, und sein innerstes Wesen sehnet sich nach dem Vollkommenen, Ewigen und Unendlichen, als seinem Ursprung und Ziel. Er ist hier aber an das Unvollkommene gebunden, an Zeit und Ort; und wird dadurch gehindert und gehalten, und von dem väterlichen Boden getrennt“ (Asmus VII, S. 138).

19) Von zeitgenössischen Kritiken ist mir nur bekannt geworden die nichtssagende Anzeige in der Allg. Dtsch. Bibl. Bd. 107 (1792), S. 150ff., unterz.: Am. = v. Goeckingk.

20) Auserles. Briefw. 2, S. 6, 95; Ratjen, Kleuker, S. 158; Hennes, F. L. Stolberg und Herzog Peter von Oldenburg, S. 398.

20a) F. H. Jacobis auserles. Briefw. 2, S. 128; Strackerjan, G. A. v. Halems Selbstbiographie, S. 117; Hennes, F. L. Stolberg und Herzog Peter von Oldenburg, S. 415, 421, 437.

21) Charakteristisch die Briefstelle an Schulz vom 21. Juli 1793: Briefe 2, S. 190.

22) Krähe, C. F. Cramer, S. 232ff.

23) Leitzmann, Aus Lichtenbergs Nachlaß, S. 178; dagegen: Keil, Wieland und Reinhold, S. 37; Krähe, C. F. Cramer, S. 234.

24) Nicolovius, J. G. Schlossers Leben, S. 216.

25) Lappenberg, Briefe von und an Klopstock, S. 373.

26) Arndts Werke, hsg. von A. Lesson und W. Steffens, 1, S. XXII.

27) Hambrg. Neue Zeitung vom 1. Okt. 1791.

28) Hambrg. Neue Zeitung vom 30. Nov. 1792; teilweise unter dem Titel ‚Crone und Scepter‘ dann im Asmus VII, S. 144—146 veröffentlicht (die falsche Jahreszahl 1795 wohl mit Rücksicht auf das trauernde Elternpaar, denen die Tochter schon am 12. Okt. 1793 wieder entrissen war; Redlich[14] 2, S. 462 Anm. 20); wiederholt: Mönckeberg, S. 273—276; Redlich[14] 2, S. 423—426. Mit Absicht unterzeichnet: „Der Däne Asmus.“ Wie sehr Claudius in seiner Anschauung von Freunden verkannt ward, beweist die kürzlich bekannt gewordene Tagebuchstelle Matthissons, die er sich am 6. März 1794 in Altona notierte: „Das Gerücht von Claudius Tode war falsch — indeß geht sein Ruhm zu Grabe. Er

ist jezt der wütendste Aristokrat und sagt es sei heilige Pflicht jedes Deutschen hinzugehen und alle Franzosen todt zu schlagen, macht Gedichte voll der kriechendsten Schmeichelei, unter andern ein Wiegenlied für die Kronprinzessin, behauptet man müsse auch der schlechtesten Obrigkeit blindlings folgen u. d. m. Man sagt hier allgemein, er sei vom Kronprinzen bestochen, welches denn doch aber wohl falsch ist." (Bölsing, Matthissons Gedichte. II. Bibl. d. Lit. Ver. in Stuttgart. CCLXII. Stuttgart 1913. S. 276.)

29) Für Hennings vgl. man: Böttiger, Literar. Zustände und Zeitgenossen 2, S. 68 ff.; Mönckeberg, S. 277 ff. (sehr gute und ausführliche Darstellung des ganzen Streites); v. Bippen, Eutiner Skizzen. Weimar 1859. S. 228 ff.; Herbst [8], S. 438 ff. Wichtig für Hennings' Charakter seine Korrespondenz mit v. Halem (bei Strackerjahn, S. 154 ff.) und die Briefe seiner Schwester Elise Reimarus an Knigge (Aus einer alten Kiste, S. 114 ff.).

30) Besonders zu nennen ,Vorurtheilsfreie Gedanken über Adelsgeist und Aristokratism: Kleine ökonomische und kameralistische Schriften. 3. Sammlung. 1792' und ,Historisch-moralische Schilderung des Einflusses der Hofhaltungen auf das Verderben der Staaten. 1792.'

31) Die für Hennings wenig rühmliche Duellgeschichte bei Böttiger 2, S. 70.

32) Nr. 190 vom 27. November 1793, unterz.: „Wandsbeck den 24. November 1793. Asmus." Wiederabgedruckt bei Mönckeberg, S. 278—280, und Redlich [14] 2, S. 426—428.

33) ,Auch ein Beytrag über die Neue Politick; herausgegeben von Asmus.' o. O. u. J. [Hamburg 1794.] 74 S. 8°; mit kleinen Abänderungen wiederholt: Asmus VI, S. 1—74.

34) Anspielung auf Hebr. 11, 24: „Durch den Glauben wollte Moses, da er groß ward, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharaos."

35) Vorrede zu Asmus VI, S. IV.

36) Zeitschr. des Harzver. 47, S. 138.

37) Asmus VIII, S. 201 f.

38) 3. Okt. 1795; Asmus VI, S. 88—90.

39) So Hennings an v. Halem, 13. Jan. 1795: Strackerjan, S. 172.

40) 28. Okt. 1795; später erweiterte Voß die Fabel zu einem Spalding gewidmeten „Epos in fünf Fabeln" ,Die Lichtscheuen': Sämtl. poet. Werke, hsg. von Abraham Voß. Leipzig 1835. S. 273—277.

41) 6, S. 407.

42) 1796, Mai, S. 398. Claudius veröffentlichte gegen Kants Kritik später folgendes schalkhafte Epigramm:

„Die hohen Götter zuweilen geruhn
Herabzulaßen sich, und Menschenwerk zu thun.
So sahn wir jüngst den grossen kritischen Poeten
Aus dem Kategorien-Himmel in den Hünerhof treten,
Und freundlich Hekatomben wie Haber streuen
Für die Hühner des griechischen Leuen." (Asmus VI, S. 128.)

Über Kants Stellung zur Zensur vgl. W. Dilthey, Arch. f. Gesch. d. Philosophie 3, S. 418; E. Fromm, Kant und die preußische Zensur. Hamburg und Leipzig 1894; K. Vorländer, Euphorion 1, S. 406. — Über Hamann als Anhänger der Preßfreiheit vgl. Unger, Hamann und die Aufklärung 2, S. 620 f. Anm. 183.

43) ,Bemerkungen über des Herrn Oberconsistorialraths und Generalsuperintendenten, Johann Leonhard Callisen, Versuch über den Werth der Aufklärung unserer Zeit. 1795.' Mit dem frechen Motto: „Verstehest du die Sache, so unterrichte deinen Nächsten; wo nicht, so halt dein Maul zu. Denn Reden bringet Ehre, und Reden bringet auch Schande; und den Menschen fället seine eigne Zunge" (Sirach 5, 14. 15).

44) ‚Von und Mit dem ungenannten Verfasser der „Bemerkungen“ über des H. O. C. R. und G. S. Callisen Versuch den Werth der Aufklärung unsrer Zeit betreffend. Von Matthias Claudius. Hamburg, gedruckt bei N. C. Wörmer.‘ [1796.] (Göttingen, Univ.-Bibl.) Titel-Auflage: Anhang zum 5ten Theil der sämmtlichen Werke des Wandsbecker Bothen. Sonst: Von und Mit ... Hamburg o. J. 112 S. kl. 8°. Wiederabgedruckt: Redlich [14] 1, S. 447—496.

45) ‚Ein Wort Ueber und Wider Herrn Matthias Claudius, von dem Vf. der Bemerkungen über des Herrn Callisen Versuch über den Werth der Aufklärung unserer Zeit. Altona 1796.‘ — Lustig F. H. Jacobis Irrtum an Hennings, 30. April 1796: Auserles. Briefw. 2, S. 227.

46) Strackerjan S. 182.

47) ‚Urians Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst einigen andern Kleinigkeiten. Von dem Wandsbecker Bothen. Hamburg 1797. Bey Friedrich Perthes u. Comp.‘ 24 S. kl. 8°. Komposition: Berlin. Im Verlage der Rellstabschen Musikhandlung. o. J. Fol. Asmus VI, S. 115—120. — Gegenschriften und Parodien: a) Herrn Urians Nachschrift von der neuen Aufklärung nebst Antwort (oder Wahrmund und die Deutschen an Herrn Urian). Germanien 1797. b) Urians Revozierung. Dänemark 1797. c) Wir Dänen an Asmus. Eine Parodie: Genius der Zeit 10, S. 433 ff., unterz.: Photophilus Danus. d) An Freund Urian: ebd. S. 122. e) Urians Nachricht: ebd. S. 267. f) Ein Wort über Aufklärung, Gleichheit der Menschen usw. nach den Grundsätzen des Christentums; in Beziehung auf Urians Nachricht von derselben: Beyträge zur Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in protestant. Ländern, hsg. von D. und J. Boysen. Altona 1797. 1, Heft 3, Nr. 2. g) Die Dänen und Urian: Neues Archiv der Schwärmerei und Aufklärung, hsg. von F. W. v. Schütz. 1. Heft. Altona u. Leipzig 1797. S. 10 ff. h) Epistel an Urian, sonst genannt Asmus: ebd. 1798. Heft 4. i) Urians Nachricht von der neuen Aufklärung, verloren aus dem Schnappsack des hinkenden Boten von Wandsbek, nebst Anti-Urians ächter Depesche über diese wichtige Materie, nicht aus Les Erreurs: Blätter aus dem Archiv der Toleranz und Intoleranz. 1797. 1, S. 196 ff k) Die Dänen an Urian. 1797. Vignette: Der Zensor Brummelbär. Verf.: Sophie Reimarus geb. Hennings. l) Obscuranten-Almanach auf das Jahr 1798, hsg. von Rebmann. S. VII, 317 ff.

48) Hamburger Straße, in welcher Perthes seine Buchhandlung hatte.

49) Asmus VI, S. 121.

50) Asmus VI, S. 122.

51) Asmus VI, S. 131.

52) Urlichs, Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. 2, S. 378 f.

53) Mönckeberg, S. 298 f.

53a) Hamburg 1798, bei Friedrich Perthes. 75 S. 8°. Zweyte Auflage. Hamburg 1798. Vgl. Strackerjan, v. Halems Selbstbiogr. S. 201.

54) März 1798.

55) Beilage zu Nr. 65 des ‚Hamb. Correspondenten‘ 1798.

56) Ebd. Nr. 69.

57) Ebd. Nr. 68.

58) Ebd. Nr. 73.

59) ‚Asmus. Ein Beitrag zur Geschichte der Litteratur des Achtzehnten Jahrhunderts von August Hennings. Altona, bei Johann Friedrich Hammerich 1798.‘ 77 S. kl. 8°.

60) An Schulz, 28. Jan. 1796: Briefe 2, S. 203.

61) An Miller, 8. Sept. 1789: Hs. München.

62) Aus Herders Nachlaß 2, S. 312.

63) Freundesgaben für C. A. H. Burkhardt. Weimar 1900. S. 112 f.; Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. S. 140.

64) Aus Herders Nachlaß 2, S. 314f. — Herzliche Kondolenzbriefe sandte Claudius nach Herders Tode an Frau Karoline, 1. Februar und 24. März 1804 (Hss. Berlin).

65) Hennes, F. L. Stolberg u. Peter von Oldenburg, S. 398; Ratjen, Kleuker S. 135.

66) Die Schrift ‚De nexu inter utrumque constitutionis foedus prophetico ad insignem illum Petri locum 1 ep. c. 1, v. 10—12.' Helmstädt 1792. — Ratjen, Kleuker S. 180f., 190, 192.

67) Ein Brief vom 20. Jan. 1795 in München, Kgl. Hof- u. Staatsbibl.

68) Mitteilungen aus dem Tagebuch und dem Briefwechsel der Fürstin Adelheid Anna Amalia v. Gallitzin. Stuttgart 1868; J. Galland, Die Fürstin A. v. Gallitzin und ihre Freunde. Köln 1880; J. Wormstall, Aus dem Leben der Fürstin A. v. Gallitzin: Zeitschr. f. vaterländ. Gesch. u. Altertumskunde [Westfalens] 57, S. 79ff.; H. Brentano, A. Fürstin v. Gallitzin. Freiburg i. B. 1910. — Goethes Briefwechsel mit ihr: Goethe-Jahrb. 3, S. 276ff.; 14, S. 161ff.; 17, S. 65ff.; Schöll-Fielitz, Goethes Briefe an Frau v. Stein[2], S. 270f., 273.

69) Wie Janssen (F. L. v. Stolberg 1, S. 318f.) dazu kommt, diese Tagebuchstelle mit „Sommer 1782" zu datieren, ist mir unerfindlich; denn eine derartige Zeitangabe ist nicht möglich.

70) Janssen, Stolberg 1, S. 318f.; Hennes, F. L. Stolberg und Peter von Oldenburg S. 465.

71) Goethe-Jahrb. 3, S. 280. — Herbst[3], S. 431 spricht von einem Besuch im Sommer 1797; wohl Druckfehler für 1795?

72) Herbst[3], S. 432ff.

73) Eine Biographie Sailers bereitet Prof. R. Stölzle in Würzburg vor; den einzigen erhaltenen Brief Sailers an Claudius hat er in der Zeitschrift ‚Der Aar' II, 2, S. 367ff. aus Pastor Schröders Besitz veröffentlicht. — Über Ruoesch vgl. Ringseis' Erinnerungen 1, S. 310ff.; Brief von Claudius an ihn, 12. Jan. 1798: Holtei, Dreihundert Briefe I, 1, S. 60f. Ruoesch zitiert Claudius neben Luther im Brief an seinen Schwager K. Th. Beck vom 7. Jan. 1816: Hs. München. Seine Frau hieß ebenfalls Rebekka. — Setteles Aufzeichnungen veröffentlicht im ‚Kirchenfreund für das nördl. Deutschland', S. 221ff., im ‚Bergedorfer Boten' 1838, Nr. 32, im ‚Weimar. Volkskalender' 1856; Auszüge bei Herbst[3], S. 274ff. Setteles Briefe an Claudius hsl. im Besitz von Pastor Schröder. Sailer über Settele: Nathusius' ‚Volksblatt für Stadt und Land' 1855, Nr. 94.

74) F. L. Stolberg an F. H. Jacobi, 6. Dez. 1793: Auserles. Briefw. 2, S. 137.

75) Christoph Heinrich Pfaff, Lebenserinnerungen. Kiel 1854, S. 118ff.; v. Bippen, Eutiner Skizzen, S. 218ff.; Efterladte papirer fra den Reventlowske familiekreds i tidsummet 1770—1827. Meddelelser af arkiverne paa Pederstrup og Brahe-Trolleborg, udgivne paa foranledning af hofjägermeester lehnsgreve C. E. Reventlow ved Louis Bobé. Bd. III—V. Kjöbenhavn 1896, 1900, 1902; R. Kayser, Geistig-religiöses Leben auf Schloß Emkendorf: Preußische Jahrbücher 143 (1911), S. 240ff.

76) Folgende Briefe an Marcard erhalten: 1. 31. Aug. 1793: Hs. Frau Obristlieutenant Jähns, Berlin; 2. 15. Juni 1794; 3. 6. Jan. 1795; 4. 31. Jan. 1799 (Hs. Berlin, Sammlung Radowitz); 5. 15. April 1800 (Hs. von 2, 3, 5: Leipzig). — Über Marcard vgl. Allg. Dtsch. Biogr. 20, S. 294.

77) Asmus VI, S. 147—149; vorher als Einzeldruck erschienen. — Alte Gedanken in holpriger Form spricht aus das Gedicht ‚Frau Rebecca mit den Kindern, an einem May-Morgen' (Asmus V, S. 81—84).

78) Asmus VII, S. 135—137. — Ich bin auch geneigt, das ‚Lied der Bauern zu — an ihre Gutsherrschaft' (Asmus VI, S. 85—87) einer ähnlichen Gelegenheit zuzuschreiben.

79) Asmus VI, S. 129f.

80) Perthes' Leben[6] 1, S. 74f.; Herbst[3] S. 467f.

81) Asmus VI, S. 150; Des Knaben Wunderhorn, hsg. von Grisebach, S. 752.

82) J. G. Jacobis Überflüssiges Taschenbuch a. d. J. 1800, S. 147; merkwürdigerweise nicht in die Werke aufgenommen; von Herbst[3] S. 469 fälschlich 1799 datiert.

83) Asmus VI, S. 151.

84) Asmus VI, S. 187ff.

85) Clemens Theodor Perthes, Friedrich Perthes' Leben nach dessen schriftlichen und mündlichen Mitteilungen. 3 Bde. 6. Aufl. Gotha 1872; M. G. W. Brandt, Karoline Perthes geb. Claudius. 4. Aufl. Gotha 1889; Ottilie Adler, Friedrich und Karoline Perthes. Christliche Lebensbilder für das deutsche Haus. Leipzig 1900; Agnes Perthes, Vom Wandsbecker Boten und seinem Haus. Erinnerungen. Hamburg 1911.

86) An Marcard, 31. Mai 1799 (Hs. Berlin) und 15. April 1800 (Hs. Leipzig).

87) An Gleim, 30. März 1794: Zeitschr. des Harzver. 47, S. 138.

88) Grüße an Dohm im Brief an Ruoesch: Holtei, Dreihundert Briefe I, 1, S. 60f.; Brief an Nicolai, der ihm Musikalien geliehen, 31. Dez. 1796: Hs. Berlin.

89) „Claudius war mit Gewißheit 1793, 1794, 1796, 1799 und 1802 in Pyrmont. 1799 und 1802 war Fritz mit in Pyrmont, früher Johannes zweimal." (Fritz Claudius' Bemerkungen.) Durch das Gedicht ‚An den Brunnen' (s. folg. Anm.) ist auch für August 1797 ein Aufenthalt gesichert — Am 9. August 1794 ging der reizende Brief an die Kinder ab, den Herbst[3] S. 463ff. mit kleinen Ungenauigkeiten (S. 464, Z. 3 v. o. l. Unruhe statt Ruhe, Z. 9 l. nur st. uns) abdruckt (Copie des Enkels Claudius im Besitz von Richard M. Meyer † in Berlin). Der unter der Überschrift ‚Kinder-Stil' (Asmus VI, S. 126—128) abgedruckte Brief „ist ein wirkliches Original, im Jahre 1794 von Fritz Claudius an die Eltern nach Pyrmont geschrieben, obgleich die Gelehrten sich nicht ganz einig sind, ob von Fritz oder dem 2jährigen Ernst." (F. Claudius' Bem.) — Ewalds Bericht an v. Halem, 3. Nov. 1799: Strackerjahn S. 207.

90) ‚An den Brunnen zu Pyrmont': Asmus VI, S. 131; ‚In der Allee zu Pyrmont': ebd. S. 143—146.

91) F. Stolberg an J. G. Jacobi, Münster 26. Nov. 1794: Anz. f. dtsch. Altert. 4, S. 379.

92) Sieh Kap. VII, Anm. 63.

93) Aus Baggesens Briefwechsel mit Reinhold und F. H. Jacobi. Leipzig 1831. 1, S. 344f.

94) Fantasien auf einer Reise durch Gegenden des Friedens von E. P. v. B. Hsg. von J. L. Ewald. Hannover 1799, S. 46ff.

95) F. H. Jacobi an Villers, 27. Sept. 1800: M. Isler, Briefe an Villers. Hamburg 1879, S. 164.

96) Brinckmann an F. H. Jacobi, 27. Juni 1801: Zoeppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß 1, S. 299.

97) Zoeppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß 1, S. 151f.

98) G. Geßner, J. K. Lavaters Lebensbeschreibung. Winterthur 1803. 3, S. 235, 239; L. Bobé, J. C. Lavaters rejse til Danmark i sommeren 1793. Kjöbenhavn 1898.

99) Erinnerungen aus dem äußeren Leben: Werke, hsg. von Lefson und Steffens. 2, S. 65.

100) Lebenserinnerungen. Kiel 1854, S. 111.

101) Tagebuch, hsg. von A. Leitzmann. S. 85, 101; Schiller an Goethe, 23. Okt. 1796: Gräf-Leitzmann 1, S. 247.

102) Weim. Ausg. IV, 10, S. 96.

103) Erich Schmidt und Suphan, Xenien. (Schriften der Goethe-Gesellschaft. VIII.) Weimar 1893. Nr. 295. S. 33, 146f.

104) Redlich[14] 2, S. 429—434; W. Stammler, Anti-Xenien. Bonn 1911, S. 6—9. Vgl. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf. Stuttgart 1851. 1, S. 57; 2, S. 87f. Claudius verteidigt sonst nur der unbekannte Verf. der ‚Dornenstücke‘: W. Stammler, a. a. O. S. 66.
105) Herbst[8] S. 452; Hennes, F. L. Stolberg und Peter von Oldenburg. S. 490f.
106) Weinhold, Boie. S. 226.
107) Schiller an Goethe, 27. Jan. 1797: Gräf-Leitzmann 1, S. 294.
108) S. 75—80. Schluß: „Herr v. Pfeil. Ein Wort im Vertrauen, Herr Asmus. Ich bin Ihrer Meinung, und glaube mit Ihnen, daß die Religion unentbehrlich sey, um den Menschen eine gewisse Moralische Haltung zu geben, und Ordnung und Wohlseyn in der Welt zu erhalten. Es gibt Flecke, wo die Justiz und Policey nicht hinkönnen, und da muß die Religion helfen. Und die Leute, die Religion abgeschaft wissen wollen, kennen die Welt und den Menschen nicht. Auch ist der Nutzen, den die Religion der Welt leistet, nicht geringe, sondern aller Achtung und alles Dankes wehrt. Aber, glauben Sie in Ernst, daß außer dem noch etwas wahres im Christenthum sey? — Asmus. In Ernst, Herr v. Pfeil.“
109) S. 94—110.
110) S. 121—138. S. 122f. hübscher Vergleich: Vernunft und Erfahrung wie Mann und Frau (ebenso VII, S. 232); S. 132ff. Parodie auf die neumodische Religionsphilosophie.
111) S. 139—141.
112) S. 152—160. Fortsetzung zu Asmus V, S. 3—35.
113) S. 161—212. Bezeichnende Stellen: „Gut ist ein ander Ding als edel; und Frey-seyn ein ander Ding, als an seiner Kette reißen und rütteln. Edle Menschen giebt es von Natur, aber gut ist Niemand, als der einige Gott, und wen der gut gemacht hat“ (S. 175); „Der Mensch trägt in seiner Brust den Keim der Vollkommenheit, und findet außer ihr keine Ruhe“ (S. 184); „Die Hauptpunkte einer Religion sind verhüllt und zugedeckt; und so ist das heilige Abendmahl allerdings ein Geheimniß. Dafür haben es die Anhänger Christi von Anfang an genommen, und dafür nimmt es auch Luther“ (S. 198).
114) Sie sollte den Titel erhalten: ‚Mißlungener Versuch einer parteiischen Beurteilung der sämtlichen Werke des Wandsbecker Boten für den unparteiischen Correspondenten‘; die Aushängeexemplare der beiden ersten Bogen auf der Hamburger Stadtbibliothek.
115) Leipzig 1811. VIII, 222 S. 8°. Jacobis daraus entstehender Streit mit Schelling geht uns hier nichts an; vgl. darüber Zirngiebl S. 140ff.; F. A. Schmid S. 320f. — Von Rezensionen des Asmus VI kenne ich nur die natürlich giftig verurteilende in Hennings' ‚Genius der Zeit‘ 1798, S. 112ff.
116) Hsg. von Karl Vorländer. (Philosophische Bibliothek. 38.) S. 109ff., 157ff., 165ff.
117) Settele an Claudius, 28. Juli 1791: Hs. Altona-Othmarschen, Schröder; Ratjen, Kleuker, S. 173.
118) Ratjen, Kleuker, S. 163, 173.
119) Herbst[8] S. 447ff. Hss.?
120) ‚Vorfall‘ in ‚Herrn Urians Nachricht usw.‘; wiederholt: Redlich[14] S. 431; Stammler, Anti-Xenien, S. 7f. ‚Nachricht von der neuen Aufklärung. Zweite Pause, die Phisosophie betreffend‘: Hamb. Correspondent 1799, Nr. 80, 18. Mai; Einzeldruck: Hamburg o. J. [1799]. 2 Bl. 8° (vgl. Arch. f. Lit.-Gesch. 13, S. 428); wiederholt: Möncke berg, S. 323f.; Redlich[14] S. 436f. ‚Till der Holzhacker. Zur Erläuterung der neuen philosophischen Methode: die Reinheit in unsre Willkühr aufzunehmen‘: Asmus VII, S. 120—122.
121) Herbst[8] S. 600f.
122) Asmus VII, S. 318.
123) Asmus VI, S. 103f., 109f.
124) ‚An meinen Sohn H . . . Hamburg bei Fr. Perthes 1799.‘ 16 S. 8°. Motto: „Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich dir“; Asmus VII,

S. 147—157: ‚An meinen Sohn Johannes. 1799‘; unter dem Titel: ‚Goldene Worte‘ in den ‚Flugblättern für unser evangelisches Landvolk‘. Würzburg 1913, II. Quartal Nr. 8.

125) Hs. Berlin, R. M. Meyer (†). — Der Sohn besuchte zunächst, um seine humanistische Vorbildung zu vollenden, noch die Landesschule Pforta (wohin ihm später die anderen Brüder folgten: Vita C. D. Ilgenii scr. Kraft. 1837. S. 287, 291, 298, 302), studierte dann in Kiel, ward 1813 nach der Ordination in Ratzeburg Pastor zu Sahms im Lauenburgischen und starb dort am 7. März 1859.

126) Vgl. die Vorrede zu Tl. VII.

127) Fénélon, Réponse inédite à Bossuet sur la question du quiétisme. Paris 1901; R. Mahrenholtz, Fénélons Zwist mit Bossuet: Romanische Forschungen 9, S. 744 ff.

128) Fenelons Werke religiösen Inhalts, aus dem Französischen übersetzt von Matthias Claudius. 1. Thl. Hamburg bei Fr. Perthes. 1800; 2. Thl. 1809; 3. Thl. 1811. (Berlin, Univ.-Bibl.) Neue Ausgabe 1823. — An Johannes, 24. Dez. 1808: „Ich bin seit 5—6 Wochen fleißig am Fénélon [II. Tl.], und bringe ihn, wills Gott, heut noch fertig. Wenn er Ostern heraus ist, schicke ich dir — oder besser, hole du dann 1 Exeplr. hier ab und lies es durch; nicht nur hie u. da einen Happen sondern durch, u. siehe dann, wie dir der Erzbischof thut. Er ist ein gar gutmüthiger Mensch und fein, u. dabei frei, wie es einem Geistlichen zukommt.“ (Hs. Berlin, R. M. Meyer †.) Rebekka an Ernestine Voß, 27. Nov. 1810: „Wir haben noch 7 [Kinder] die der Sorge bedürfen, und mein Alter Math. muß es sich noch sauer werden laßen mit übersetzen.“ (Hs. München.)

129) Quartblatt: ‚Anzeige von Fenelon's Werken religiösen Inhalts. Aus dem Französischen übersetzt.‘ Datiert: „Wandsbeck, den 24. Juni 1800.“

130) Z. B. Gleim an Voß, 4. Sept. 1800: „Claudius scheint mit seiner Übersezung der Schriften eines Fenelons, der weniger ein katholischer als mystischer Christ war, uns auf die Nachricht, daß auch er abgefallen sey, vorbereiten zu wollen! Wir müßen den Arbeiten der Unvernunft, entgegen arbeiten!“ Freude über seinen Irrtum, 9. Sept. an Voß. (Hss. München.)

131) Bd. 58 (1801), S. 37 ff. Unterzeichnet: A. Verfasser: Dapp.

132) Bd. 1: VII, S. 138—143; Bd. 2: VIII, S. 55—99 (darin Fénélons Biographie); Bd. 3: VIII, S. 100—104.

133) S. 1—119.

134) Kleukers Schriften: Zend-Avesta, Zorasters lebendiges Wort. 3 Teile. Riga 1776—78; Holwells merkwürdige historische Nachrichten von Indostan und Bengalen, nebst einer Beschreibung der Religionslehren, der Mythologie, Kosmogonie, Fasten und Festtage der Gentoos, und einer Abhandlung über die Metempsychose. Aus dem Englischen. Mit Anmerkungen und einer Abhandlung über die Religion und Philosophie der Inder begleitet. Leipzig 1778; Anhang zu Zend-Avesta. 2 Bde. Riga 1781—83; Das Brahmanische Religionssystem im Zusammenhange dargestellt und aus seinen Grundbegriffen erläutert. Nebst einem kurzen Auszug aus des Fr. Paullini a S. Bartholomeo Sidharubam oder Samskrdamischen Grammatik; W. Jones' Abhandlungen über die Geschichte und Altertümer, Kunst, Wissenschaft und Literatur Asiens, mit Erläuterungen. Riga 1795—97. 4 Bde. — H. F. Eckards Buch: Ormuzd's lebendes Wort an Zoroaster, oder Zendavesta im Auszuge. Greifswald 1789.

135) Er zitiert: J. Z. Holwell, Interesting historical events of Bengale; Thomas Maurice, Indian Antiquities; die ‚Asiatic Researches‘ der von W. Jones begründeten ‚Bengal Asiatic Society‘; Confucius Sinarum philosophus etc. studio et opera P. Intercetta, C. Herdrich, J. Rougemont, P. Couplet, P. P. S. J. iussu Ludovici Magni etc. e bibliotheca regia prodiit. Parisiis 1687.

136) ‚Über den allgemeinen Eifer der Menschen für Religion und religiöse Handlungen‘: VII, S. 123—134.

137) E. Durkheim, Les formes élémentaires de la vie religieuse. Paris 1912; P. W. Schmidt, Der Ursprung der Gottesidee. I. Münster i. W. 1912;

N. Söderblom, Natürliche theologische und allgemeine Religionsgeschichte. Leipzig 1913; ders., Gudstrons uppkomst. Stockholm 1914.

138) S. 307—314.

139) ‚Das letzte Capittel aus dem unvergeßlichen und vergessenen Werk des Groß-Canzlers Franz Baco v. Verulam: De dignitate et augmentis scientiarum‘: S. 168—198; ‚Bacon's Glaubensbekenntniß. (Aus dem Englischen.)‘: S. 198—221; ‚Aus Neutons Observationen zum Propheten Daniel, das 11te Capittel, darinn er die Zeiten der Geburt und der Leiden Christi zu bestimmen sucht‘: S. 222 bis 226; ‚Postscript an Andres‘: S. 226—233.

140) S. 234—298; dann als Einzeldruck: ‚Einfältiger Hausvater-Bericht über die Christliche Religion an seine Kinder. Nach der heiligen Schrift. Hamburg bei Fr. Perthes. 1804.‘ 66 S. 8°. Mit dem aus der Vorrede zum VII. Teil entnommenen Motto: „Ist für Unmündige. Verderbet es nicht, es ist ein Seegen darinn.“ Für die Entstehung vgl. Herbst[3], S. 476 ff. Platt ablehnende Rezension vom Standpunkte des „gesunden Menschenverstands“ in der Neuen allg. dtsch. Bibl. 92 (1804), S. 273 ff., unterz.: Hb. = Dapp.

141) Mönckeberg S. 356 f.

142) Fr. Perthes Leben[6] 1, S. 119.

143) S. 158—167.

144) S. 305 f.

145) S. 143.

146) S. 315—326. — Wertlose Besprechung des VII. Tls. in der Neuen allg. dtsch. Bibl. 86 (1804), S. 480 ff., unterz.: U. = Eschenburg.

147) 1812. Auf Kosten des Verfassers. VIII, 246 S. 8°.

148) Vorrede S. VII f.

149) ‚Das heilige Abendmahl. Hamburg, bey Fr. Perthes 1809.‘ 37 S. 8°; Asmus VIII, S. 1—37.

150) S. 38—44.

151) S. 120—158.

152) S. 161—181; vorher im Vaterländ. Museum 1810, 4, S. 446 ff.

153) S. 182—194; vorher in F. Schlegels Deutsch. Museum. 1812, 4, S. 324 ff.

154) S. 209—246.

155) S. 105—119.

156) ‚Brief des Pythagoräers Lisias [Lysis aus Tarent] an den Hypparchus‘: S. 196 bis 200; ‚Sprüche des Pythagoräers Demophilus‘: S. 203—205.

157) ‚An des Königs Geburtstag, den 28. Jan. 1812‘ (Melodie des Schillerschen Reiterliedes): S. 45—48. ‚Hochzeitlied‘: S. 49; vorher im Gött. Mus.-Alm. 1803, S. 6. ‚Auf O— — o R— — s Grab‘: S. 50; vorher im Hambg. Correspondenten vom 7. Dez. 1810. ‚P** und C** bey dem Begräbnis ihres J***‘: S. 51 f. ‚Auf einen Selbstmörder‘: S. 53. ‚Der Esel‘: S. 54 (ironische Selbstpersifflage? Satire? Vgl. Lichtwers Fabel ‚Der Esel und die Dohle‘). ‚Sterben und Auferstehen‘: S. 159 f.; vorher im Vaterländ. Museum 1810, 1, S. 114. ‚Der Philosoph und die Sonne‘: S. 195; vorher in F. Schlegels Deutsch. Mus. 1812, 1, S. 160. ‚Klage. (Aus dem Jahre 1793)‘: S. 201 f. ‚Osterlied‘: S. 206—208; vorher in F. Schlegels Deutsch. Mus. 1812, 1, S. 330 ff.

158) 1813, Nr. 31, S. 481—495.

159) Zeitschr. des Harzver. 47, S. 139 f.

160) Schon am 20. Juli 1789 klagt Miller an Voß: „Claudius ist sehr unartig. Ich erhielt auf 2—3 Briefe keine Sylbe Antwort und ich verhalf ihm doch zu Ulmer Taback, Pfeiffe, Schwamm und Stahl.“ (Hs. München.) Durch Ruoesch geht 1798 ein Päckchen an Miller. (Holtei, 300 Briefe, I, 1, S. 61.)

161) Ernestines Schilderung im Brief an Friederike Poel, Eutin 12. Juli 1801: „Wir schwatzten heitern Muthes auf dem wohlbekannten Wege nach Wandsbeck, den wir vor 24 Jahren voll froher Pläne für die Zukunft so oft zu Fuße wanderten, und alle sind weit schöner in Erfüllung gegangen als wir sie damals in unsern heitersten Stunden träumten. So gestimmt war es auch einzig möglich, unter Claudius Dach heiter zu bleiben. Wir freuten uns, Mumsens und Perthes dort zu finden. Dieser blieb die Nacht; auch Elise Reimarus zeigte uns ihr herzliches, theilnehmendes Gesicht. Die gute Seele mußte auch einen Verweis von Claudius hinnehmen, als sie im Schrecken über einen Beinbruch am Tische Herr Jesus! ausrief; ich freute mich ihrer sanften Antwort. Claudius empfing uns kalt, hatte aber eine Menge witziger Einfälle in Bereitschaft, die diese Kälte nicht decken konnten, denn niemand mochte sie belachen als er, obgleich er jeden zwei Mal wiederholte. Das erste was er in Ordnung brachte, noch ehe wir zur Ruhe vom Abpacken gelangten, war, von den Pferden für morgen zu reden. Dieß machte uns das Herz leicht, denn wir fürchteten erstlich einen Verweis, daß wir so spät gekommen, und einen zweiten, daß wir so schnell weg wollten. Es wurde kein gescheites, viel weniger ein herzliches Wort gesprochen. Die arme Rebekka war krank, aber unverlegen und herzlich gegen uns. Als Mumsens fort waren, gingen wir noch mit Perthes und seiner Frau im Walde. Ein Abend geht rasch hin, aber wir sagten uns doch als wir uns legten, Gottlob, daß es überstanden ist! und dasselbe, als wir um 8 Uhr den Wagen bestiegen. Rebekka sahen wir nur einen Augenblick am Morgen, aber das war auch der erste wo uns wohl wurde. Die Tochter nahmen wir gern mit, da sie sich über diesen ersten Ausflug in die Welt zu freuen schien, ein freundliches Kind, und wohl mehr Rebekkas als Claudius Tochter." (Bilder aus vergangener Zeit nach Mittheilungen aus großentheils ungedruckten Familienpapieren. I. Hamburg 1884, S. 70f.) Dazu Ernestines Brief an Miller, Jena 31. Dez. 1802: „Claudius würden Sie nicht wieder erkennen, er sieht nicht alt, sondern veraltet aus, ein grämlicher Gesicht sah ich nie, aber seine Frau ist ewig unveränderlich, jezt so gar noch hübscher wie ihre Töchter, von denen schon zwey verheyrahtet sind." (Hs. München.)

162) 1795 hatte ihm Schlosser die Übersetzung von Platons Briefen gewidmet: Nicolovius, J. G. Schlosser, S. 248f.; Schlossers Urteil an F. H. Jacobi, Eutin 28. August 1796: E. Martin, Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi. (QF. II.) Straßburg 1871, S. 38. Tod: Fritz Stolberg an Christian 27. Okt. 1799 (Hennes, F. L. Stolberg und Peter von Oldenburg, S. 516) und an J. G. Jacobi 5. Jan. 1800 (Anz. f. dtsch. Altert. 4, S. 382).

163) Der erhaltene Briefwechsel hört schon mit dem Jahre 1785 auf.

164) Seume, Mein Sommer. 1805, S. 245; Planer-Reißmann, J. G. Seume, S. 521f.

165) Der auch durch seine Freundschaft mit E. T. A. Hoffmann bekannte Regierungsrat Schwarz in Posen (Ellinger, E. T. A. Hoffmann, Hamburg und Leipzig 1894, S. 26, 196ff.) sandte eine scherzhafte Parodie des ‚Rheinweinliedes' auf den Ungarwein mit einigen Flaschen dieses Gewächses und einem herzlichen Anerkennungsbrief im August 1800 an Claudius, der am 1. Jan. 1801 in launiger Antwort sich bedankte. Briefe und Parodie abgedruckt im Intelligenzblatt Nr. 81 (25. April) der Jenaer Allgem. Literatur-Zeitung 1801.

166) So behauptet wenigstens Voß in Paulus' Sophronizon I, 3, S. 89.

167) Brief an Frau von Berg, 13. Nov. 1802: Pertz, Steins Leben 1, S. 243.

168) Bezeichnend für Claudius' Toleranz Stolbergs Briefe an die Gräfin Galizyn vom 28. Aug. 1800 (Janssen 2, S. 29) und an seine Schwester Katharina vom 8. Febr. 1805 (ebd. S. 105f.), sowie Claudius' Brief an Stolberg, 26. Nov. 1806 (ebd. 1, S. 420); Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius, Bonn 1841, S. 125. Anerkennendes Urteil der Gräfin Sophie über Claudius, 25. März 1829: Saffenreuters Allgem. Kirchen- und Religionsfreund, Würzburg 1846, Nr. 75. Rebekkas Reisen: Herbst[3], S. 511.

169) Claudius' Briefe bei Herbst[3], S. 515 ff.

170) ‚Hochzeitlied', Einzeldruck 1802; dann Gött. M.-Alm. 1803, S. 6; Asmus VIII, S. 49. Anklänge an Goethes Gedichte ‚Haidenröslein' und ‚Das Veilchen' (F. Wilhelm, Zeitschr. f. d. dtsch. Unterr. 20, S. 137 f.).

171) An Perthes 10. Nov. 1814: Auserles. Briefw. 2, S. 446; Werke 3, S. 249 f.

172) Weinhold, Zeitschr. der Ges. f. Schlesw.-Holstein.-Lauenburg. Gesch. 1, S. 129 ff.

173) Mönckeberg S. 363 f.; Lebensnachrichten über Niebuhr 1, S. 146. 2, S. 121, 133.

174) Runge als Maler: A. Lichtwark, Ph. O. Runge, Pflanzenstudien, Hamburg 1895; W. Roch, Runges Kunstanschauung und ihr Verhältnis zur Frühromantik (Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 111), Straßburg 1909. Runge als Märchenerzähler: R. Steig, Herrigs Archiv 107, S. 277 ff.; F. Schultz, Westermanns Monats-Hefte 111, S. 541 ff.; A. Aubert, Runge und die Romantik, Berlin 1909; S. Krebs, Runges Entwicklung unter dem Einflusse Tiecks. (Wetz' Beiträge zur neueren Lit.-Gesch. 4), Heidelberg 1909. Eine Untersuchung, ob etwa Claudius auf ihn eingewirkt hat, fehlt noch.

175) 7. Dez. 1810; Asmus VIII, S. 50.

176) Deutsche Zeitschrift für christl. Wissenschaft und christl. Leben 1853, Nr. 17, S. 130; Pipers Evangelischer Kalender für 1859; Herbst[3], S. 529 ff.

177) F. Perthes' Leben[6] 1, S. 140 f., 171.

178) Asmus VIII, S. 51 f.

179) Quellen für den Streit: Altonaer Mercur 1805, Nr. 52; Leipziger Lit.-Ztg. 1805, Intelligenz-Bl. Nr. 22; Der Freymüthige 1805, Nr. 121; Neue allg. dtsch. Bibl. 98, S. 140 ff. 100, S. 3 ff., 249 ff.; Staatsbürgerliches Magazin, mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, 2 (1822), S. 798 ff.; Christoph Heinrich Pfaff, Lebenserinnerungen, S. 143 ff.; H. Ratjen, Geschichte der Universität Kiel, Kiel 1870, S. 34; Carstens, Zeitschr. d. Gesellsch. f. Schlesw.-Holst.-Lauenburg. Gesch. 5, S. 49 ff. — Interessante Urteile Anselm Feuerbachs (des Juristen) über den Grafen Reventlow: Feuerbachs Leben und Wirken. Leipzig 1852. 1, S. 71, 75.

180) a) [Funk,] Sendschreiben an Se. Hochgräfl. Excellenz den Hrn. Grafen Friedrich von Reventlou, Ritter vom Dannebrog, Geheimenrath und Kurator der Universität Kiel. Im Februar 1805. 64 S. 8°. Motto: Religion, als äußerliches Mittel zu vergänglichen Zwecken gebraucht, ist, unbegleitet von Aberglauben und Schwärmerey, ohne Wirkung! in dieser Begleitung aber stiftet sie lauter Böses. Jacobi. b) [Christian v. Stolberg,] Antwort auf das Sendschreiben eines Ungenannten an Se. Exc. den Hrn. Grafen Friedr. v. Reventlow, Kurator der Universität zu Kiel. Hamburg, bey Perthes. 1805. 48 S. + 24 S. Beylagen. 8°. Rist, Schönborn S. 30 f. schreibt die ‚Antwort' Schönborn zu, ebenso auf Perthes' Autorität hin Mönckeberg S. 416. Doch hat Schönborn nur Druck und Verlag vermittelt. c) [Claudius,] An den Naber mith Nadt: „Sendschreiben an Sr. Hochgräflichen Excellenz den Herrn Grafen Friedrich von Reventlau, Ritter vom Danebrog, Geheimer-Rath und Curator der Universität Kiel." Van enen Holstener. 1805. 22 S. 8°. Motto: Unde HE was achter up deme Schepe un sleep up eynem Küssen. Marc. 4. Hochdeutsch: An den Nachbar mit Rath: . . . . . von einem Freunde alter deutscher Art. 1805. 16 S. 8°. Beides zusammen wiederholt von Philipp Nathusius im ‚Volksblatt für Stadt und Land' 1849, Nr. 73 ff. Perthes war Verleger, Übersetzer „ein jetziger Freund von Voß" (nach Perthes' Angabe). d) [H. J. Stubbe,] Beleuchtung der Antwort auf das Sendschreiben. Hamburg 1805, Campe. 8°. e) D. Martin Luthers Antwort auf das „Sendschreiben an Se. Hochgräfliche Excellenz den Herrn Grafen Friederich von Reventlou" . . . namentlich auf das was der Verfasser dieses Sendschreibens ohne eine gewisse Voraussetzung „unerklärbar, noch unerklärbarer und am allerunerklärbarsten" findet. Nr. I, Beleuchtung des „Unerklärbaren". Nr. II, III, Beleuchtung des noch „Unerklärbareren" und des „am unerklärbarsten" nebst Beilagen. 1805. 8°. f) Erinnerungen wider die Antwort auf das Send-

schreiben eines Ungenannten an den Herrn Grafen v. Reventlow und wider die Schrift: An den Nachbar mit Rath u. s. w. Lübeck 1805, F. Bohn. 8°. g) [Kerner, Bruder von Justinus Kerner,] Ueber Sendschreiben und Antwort. Von Gustav Scanderholm. Deutschland, 1805. 39 S. 8°. h) Letztes Urtheil über den Ober-Consistorialrath Hermes. 1805.

181) Vor. Anm. f). — Fritz Stolberg lobt dem Bruder Christian die „herrlichen Stellen" in Claudius' Schrift: Janssen 2, S. 109 f.

182) Bd. 100, S. 249 ff.

183) ‚Schreiben eines Dänen, an seinen Freund. Altona, den 17. Aug. 1807.' 16 S. 8°; wiederholt Redlich[14] 2, S. 447 ff.; Behrmann S. 596 ff.

184) 28. Aug. 1807: Kopie des Enkels an E. Claudius im Besitz von Prof. R. M. Meyer (†) in Berlin.

185) Neuer teutscher Merkur 1808, Sept. III, S. 5; Redlich[14] 2, S. 451 f.

186) Hamburg. Neue Zeitung 1809, St. 18 vom 1. Febr.; Redlich[14] 2, S. 452 ff. Vgl. Kap. V, Anm. 96.

187) Asmus VIII, S. 45 ff.

188) Friedrich Perthes' Leben[6], 1, S. 125 ff.; Mönckeberg, Hamburg unter dem Drucke der Franzosen, 1806—1814. Hamburg 1863; A. Wohlwill, Neuere Geschichte der Freien und Hansestadt Hamburg insbesondere von 1789 bis 1815. (Deutsche Landesgeschichten 10.) Gotha 1914, S. 306 ff.

189) Sieh Anm. 152 u. 157.

190) Im Brief an Ernestine Voß, 17. Nov. 1810: Hs. München.

191) Erhalten: 1. 17. Okt. 1810; 2. 27. Juni 1811; 3. 12. Juli 1814 (Hss. München).

192) Hs. Wien, K. K. Hofbibliothek.

193) Sieh Anm. 153 u. 157.

194) Herbst[3] S. 354 f., 536 ff.; dort auch Claudius' Dankesbrief abgedruckt. Heinrich Voß (der Sohn) spricht in einem Briefe an den Konrektor Wolff in Flensburg vom 14. Sept. 1815 auch von Unterstützungen durch seinen Vater und von einer Kollekte von 800 Talern, die „zwei Elberfelder wackere Kaufleute" dem „Sänger des Rheinweinliedes" gesandt hätten (Hs. München). Im ‚Sophronizon' I, 3, S. 59 erwähnt J. H. Voß noch eine Summe von mehreren 100 Thalern; damit meint er wohl letztere Sendung. — Über v. d. Smissen vgl. v. Schuberts Leben, 3, S. 1.

195) Claudius an Trinette, 12. Okt. 1813: Hs. Jena, Univ.-Bibl.

196) Perthes' Leben[6], 2, S. 47.

197) Von Matthias Claudius. Lübeck 1814. In Commission bei M. Michelsen, 28 S. 8°. (Berlin, Kgl. Bibl.) Wiederholt: Redlich[14] 2, S. 331 ff.; Behrmann S. 705 ff.

198) Hs. Berlin, Richard M. Meyer (†).

199) F. Perthes' Leben[6], 2, S. 48.

200) S. vor. Anm.

201) Uhden an Böttiger, 23. April 1814: Euphorion 1, S. 379; Claudius an Johannes, Lübeck 6. Mai 1814: Copie des Enkels E. Claudius im Besitz von Prof. R. M. Meyer (†) in Berlin.

202) Herbst[3] S. 544.

203) Hs. München.

204) Ebenfalls nach der Melodie von Schillers Reiterlied. Einzeldruck; wiederholt: Orient oder Hambg. Morgenblatt 1814, 15. Okt., Nr. 45, Sp. 369 f.; Liederbuch für den Hanseatischen Verein in Hamburg 1818. S. 328; Redlich[14] 2, S. 454 ff.; Behrmann S. 718 ff. Vgl. auch Wodicks instruktiven Aufsatz ‚Hamburger Volkspoesie vor 100 Jahren': Hamburger Nachrichten 1913, Nr. 137.

205) F. Perthes' Leben[6], 2, S. 39 ff.; Mönckeberg S. 399.

206) Perthes an Bertuch, 30. Okt. 1814: Archiv f. d. Gesch. d. dtsch. Buchhandels 8, S. 324; Katharina v. Stolberg an Graf Schimmelmann, 6. Dez. 1814: Zeitschr. f. dtsch. Philol. 4, S. 371.

207) Das Folgende nach F. Perthes' Leben[6], 2, S. 48ff.

208) Kopie des Enkels E. Claudius im Besitz von Prof. R. M. Meyer (†) in Berlin.

209) Hss. im Besitz von Pastor Schröder zu Altona-Othmarschen.

210) Lebensnachrichten. 2, S. 134.

211) Hier seien einige zusammengestellt:

Sur M. Claudius.

Ennemi de tout faste, instruit d'une âme pure
Il sut vivre et mourir, Ami de la nature.
Il écrivit trop peu pour notre personnel,
Mais assez pour être immortel.

Prof. Danzel.
(Hambg. Correspondent, 1815, 24. Januar.)

Als Asmus gestorben war.

Bist denn, Asmus, wirklich hingegangen,
Konntest du dem sehnlichen Verlangen,
Deinen Freund von Angesicht zu sehn,
Länger endlich doch nicht widerstehn?

Manchem Dichter blühten Lorbeerreiser,
Aber war er größer wohl und weiser,
Besser, Asmus, wohl als du?
Groß ist, wer in Schicksalstagen
Freud und Leid mit gleichem Mut mag tragen,
Asmus, und das konntest du!

Weise ist, wer an des Lebens Ende
Ruhig, gläubig falten kann die Hände,
Asmus, — und das konntest du!
Als der Tod dich rief zur letzten Reise,
Zogst du ahnend, still erwartend, leise,
Deines Bettes Vorhang zu.

Bist du's? fragtst du, lächelnd still und fromm:
„Bin es!“ sprach Freund Hein, „komm, Asmus komm!“
Und so sanft wie deine frommen Lieder
Senkte sich des Lebens Vorhang nieder,
Wie der letzte Funke leis entglomm.
Schlummre, Asmus! Fromm und gut warst du,
Weise ist und groß, wer stirbt wie du!
(Hambg. Correspondent 1815, 3. Febr. Verf.: G. A. v. Halem.)

Von zeitgenössischen Nachrufen sind mir bekannt geworden: Hambg. Correspondent 1815, Nr. 19; Altonaer Merkur 1815, Nr. 13; Augsburger Allgem. Ztg. 1815, Nr. 19, Beilage; Der Freimüthige 1816, Nr. 14.

212) Sie starb am 26. Juli 1832.

213) Fouqué's Frauentaschenbuch f. d. J. 1819, S. 119f.; Werke 2, S. 326f.

Kapitel IX.

1) Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme. 2. Bd. Regensburg 1913.

2) A. Lütgert, Hamann und Kant: Kantstudien 11, S. 122.

3) Lemgoer Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur. Bd. 10 (1776), S. 229ff. Sieh oben S. 97f.

4) Darauf hat schon Sauer in der Einleitung zu D.N.L. 50, III aufmerksam gemacht. Vgl. auch Hamann an Herder, 20. März 1773.

5) K. Bethe, Matthias Claudius als Lyriker. Münster 1878; Avenarius, Klopstock und Claudius: Kunstwart 16, 2. S. 1ff., 26ff.; Waetzoldt, M. Claudius als Lyriker: Hamburger Correspondent 1909, Nr. 17, 18. Noch nicht zugänglich waren mir die Dissertationen von W. Hülsen, Claudius' Lyrik. Würzburg 1914, und F. Naumann, Claudius und das Volkslied. Greifswald 1914.

6) Kap. 1, Strophe 8:

„Man braucht garnicht darob zu spotten,
Die Verse meines Vetters, des Wandsbecker Bothen,
Bleiben gewiß noch weit zurück
Hinter den Versen aus meiner Fabrik."

7) Z. B. in den Gesangbüchern für die Provinzen Brandenburg, Hannover und Sachsen.

8) Rommel, Euphorion, Erg.-Heft 6, S. 25, 40, 193f.

9) Erich Schmidt, Anz. f. dtsch. Altert. 5, S. 404.

10) Vgl. z. B. Bouterweks Lied ‚Der Mann für uns' im Gött. Mus.-Alm. 1789 (D.N.L. 135, I, S. 42ff.). Seyffert, Schillers Musen-Almanache. Berlin 1914. S. 99.

11) Minor, Zeitsch. f. dtsch. Philol. 21, S. 226; Kosch, German.-Roman. Monatsschrift 2, S. 208.

12) K. Schubert, Clemens Brentanos weltliche Lyrik. (Breslauer Beiträge 20.) Breslau 1910. S. 44.

13) Sein Aufsatz ‚Der Dey von Elba in Paris, Sendschreiben des Türmers in der Hauptstadt an seinen Freund Andres' (Ellingers Ausgabe bei Bong, Bd 15, S. 87ff., dazu Einl. S. 13); Ellinger, Zeitschr. f. dtsch. Philol. 33, S. 560.

14) Z. B. Heinrich Smidt, Wie ich's gerne habe: Berlinische Blätter für deutsche Frauen. 1829. 1. Bd., S. 218f. Schon 1781 tadelt Schink in seinen ‚Dramaturgischen Fragmenten' S. 444 an Bocks Lustspiel ‚Geschwind, eh' es jemand erfährt' „die Allgemeinheit, mit der der Bearbeiter im Dialog dem Stile des Wandsbecker Bothen nachahme und die bonmots geschwätzig häufe" (Bitterling, J. F. Schink. Hamburg und Leipzig 1912. S. 106). Noch Artur Bonus spöttelt mit kecker Satire im ‚März' (II, 2, S. 270f) über die verschiedenen Arten des lieblichen Stiles, der nach seiner Ansicht von Claudius 1743 [!] eingeführt worden sei und noch heutigen Tages in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern sein Wesen treibe, wie durch ergötzliche Proben, in Nachahmung von Asmus VI, S 121ff., dargetan wird.

15) So: ‚Neujahrsquodlibet an deutsche Chapeaux und Damen, nach der Licenz der numigen Zeiten, aus dem Jahre 1777' (vgl. Alm. d. dtsch. Mus. 1778, S. 104)

16) Z. B.: ‚Schöne und anmuthige Historia von der Prinzessin Flördepina, wie sie in dem scheußlichen Gewahrsam 'ner grimmen Unholdinn gesessen und endlich durch die Listen eines mannhaften Ritters Paperlepap genannt, daraus befreiet worden, als 'ne Beilage zu tausend und einer Nacht, gestellt durch 'n Grafen Anton Hamilton, nunmehr aber ins Deutsche gedollmetscht durch Görg Bider, dermalen Boten zu Lauchstädt. 1776.' Dazu im Alm. d. dtsch. Mus. 1777, S. 99f.: „Für den Boten Asmus wäre es so etwas gewesen, den unfranzösischen Lesern so wenig bekannten Hamilton bekannter zu machen; indessen hat der Lauchstädter Bote, der so viel Gelegenheit zur Bekanntschaft mit Halberstädter Dichtern hat, seine Sachen auch gut gemacht."

17) ‚Briefwechsel zwischen Asmus und seinem Vetter' (Essen 1820), verfaßt von F. A. Krummacher.

18) ‚Der neue Wandsbecker Bote Asmus omnia sua secum portans der zweite. Nebst dem Beiblatte die Teufelszeitung, redigirt von Satanas dem Fürsten der

Finsterniß.' 104 und 52 Nr. 4°. Hamburg 1828. (Hamburger Stadtbibl.) Herausgeber war B. A. Herrmann (Goedeke 8, S. 40).

19) Bethel. Blicke aus Gottes Haus in Gottes Welt. 2 (1910), S. 105.

20) Brandes, Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes 3 (1913), Seite 72.

21) Gesamtausgabe von Seidels Schriften. 2. Aufl. Stuttgart und Berlin 1903. Bd. 1. Das ‚Kartoffellied' daselbst zitiert S. 72.

22) Sonderbare Geschichten. Bd. 1. München 1908, S. 151 (‚Schmulius Cäsar').

Berichtigungen.

Durch meine Teilnahme am Krieg ist die Durchsicht der Korrekturen sehr erschwert worden; ich bitte daher, neben kleineren folgende sinnstörende Druckfehler zu verbessern:

S. 1, Z. 6 l. Claudius; S. 21, Z. 5 l. will ihn nicht; S. 36, Z. 28 l. „Lesegesellschaft" ab; S. 50, Z. 13 hinter „machen" setze: [52a]); S. 64, Z. 27 l. Schwange; S. 70, Z. 10/11 l. Sekretärzeit; S. 73, Z. 27 l. Wissenschaften; S. 91, Z. 3 v. u. l. wohlerwogen; Z. 4 v. u. [169]) gehört auf S. 92, Z. 2 hinter ‚Fritze'; S. 117, Z. 18 bis S. 121, Z. 2 sind die Anmerkungen um eine Nr. vorzurücken, also [76]) bis [92]); ebenso S. 121, Z. 16 bis S. 122, Z. 19, also [94]) bis [99]); S. 125, Z. 3 v. u. l. Frau Ernestine; S. 151, Z. 21 l. Bekanntschaft machen; S. 152, Z. 27 l. die schlesische Reise; S. 161, Z. 13 l. sind die Nebel; Z. 15 hinter „könnte" setze: [4]); Z. 13 v. u. bis S. 162 Z. 8 sind die Anmerkungen um eine Nr. vorzurücken, also [5]) bis [11]); dafür fällt [11]) auf S. 162, Z. 14 weg; S. 164, Z. 14 setze hinter „Fritz Stolberg" [24a]); S. 171, Z. 3 v. u. l. Satyrspiel; S. 173, Z. 17 hinter ‚Kirchen-Agende' setze [53a]); S. 176, Z. 23 l. Cercle hielt; S. 208, Z. 10 v. u. l. sieben statt acht.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

